Soziologie.

Positive Lehre von den menschlichen Wechselbeziehungen.

Von

Gustav Ratzenhofer.

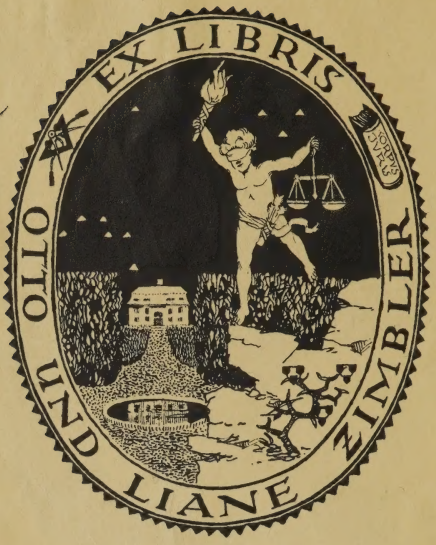
Aus seinem Nachlasse herausgegeben von seinem Sohne.

Mit dem Bildnis des Verfassers.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1907.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH



Soziologie.

Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlage:

Wesen und Zweck der Politik. Als Teil der Soziologie und Grundlage der Staatswissenschaften. Drei Bände. 8. 1893. Geh. 20 M. Geb. 25 M.

I. Band: Die soziologische Grundlage. — 1. Die Politik im allgemeinen. — 2. Die Politik im Staate.

II. Band: 3. Die Staatspolitik nach außen. — 4. Die Gesellschaftspolitik.

III. Band (mit einer lithographierten Tafel): 5. Der Zweck der Politik im allgemeinen. — 6. Die zivilisatorische Politik im Staate. — 7. Die zivilisatorische Staatspolitik nach außen. — 8. Die zivilisatorische Gesellschaftspolitik. — 9. Zur Kritik der Zivilisation.

Die soziologische Erkenntnis. Positive Philosophie des sozialen Lebens. 8. 1898. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Der positive Monismus und das einheitliche Prinzip aller Erscheinungen. Mit 3 Figuren. 8. 1899. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf.

Positive Ethik. Die Verwirklichung des Sittlich-Seinsollenden. 8. 1901. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Die Kritik des Intellekts. Positive Erkenntnistheorie. Mit einer Figur. 8. 1902. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf.

301
R18s

Soziologie.

Positive Lehre von den menschlichen Wechselbeziehungen.

Von

Gustav Ratzenhofer.

Aus seinem Nachlasse herausgegeben von seinem Sohne.

Mit dem Bildnis des Verfassers.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1907.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Vorwort des Herausgebers.

Als mein Vater im Sommer 1904 einer Einladung nach St. Louis folgte, um vor dem Gelehrtenkongreß der Weltausstellung die Probleme der Soziologie zu erörtern, hatte er die erste Niederschrift seiner „Soziologie" vollendet, die er in der Vorrede zur „Kritik des Intellekts" in Aussicht gestellt hatte.

Er ist von dieser Reise nicht lebend heimgekehrt.

Eine eingehende Prüfung des Manuskripts, das in 263 Bogen vor mir lag, brachte mich zur Überzeugung, daß es nicht nur ein Akt der Kindesliebe, sondern meine Pflicht sei, den meinen Händen anvertrauten Gedankenschatz der Öffentlichkeit zu übergeben.

Obwohl ich hierzu alsbald entschlossen war, befiel mich doch ein Zagen, ob ich dieser Aufgabe auch gewachsen sei. War es mir doch bekannt, wieviel mein Vater an seinen Manuskripten zu bessern pflegte, hier kürzend, dort ergänzend und neu gestaltend, und überdies hatte er wiederholt geäußert, daß die vorliegende Arbeit, die während der zwei letzten Jahre zwischen langen Pausen des Unwohlseins entstanden war, einer vollständigen Umarbeitung bedürfe, um ein geschlossenes Ganze zu werden.

Wenn ich es gleichwohl wagte, mit meinen schwachen und gänzlich ungeschulten Kräften die Herausgabe zu unternehmen, so war es das Vertrauen, daß ich durch den jahrelangen Umgang mit meinem Vater vielleicht an Verständnis seines Denkens einiges gewonnen hatte, was bei der engbegrenzten Aufgabe einer bloß formalen Redigierung den Mangel anderer Qualitäten vielleicht ersetzen könnte. Denn eines stand klar vor mir: wenn auch das Werk, wie ich es fand, vom Verfasser noch nicht in seine endgiltige Form gebracht worden war, es durfte sich mir nur um eine rein äußerliche

Redaktion und keineswegs um eine Bearbeitung handeln. Es war mir nicht nur der Gedanke, sondern auch das Wort des Verfassers heilig.

So ging ich an die Arbeit, welche im wesentlichen nur in einer stilistischen Revision, in der Zusammenfassung des Zerstreuten und in einer teilweisen Neugruppierung bestand.

Eine Hauptschwierigkeit lag darin, daß manche Partien in ausführlicher Breite, andere nur in knapper Skizzierung behandelt waren. Unfähig und auch gar nicht gewillt, Lücken auszufüllen oder Ausführungen zu ergänzen, mußte ich, um den einheitlichen Charakter zu wahren, an andern Stellen kürzen. Überall aber strebte ich nach möglichster Prägnanz, und ich fürchte beinahe, in dieser Hinsicht zuviel getan zu haben; denn jetzt will mir scheinen, als hätte ich, um nur ja den Sinn nicht zu verfehlen, den das Gemüt ergreifenden Schwung gelähmt und die Darstellung verflacht. Besonders bei den Stellen, welche die Familie, die Würde der Persönlichkeit und die Bedeutung des Transzendentalinteresses für die soziale Entwicklung betreffen, ist es mir schmerzlich, daß nicht ein unveränderter Abdruck des Manuskripts möglich war.

Wenn ich so ausführlich von meiner Aufgabe sprach, geschah es nur, um den Leser darüber zu beruhigen, daß nicht etwa Änderungen stattfanden oder Neues eingeschaltet wurde, sondern daß das Buch in allem ein echtes Werk meines Vaters ist; bei jedem Satz, bei jedem Wort und Wortbild von besonderer Farbe bin ich imstande, mich auf das Manuskript zu berufen.

* * *

Es ist für den Sohn eine mißliche Sache, ein vollständiges Lebensbild des Vaters zu geben.

Seine Darstellung wird entweder als parteiisch und übertrieben gelten oder dem Vorwurf unkindlicher Kälte ausgesetzt sein. Ich will mich darum hier darauf beschränken, Züge aus dem merkwürdigen Entwicklungsgange meines Vaters hervorzuheben. Was er schließlich als Mensch geworden ist, als Bürger und Soldat, als Gatte und Vater, das wird der Leser in diesem Buche selbst finden. Denn, wenn neuerdings vielfach versucht wird, aus der Persönlichkeit eines Philosophen seine Lehre zu erklären, so muß umgekehrt aus seinen Lehren ein Schluß auf die Persönlichkeit ge-

stattet sein. Der Positivist wird weiter in der wechselseitigen Abhängigkeit von Lehrer und Lehre einen wichtigen Fingerzeig für die Beurteilung des philosophischen Systems finden. Wie viele Denker vertragen es wohl, daß ihre Lebensweisheit nach der Weisheit ihres eigenen Lebens bewertet wird!

Der Urgroßvater Ratzenhofers kam als Schlosser von Donauwörth nach Wien. Der Großvater des Autors, Mathäus Ratzenhofer, war ein Grübler und Tüftler, der eine kunstvolle astronomische Uhr konstruierte und sein ganzes Leben lang sich mühte, ein perpetuum mobile zu erfinden. Dessen Sohn Johann, der Vater des Verfassers, nahm das Leben leichter; er war, was man einen echten Wiener nennt, ein Freund von Musik und heiterer Geselligkeit, der es dabei verstand, das väterliche Geschäft bedeutend zu vergrößern. Sein heiteres Temperament und sein schlagfertiger Humor vererbten sich auf seinen Sohn Gustav, unsern Autor, dem selbst überschäumende Lustigkeit nicht fremd war, in dessen Wesen jedoch der Ernst und die Gründlichkeit seines Großvaters Mathäus überwogen, dem er auch an Gestalt und Gesichtszügen glich.

Von der Mutter Ratzenhofers, deren Stammbaum teils nach Wien, teils nach Günzburg in Bayern verweist, läßt sich wenig feststellen, da sie der Familie schon in jungen Jahren durch den Tod entrissen wurde. Sie lebte in der zärtlichen Erinnerung des Sohns als eine schwärmerische, melancholische Frau.

Gustav Ratzenhofer wurde am 4. Juli 1842 in Wien geboren. Nachdem er drei Klassen der Volksschule und zwei Klassen der Realschule besucht hatte, deren Lehrer mehr mit der Begabung als mit Fleiß und Sitten des Schülers zufrieden waren, trat er bei einem Großuhrmacher in die Lehre und machte nach wenigen Jahren sein Meisterstück, eine Pendeluhr, ein kostbares Familienandenken.

Die Krankheit und der frühe Tod seines Vaters, Zerwürfnisse mit seiner Stiefmutter und geschäftliche Schwierigkeiten brachten Ratzenhofer im Oktober 1859 dahin, als Kadett-Gemeiner in die Armee zu treten.

Hiermit begann für ihn eine harte Zeit. Mit der kärglichen Löhnung und einer verschwindenden Zulage mußte nicht nur das Auskommen gefunden, sondern auch auf Standesrücksichten Bedacht genommen werden. So litt der Arme erst in Mauer bei Wien, dann in Kroatien oft buch-

stäblich Hunger, und die mangelhafte Ernährung während wichtiger Entwicklungsjahre war wohl die Ursache einer gewissen körperlichen Zartheit und Empfindlichkeit, die erst im reifen Mannesalter überwunden wurde.

Noch bedeutender waren die sittlichen und intellektuellen Gefahren für den jungen Mann; denn die Kadetten in der Militärgrenze waren weder Heilige noch Gelehrte. Es fehlte nicht an tollen Streichen und Liebeshändeln, und daß bei diesen Ratzenhofer nicht fehlte, beweisen seine zahlreichen Duelle. Bei einem derselben, das er als junger Offizier zu bestehen hatte, erlitt er eine schwere Verletzung der rechten Hand. Furchtbarer Blutverlust und eine verkehrte Behandlung dürften hierbei den Grund zu seinem spätern schweren Steinleiden gelegt haben, das ihn oft und oft mit qualvollen Schmerzen heimsuchte, ihn aber nicht hinderte, dem praktischen Dienst als Truppenoffizier bis an die Grenze seiner ungewöhnlichen Willenskraft zu genügen und seinen Körper auch im Alter rüstig und geschmeidig zu erhalten, das ihm aber schließlich jäh und unerwartet den Tod gab.

Als Ratzenhofer 1864 endlich Leutnant wurde, in jenem Lebensalter, in welchem die meisten Menschen beginnen, das in der Schule Gelernte zu vergessen, wo die Jugendideale verblassen und Nützlichkeitserwägungen den Platz räumen, da erst begann Ratzenhofer zu lernen, über sich und die Allgemeinheit nachzudenken, das Sittliche als das gesellschaftlich Notwendige einzusehen und nun in ernster Arbeit an seinem Charakter zu wecken, was die Mutter in sein empfängliches Gemüt gelegt hatte.

Tagebücher und Notizhefte aus jener Zeit geben rührende Beweise von dem Ernst und dem Eifer seines Bildungsstrebens und der Unbehilflichkeit des Autodidakten. Noch viele Jahre später war trotz emsiger Arbeit nicht alles nachgeholt, was in der Jugend versäumt worden war, und ein Hauptgrund, warum Ratzenhofer trotz ausgesprochener Begabung in allen militärischen Fächern die Kriegsschule in Wien nur mit mittelmäßigem Erfolge absolvierte, waren Mängel der Elementarbildung.

Mit etwa 33 Jahren war diese Wandlung vollendet. Selbststudium und Pflichteifer hatten ihm die Karriere eines Generalstabsoffiziers eröffnet, sein Name war in Fachkreisen durch schriftstellerische Arbeiten und Vorträge bekannt geworden, seine Weltanschauung war fest umrissen und

gipfelte schon damals in der Idee der Gesetzeseinheit der Natur, die insbesondere auch im sozialen Leben waltet; er war erfüllt von dem stolzen Glauben, daß er der Welt Bedeutendes zu geben vermöchte, und das Glück seines Lebens war gesichert, als er das Herz und die Hand des Fräuleins Marie von Herget gewann. Der umfangreiche Briefwechsel zwischen ihm und seiner Braut gibt ein deutliches Bild seiner damaligen Verfassung. Er war entschlossen, das Weltbild, wie es vor seinem geistigen Auge stand, wissenschaftlich zu entwickeln, er erwartete, wenn ihn nicht gerade sein Leiden niederdrückte, mit Bestimmtheit in seinem militärischen Beruf emporzukommen; doch glaubte er mit beidem sich noch nicht genug getan.

Mit offenem Sinn für die Freuden der Welt, ein verwöhnter Liebling der Gesellschaft, dabei von starkem Selbstbewußtsein, forderte er in jeder Richtung vom Leben Freude und Genuß, Glück und Erfolg.

Auf welchem Gebiete er sich den Erfolg holen sollte, darüber erwartete er noch von den äußern Verhältnissen Aufschluß. Er fühlte sich gleichmäßig befähigt, im Reiche der Tat oder dem des Gedankens zu kämpfen und zu siegen. Und dieser ungebrochene, unbändige Jugendmut mit seinen naiven Hoffnungen zur Zeit des Höhepunkts männlicher Kraft, in einem Alter, wo andere sich längst für einen bestimmten Weg entschieden, auf ein bestimmtes Feld beschieden haben, gab ihm das Gefühl der Überlegenheit über seine Umgebung.

Natürlich sind nicht alle kühnen Erwartungen in Erfüllung gegangen. Gleichwohl hat mein Vater sein Leben stets das allerglücklichste genannt. Sein Glück war seine Frau. Die angeborene Zartheit und Reinheit ihrer Anschauungen hat den tiefsten Einfluß auf ihn geübt. Sie hat die Fortschritte seiner intellektuellen Entwicklung verständnisvoll begleitet, den Fortschritten des ethischen Bewußtseins aber Anregung und Richtung gegeben. Sie war es, die ihn nicht nur sein eigenes Glück in der Ehe und in der Familie finden, sondern ihn auch objektiv erkennen ließ, daß alles Glück in der Richtung des Seinsollenden liegt, das seine letzte Wurzel im Verhältnis der Geschlechter hat.

Den Feldzug in Böhmen 1866, insbesondere die Schlacht bei Königgrätz und die bosnische Okkupation 1878, machte Ratzenhofer in zu niederer Stellung mit, um besonders hervorzutreten. Seine abwechslungsreiche

militärische Laufbahn führte ihn teils im Generalstabs-, teils im Truppendienste in alle Teile der österreichisch-ungarischen Monarchie. Hierauf und auf seine Leistungen als praktischer Soldat und als Militärschriftsteller einzugehen, will ich mir versagen und mich damit begnügen, in dieser Beziehung auf die wahre und warme Schilderung hinzuweisen, die Feldmarschalleutnant Kirchhammer von seinem Jugendfreund in Danzers Armeezeitung, Wien 1904 entworfen hat. Die von ihm mitgeteilten Daten hat Professor Stein in Bettelheims biographischem Jahrbuch, IX. Band, allgemein zugänglich gemacht. Doch ließ ihn seine Unkenntnis der österreichischen Militärverhältnisse Kirchhammers Mitteilungen teilweise mißverstehen.

Ratzenhofers Laufbahn ist, wenn sie auch „ohne blaues Blut, ohne goldene Wiege und fördernden Anhang" begann, eine fast reibungslose zu nennen. Sie vollzog sich während der langen Friedensjahre sozusagen automatisch. Da gab es keinen Ellbogenkampf ums Dasein, wie Stein meint, kein Ertrotzen mit Zähnen und Nägeln, sondern ein nach Prüfungen und Erprobungen abgestuftes, gleichmäßiges Vorrücken im Sinne der demokratischen und genau detaillierten Beförderungsvorschriften der k. u. k. Armee, deren oberste Stellen wir vorzugsweise mit Bürgerlichen besetzt sehen. Bei dieser Sachlage entfällt wohl auch die Verdüsterung des Charakters, die Stein als Wirkung jenes Kampfes, in dem die Furien die Grazien überwiegen sollen, annehmen zu müssen glaubt.

Als General Ratzenhofer 1898 vom Brigadekommando in Lemberg abberufen wurde und, bald darauf zum Feldmarschalleutnant vorrückend, zum Präsidenten des Militärobergerichts ernannt wurde, fühlte er sich dem ihm zusagenden Gebiete leitender, lehrender, organisierender Wirksamkeit entrissen. Bei der hohen Bedeutung, die er dem Volksheere im zivilisatorischen Staate zuerkannte, war er gern und freudig Soldat gewesen. Der militärische Beruf hatte ihm das seinen Anlagen entsprechende Feld zur Betätigung der Willensenergie geboten, und bisher war sein wissenschaftliches Ideal noch nie in einen Gegensatz zu seiner dienstlichen Stellung gekommen. Schwerer wurde es ihm, sich mit seinem neuen Berufe zu befreunden. Die juristische Tätigkeit, wo Verstand und Herz nicht frei entscheiden dürfen, sondern an Formen und Normen gebunden sind, war seinem Wesen direkt zuwider. Dazu kam, daß der österreichische

Militärstrafprozeß, trotz seiner über jeden Zweifel erhabenen Praxis, zu sehr auf rückständigen Prinzipien aufgebaut und zu sehr mit längst erkanntem Widersinn belastet ist, um nicht einem Mann von Ratzenhofers zivilisatorischen Gesinnungen seine Stellung zu verleiden. Ein Konflikt in einer prinzipiellen Frage hatte seinen Austritt aus dem aktiven Dienst zur Folge.

Ratzenhofer mochte ein anderes Ende seiner militärischen Karriere erwartet haben; dennoch trat er keinesfalls in das große Heer der gekränkten und mißvergnügten Pensionisten, und wenn er den schon sorgsam vorbereiteten Schritt in den politischen Parteikampf ausgeführt hätte, würde er auch hier bewiesen haben, daß er nach jeder Richtung eine schaffende und bauende, nie eine zerstörende Natur gewesen ist. Gesundheitsrücksichten hielten den geistig Unverwüstlichen ab, nach seiner militärischen und schriftstellerischen Laufbahn noch eine politische zu eröffnen. Er lebte als Freund der Kunst und Natur, auf den Kreis der nächsten Verwandten zurückgezogen, in Wien und dessen schöner Umgebung, bis er die Reise nach Amerika antrat. Er starb auf der Heimreise am 8. Oktober 1904.

* * *

Leider bin ich nicht in der Lage, den wissenschaftlichen Entwicklungsgang meines Vaters zu schildern. Er hat zeitlebens viel und gründlich gelesen. Dabei bevorzugte er die neuesten Erscheinungen. Wenn ihm auch seit seiner Arbeit im kriegsgeschichtlichen Bureau, in welchem er das Jahr 1704 bearbeitete, das Quellenstudium nicht unbekannt blieb, war er doch mehr bestrebt, durch zusammenfassende systematische Werke einen Überblick über die ihm wichtig scheinenden Wissensgebiete zu erlangen, als sich in die Kleinarbeit von Monographien zu verlieren. Neben der politischen, Wirtschafts- und Kulturgeschichte pflegte er besonders Physiologie und Biologie. Hier war er ein ausgesprochener Anhänger Reinkes. Vor Verfassung des „Monismus" 1899 beschäftigte er sich ernstlich mit Physik; doch klagte er, daß ihm für alles Mathematische sowie für Sprachen die Begabung versagt sei. Die ältern Philosophen waren ihm, außer Kants und Fichtes Hauptwerken und Spinozas Ethik, nur aus philosophie-geschichtlichen Darstellungen bekannt. Eingehend hingegen studierte er Comte, dessen Jünger er sich genannt hätte, wenn ihn nicht die Schrullen von Comtes Alter

abgestoßen hätten. Von Werken, die sein höchstes Interesse und teilweise seinen vollen Beifall fanden, sei wegen mannigfacher Berührungspunkte mit dem Inhalt der vorliegenden Schrift H. St. Chamberlain, „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" genannt.

Ratzenhofer war also Autodidakt nur in dem Sinne, daß seine Studien keine schulgerechten, seine Belesenheit keine lückenlose war. Keinesfalls war er in dem Wahne befangen, daß alles, was er geschrieben, vor ihm noch nie gesagt worden sei. Er fühlte nur zu wohl, daß er gar nicht imstande sei, alle die von ihm übernommenen und verwendeten Gedankenelemente in Literaturnachweisen auf ihre Quellen zurückzuführen. Darum und weil es in philosophischen und staatswissenschaftlichen Werken auf den einzelnen Gedanken gar nicht, aber alles auf die systematische Folgerichtigkeit ankommt, ließ er Zitate und Literaturangaben gänzlich weg, um hierin nicht mangelhaft und unvollständig zu sein. Fast könnte man das übertriebene Bescheidenheit nennen; denn er hätte sich, wie seine Notizen beweisen, seiner Belesenheit nicht zu schämen gebraucht.

Im vorliegenden Werke insbesondere war Ratzenhofer auf eine vollständige Darstellung der soziologischen Grundlehren bedacht. Neben seinen und von andern Schriftstellern ausgesprochenen Gedanken wurden darum z. B. in der Lehre von den sozialen Faktoren uralte und jedem Gebildeten geläufige Wahrheiten dargestellt, die erst dadurch, daß sie an ihren Platz im System gerückt werden, ins rechte Licht kommen.

Das für alle wissenschaftlichen Arbeiten Ratzenhofers Charakteristische ist ein entschieden systematischer Zug, das Bestreben, die Untersuchungen bis an die äußersten Grenzen der Erkenntnis auszudehnen und ihre Resultate mit den letzten philosophischen Prinzipien des Seins in einen systematischen Zusammenhang zu bringen. Der einzelne Gedanke schien ihm wertlos, wenn er nicht seine Kontrolle durch die Einfügung in des Autors geschlossene Weltanschauung fand.

Hierfür ist schon das Motto bezeichnend, das Ratzenhofer seinem ersten, rein militärischen Werke, Die Taktischen Lehren des Krieges 1870—71, Wien 1872, voranstellte, die Worte Goethes:

„Alle Gestalten sind ähnlich, doch keine gleichet der andern,
Und so deutet ihr Chor auf ein geheimes Gesetz."

Dies offenbart sich auch in der Reihenfolge der Aufgaben, die er sich stellte: die Beschäftigung mit den militärischen Fächern führte ihn zur Betrachtung der rechtlich-politischen Stellung des Heeres im Staate (Die Staatswehr, Stuttgart 1881); die Lehre von diesem Zweige der Politik führte ihn zur Politik überhaupt; diese als eine der wichtigsten sozialen Erscheinungen zur Betrachtung der Gesamtheit derselben, zur Soziologie; und Ratzenhofers Soziologie mündet nicht etwa bloß in der Philosophie, sondern ist durchaus ein integrierender Teil derselben, die Synthese des gesamten Wissens über das Unbelebte, das Belebte und das Soziale. So bildet sein Lebenswerk von den taktischen Lehren bis zu seiner Erkenntnistheorie (Kritik des Intellekts, Leipzig 1902) ein organisches Ganze, dessen letzte Ausläufer schon in den ersten Ansätzen vorgebildet erscheinen.

Gemeinsame Arbeit oder Fühlungnahme mit andern Gelehrten hat Ratzenhofer nicht gefunden. Er blieb auch nach seiner Pensionierung ohne jede Berührung mit der wissenschaftlichen Welt. Freilich war auch deren Haltung im allgemeinen wenig einladend. Eine der wenigen Ausnahmen hiervon machte Professor Gumplowicz in Graz.

Mit diesem, der ihm in der positivistischen Soziologie vorangegangen war, und dessen Werke von bestimmendstem Einflusse auf sein Denken als Soziologe waren, verband ihn tiefes gegenseitiges Verständnis und ein in der deutschen Gelehrtenwelt ziemlich isoliertes Streben zu einer Art intellektuellen unpersönlichen Freundschaft, die sich in regem Briefwechsel aussprach, wenn sie auch nicht zur persönlichen Bekanntschaft führte. Als Sohn Ratzenhofers kann ich es aber nicht unterlassen, auf die bedeutende Förderung hinzuweisen, die mein Vater von Gumplowicz erfuhr. Hierbei habe ich weniger den äußern Erfolg im Auge, der ohnehin bescheiden, vielleicht zu einem guten Teile auf Gumplowiczs Bemühen zurückzuführen ist, Ratzenhofer im Leserkreise einzuführen, als die moralische Unterstützung, die er in seinem Beifall fand; denn die stärkste Energie müßte schließlich erlahmen, wenn dem Streben jede Anerkennung versagt bleibt. Gumplowiczs hochherziges Eintreten für seinen Kampfgenossen hat dessen Sohn ihm tief verpflichtet.

Gmunden, im Mai 1907.

Dr. Gustav Ratzenhofer.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers V

Einleitung 1

A. Theoretische Soziologie.

I. Die wichtigsten Elemente soziologischen Denkens.

1. Die natürliche Entwicklung aus einem einheitlichen Prinzip und die Gesetzmäßigkeit aller Erscheinungen 9
2. Die Stellung des Menschen in der Umwelt 12
3. Die Zeitalter der sozialen Entwicklung 13
4. Der soziale Inhalt aller menschlichen Bestrebungen 17
5. Die grundsätzlichen Erscheinungsformen der sozialen Beziehungen 21
6. Der Ursprung der sozialen Triebe 23

II. Die Faktoren der sozialen Entwicklung.

7. Die geologischen Perioden und der Wohnraum 27
8. Die ererbten Anlagen der Menschen:
   a) Bedeutung und Begriff der Rasse 34
   b) Überblick über die Menschenrassen und deren Geschicke 38
   c) Verhältnisse der Rassen zueinander 47
9. Die Umwelt und die erworbenen Anlagen der Menschen 49
10. Die Überlieferung (Tradition) 57
11. Die krankhaften Anlagen 59
12. Die Verteilung der ererbten und die Befestigung der erworbenen Anlagen (Vermischung und Inzucht) 63
13. Der Daseinskampf und die natürliche Auslese 68
14. Die Berührung verschiedener Anlagen 74
15. Die herrschenden Ideen 78
16. Vergleichung des Wertes der Faktoren der sozialen Entwicklung 84

III. Die sozialen Funktionen.

17. Die Wirtschaft und ihre Politik:
   a) Die Grundelemente der Wirtschaft und ihre Trennung durch den Verkehr 89
   b) Zur Kritik des sozialdemokratischen Programms 93
   c) Zivilisatorische Wirtschaftspolitik 99

Seite
18. Volksvermehrung und Bevölkerungspolitik 102
19. Die Politik der Gewalt 105
20. Die Konfessionen und ihre Politik 110
21. Das Privatleben 115

IV. Die Sozialgebilde.

22. Die Sozialverbände des Blutes:
a) Die Familie 120
b) Die Sozialverbände der Rassen- und Stammesgemeinschaft; das Judentum 124
c) Der Sozialverband des Adels 135
23. Die Sozialgebilde der Gewalt; der Staat 138
24. Die Sozialgebilde der Ideen 142
25. Die Sozialgebilde der Zivilisation; Nation und Gesellschaft 147

V. Die Prinzipien der sozialen Entwicklung.

26. Individualismus und Sozialismus 153
27. Integration und Differenzierung 154
28. Fortschritt und Rückschritt 155
29. Freiheit und Zwang 158
30. Gleichheit und Autorität 165
31. Die soziale Ordnung:
a) Das Wesen der sozialen Ordnung 168
b) Der Anteil der Konfessionen an der sozialen Ordnung 169
c) Die soziale Ordnung der zivilisierten Gesellschaft 174

B. Angewandte Soziologie.

VI. Grundlegung derselben.

32. Die Möglichkeit eines individuellen Einflusses auf die soziale Entwicklung . 183

VII. Die praktische Entwicklung der wesentlichsten sozialen Beziehungen.

33. Die Beziehungen der Geschlechter 190
34. Die Volkshygiene 196
35. Das Recht und seine Praxis:
a) Gesellschaftsschutz als rechtsphilosophische Grundidee 202
b) Das Strafrecht insbesondere 205
36. Die Exekutivorgane des Staates; die bewaffnete Macht:
a) Die allgemeine Wehrpflicht 207
b) Der Militarismus 210
c) Die Verminderung der Heereslasten 214
37. Der Staatshaushalt 219
38. Die Volkswirtschaft 220
39. Rückblick und Ausblick 223

Sachregister 230

Einleitung.

Der Wissenschaft, die sich mit den Individuen befaßt, steht die Wissenschaft von den menschlichen Wechselbeziehungen gleichwertig zur Seite, und zwar derart, daß weder das Einzelleben noch das gesellschaftliche, jedes für sich behandelt, verstanden werden kann. Wenn Biologie und Psychologie, als Wissenschaften von den sinnlichen und intellektuellen Vorgängen beim einzelnen Menschen, der Soziologie, als Wissenschaft der menschlichen Wechselbeziehungen, vorausgeeilt sind, und letztere erst jetzt eine sichere Grundlage gewinnt, obwohl soziale Beziehungen vom Einzelleben seit jeher unzertrennlich waren, so wurzelt dies in der menschlichen Natur, sich für den Mittelpunkt des Alls zu halten, und in der Schwierigkeit, soziale Beziehungen wissenschaftlich zu erfassen. Heute ist uns zur Gewißheit geworden, daß Psychologie und Soziologie nur im engsten Zusammenhange miteinander gedeihen, entsprechend dem kausalen Zusammenhange zwischen Einzel- und sozialem Leben. Beide Wissenschaften entnehmen aber ihre Denkelemente der Philosophie, welche die Synthese aus der gesamten jeweiligen menschlichen Einsicht sein soll.

Weil die menschlichen Wechselbeziehungen ein durchaus besonderes Gebiet der Wissenschaft sind, wenn sie auch mit allen andern Gebieten der Wissenschaft in Zusammenhang stehen, so bilden sie ein besonderes philosophisches Problem, das soziologische, welches nach der Lösung des kosmologischen, psychologischen, mathematischen und logischen Problems noch unbeantwortet bleibt. Die sozialen Beziehungen der Menschen oder

eigentlich aller Organismen sind nämlich einer Gesetzlichkeit unterworfen, welche in keiner andern Gesetzlichkeit unmittelbar enthalten ist, sondern zu diesen als besondere hinzutritt. Die Kausalität aller Probleme darzulegen und die Beziehungen der verschiedenen Gesetzlichkeiten im Bereiche des Kosmischen, Physikalischen, Organischen und Sozialen festzustellen, ist die Aufgabe der Erkenntnistheorie.*

Der philosophische Einblick in den Ursprung der menschlichen Wechselbeziehungen, in die Wesenheit der sozialen Kräfte und in die Gesetzlichkeit ihres Waltens bildet als Teil der positiven Philosophie die „soziologische Erkenntnis". Diese bleibt im Rahmen der Philosophie.

Wo aber die Forschung die Grenzen der philosophischen Erkenntnis dadurch überschreitet, daß sie die biologischen und psychologischen Elemente des sozialen Lebens im Lichte seiner praktischen Tatsachen untersucht, beginnt das Gebiet der Soziologie; diese setzt als Wissenschaft der menschlichen Wechselbeziehungen die Grundzüge der sozialen Entwicklung fest, um auf diese gestützt Lehren zu gewinnen, wie die sozialen Erscheinungen im zivilisatorischen Sinne beherrscht werden können.**

Die Soziologie wird daher auf ihrer philosophischen Grundlage die Phänomene der menschlichen Wechselbeziehungen klassifizieren, die Faktoren der sozialen Entwicklung ermitteln und das Wirken der Naturgesetzlichkeit im allgemeinen und der soziologischen Gesetzlichkeit im besondern innerhalb derselben konstatieren. Die Soziologie ist nicht berufen, die zahlreichen Einzelheiten des sozialen Lebens zu erforschen, sondern sie hat die bezüglichen Forschungsresultate zur Gewinnung eines einheitlichen Über-

---

* „Kritik des Intellekts", 14. Abschnitt. (Anmerkung. Bei Anziehung meiner Werke unterbleibt die Angabe des Autors und der Druckdaten.) Siehe auch die Anmerkung des Herausgebers zum folgenden Abschnitt.

** Nach vorstehendem ist die rein philosophische Erörterung des sozialen Problems Gegenstand der soziologischen Erkenntnis. Mein Werk gleichen Titels hat in einzelnen Teilen (IV. u. V. Hauptstück) den Boden philosophischer Untersuchung überschritten und jenen der Soziologie betreten. Dies ist geschehen, weil ich mich bei Veröffentlichung jenes Werkes des Dranges nicht zu erwehren vermochte, bei der damaligen Bestrittenheit alles soziologischen Denkens dessen erste, wesentlichste Früchte baldigst zu veröffentlichen. Diese Teile werden, soweit es unumgänglich notwendig schien, auch in dieser Soziologie, und zwar auf Grund der inzwischen wesentlich vorgeschrittenen Hilfswissenschaften bearbeitet, erscheinen.

blicks und zur Erkenntnis der einheitlichen Gesetzlichkeit aller sozialen Erscheinungen zu verarbeiten.

Sie muß das gesamte menschliche Wissen als Quelle ihrer Einsicht ansehen, um diesem diejenigen Tatsachen und Lehren zu entnehmen, welche dem obigen Zweck entsprechen. Die Soziologie kann daher gar nicht in den Mikrokosmos der Erscheinungen eindringen; sie muß sich mit dem Totale derselben beschäftigen, sonst erfüllt sie nie ihre Aufgabe.

Weil es nun im Geiste der modernen Wissenschaft liegt, überall in die Einzelheiten einzudringen, und weil es dank Hegels voreiligen Phantasien für jeder Wissenschaftlichkeit widersprechend gehalten wird, den großen Zusammenhängen nachzuforschen, wurden bisher die wenigen Versuche, die Soziologie in ihrem vollen Umfange zu erfassen, nicht gewürdigt. Darum warfen sich ferner einige der Forscher, die eine Soziologie versuchten, auf Spezialgebiete der sozialen Entwicklung und wurden so ungebetene Konkurrenzarbeiter in allen denkbaren Wissenszweigen, so vor allem in jenen der Nationalökonomie, der Kriminalpsychologie, der Psychologie der Geschlechter, der Demographie u. a. m. Weil es bisher keine offizielle Soziologie gab, das Bedürfnis nach einer Wissenschaft der sozialen Beziehungen aber nicht abzuweisen war, so entwickelten endlich umgekehrt viele, besonders deutsche Gelehrte aus ihrem Fachgegenstande heraus soziologische Untersuchungen; so wurden die Geschichte (Lindner, Lamprecht), die Volkswirtschaftslehre (Wagner, Schmoller, Sombart), die Geographie (Ratzel), die Psychologie (Wundt) und andere Wissenschaften soziologisch verarbeitet, natürlich ohne daß das Resultat zum vollen Werte einer Soziologie erhoben werden konnte. Kurz, die Soziologie vermochte sich nicht von ihren Hilfswissenschaften zu differenzieren.

Es liegt auf der Hand, daß die Geschichte, jener Wissenszweig, welcher sich die Ermittlung der sozialen Erscheinungen, ihres Werdens und ihrer Folgen zur Aufgabe gestellt hat, eine Hauptquelle soziologischer Lehren ist. Haben wir es doch bei ihr mit jenem Wissensgebiete zu tun, welches sich bis zur Gegenwart für berufen und befähigt hielt, die menschlichen Wechselbeziehungen als Geschichtsphilosophie lehrhaft zu erfassen. Dieses Bemühen hat sich allerdings als vergeblich gezeigt, weil der Ge-

schichte die Wesenheit einer Wissenschaft* überhaupt fehlt.** Aber die Geschichte liefert das meiste Material zur Ermittlung des sozialen Pro-

* Siehe „Wesen und Zweck der Politik", III. Bd., S. 445. — „Die Kritik des Intellekts", S. 137.

** Unter allen Werken, welche sich mit Geschichtsphilosophie beschäftigen, erscheint E. Bernheims „Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie" (3. und 4. Aufl., Leipzig 1903) als das weitaus vorgeschrittenste. Sätze wie: „Ist doch gerade das Widerspiel zwischen dem Triebe des Menschen, sich der Umwelt gegenüber zu behaupten, durchzusetzen, und dem Triebe, der Umwelt durch Mitteilung, Anpassung, Unterordnung sich hinzugeben, eine der Grundmächte alles menschlichen Lebens" (S. 626 f.) oder „die Grundlage der Sozialpsychologie (was wohl die Soziologie ist) bleibt immer die Individualpsyche" (S. 629) zeigen ein hohes Maß soziologischer Erkenntnis. Bernheim gibt sich jedoch einer argen Täuschung hin, wenn er glaubt, solche Sätze auf geschichtsphilosophischem Wege gefunden zu haben. Jenen Satz hat er erkannt durch einen vielleicht unbewußten Vergleich der sozialen Erscheinungen mit einem Grundsatz der Biologie und diesen durch eine Einsicht der Anthropologie. Bernheim sagte z. B.: „Die Eintrittspforte der allgemeinen Geistesströmungen in das Gebiet der Geschichte sind vorzugsweise geschichtsphilosophische Gedanken" und verweist hierbei auf Rankes Verhältnis zur deutschen Idealphilosophie (S. 631). Ist die deutsche Idealphilosophie ein geschichtsphilosophischer Gedanke? — Wenn ja, dann ist eben aller Geschichtsphilosophie das Urteil gesprochen; so eine Gedankenrichtung ist im Wege des Positivismus unmöglich und wird von jeder Soziologie verworfen, weil diese wohl Ziele der sozialen Entwicklung zu erkennen vermag, aber allen Idealismus der Kunst überlassen muß.

Bernheim sagt: „Bei der Geschichtsphilosophie stehen die Prinzipien der Geschichte" (soll heißen: der sozialen Beziehungen) „in Frage, d. h. die allgemeinen Ursachen, Grundbedingungen und Prozesse, auf denen der Zusammenhang der geschichtlichen Tatsachen, die Entwicklung und deren Erkenntnis beruht" (S. 685). Ich aber sage: Die Geschichtsphilosophie hat sich in früherer Zeit, solange die Naturwissenschaft noch nicht die grundlegende Bedeutung hatte, welche sie heute hat, als Aushilfsdisziplin, die es nie sehr weit brachte, mit obiger Aufgabe beschäftigt. Jetzt darf diese Aufgabe nur im Zusammenhange mit der Naturwissenschaft gelöst werden; und das tut die Soziologie. Diese ist eine besondere Wissenschaft, nicht weil sie von ihren nennenswertesten Förderern einen besondern Namen erhalten hat, sondern weil sie nach Zweck und Methode etwas Neues ist, welches das Philosophieren über Geschichte nicht zu ersetzen vermag.

Die Geschichtsphilosophie ist heute selbst nur mehr Gegenstand der Geschichte und gehört dorthin, wohin man z. B. die Astrologie verweist, und zwar nicht bloß, weil sie veraltet und unwissenschaftlich, sondern auch, weil sie gemeinschädlich ist. Theoreme, welche, im Wege eines Philosophierens über Geschichte gewonnen, die Menschen und die öffentliche Meinung beherrschen, gab und gibt es leider genug; solche Produkte waren z. B. Rousseaus „Contrat social" oder der heute noch gültige „Liberalismus". Wir brauchen endlich positive Wahrheiten über die menschlichen Wechselbeziehungen; dazu sind aber einerseits eine redliche und technisch vollendete Geschichtschreibung nötig, die uns die geschichtlichen Geschehnisse überzeugend klarlegt, anderseits eine Wissenschaft über die Grundzüge dieser Geschehnisse, d. i. die Soziologie, aber nicht Geschichtschreiber, welche

zesses. Die vorzüglichste Frucht einer guten Geschichtschreibung ist die Stütze, welche der Soziologe für den Aufbau seines Lehrgebäudes an ihr findet; im Grunde genommen ist der wahre Zweck der Geschichtschreibung die Soziologie; was außerhalb dieses Zweckes liegt, gehört in das Gebiet der Kunst und idealistischer Absichten. Trotz der hohen Bedeutung geschichtlicher Kenntnisse für die Soziologie sind die Naturwissenschaften ihr Fundament, besonders jene, die die Erforschung des Menschen bezwecken. Es ist also hier die Biologie die eigentliche Quelle wissenschaftlicher Erkenntnis, der sich sodann die Anthropologie und Ethnographie als nächstwichtige, die Kulturgeschichte und die Statistik als ergänzende Hilfswissenschaften anschließen. Geologie, Paläontologie und Geographie müssen stets beratend zur Seite stehen. Über diesem weiten Bereich wissenschaftlicher Grundlegung des soziologischen Denkens muß die Philosophie — (soziologische Erkenntnis) — gleichsam wachen, damit nie die große Einheit aller natürlichen Entwicklung aus dem Auge verloren wird. Die Soziologie hat also kein begrenztes Forschungsgebiet wie die Sozialwissenschaften, deren Lehrgebäude in dem Maße an Sicherheit gewinnen, als der Forscher sich strenger an sein Fach hält; sie verlangt vielmehr kategorisch das umfassendste Denken und Wissen. Alles was sich auf soziologischem Gebiete zum Fachwissen entwickeln läßt, gehört nicht mehr zur Soziologie im engern Sinne, sondern zur Verwertung ihrer Lehren, was hauptsächlich die Lehre von der Politik betrifft.

Die Soziologie ist nicht, wie die meisten Wissenszweige, irgendein Teil unserer Einsicht, sondern sie steht, entsprechend ihrem Gegenstande,

---

die hehre Geschichte dadurch verpfuschen, daß sie in die Darstellung hineinphilosophieren. Glaubt ein Geschichtschreiber in sich die Begabung zu finden (welche ich durchaus nicht höher stelle als die der reinen Geschichte), ihre Gesetze ermitteln zu können, dann werde er Soziologe; dazu nützen ihm aber Philologie, Paläographie, Diplomatik, Numismatik usw. nichts, da muß er sich schon bequemen, Philosophie, Biologie, Embryologie, Geologie, Geographie, Anthropologie, Ethnographie, Nationalökonomie, Politik usw. seinen Studien zugrunde zu legen. Was ohne diese Grundlage aus der Geschichte herausphilosophiert wird, ist nichts als „schöne Betrachtung", ähnlich jener „Moral", die man einst jeder Erzählung abgewinnen wollte. Das vorzügliche Werk Bernheims hinterläßt den Eindruck, daß er selbst, von soziologischer Erkenntnis erfüllt, nicht mehr an die Mission der Geschichtsphilosophie glaubt. Leider hindert ihn seine Fachstellung an der Hochschule, seiner alten Fahne untreu zu werden und Soziologie zu lehren!

über dem ganzen Wissen. In den sozialen Beziehungen fließen alle Bemühungen unseres Intellekts zusammen, den Menschen und seine Gemeinschaften an den Werken und Zwecken alles Denkens Anteil gewinnen zu lassen. Die sozialen Beziehungen sind nicht irgendeine Erscheinung im Naturreiche, wie die Pflanze oder die Elektrizität, oder im Lebensprozesse, wie das Recht oder die Religion, sondern sie sind *das menschliche Leben an sich*. Was uns Menschen hervorbringt, artet, bewegt und vernichtet, das sind die sozialen Beziehungen, und im sozialen Leben klingen die Taten des Menschen aus. Darum kann diese Wissenschaft nicht ein Fachstudium sein, sondern nur die Synthese alles Wissens, wie die Philosophie.

Wenn daher einerseits von den meisten Wissenszweigen irgend etwas beeinflussend in die Soziologie hineinragt, so bietet die Soziologie anderseits grundsätzliche Anregungen für die Wissenschaften des Rechtes, des Staates und der Volkswirtschaft, wodurch diese erst zu Wissenschaften und durchgreifend zweckvoll und wirksam werden.

Das Bedürfnis nach einer zusammenfassenden Einsicht in die menschlichen Wechselbeziehungen wird mit deren progressivem Wachstum immer dringender. Wenn es eine Pflicht der spezialisierenden Wissenschaft bleibt, unermüdlich die Tiefen des Seins und Werdens aufzuhellen, so ist es nicht minder eine Pflicht der zusammenfassenden Wissenschaft, diese Früchte nutzbar zu machen. Immer auffälliger tritt es hervor, daß sich die Wissenschaft unmöglich darin erfüllen kann, daß sie nur nach dem Kleinen strebt und sich in Unterabteilungen auflöst; man wird vielmehr erkennen, daß diese Richtung nur eine Hilfserscheinung in der intellektuellen Entwicklung sein kann, weil alles Schaffen nicht im Zerfasern, sondern in der Vereinigung den Abschluß findet.

Die Teilung der Arbeit ist und bleibt nur ein technischer Kniff, alle Vollendung in Kunst und Wissenschaft wurzelt in der Einheitlichkeit.

Niemand denkt pessimistischer über den letzten Wert alles Forschens als der Fachgelehrte, der immer neue Lücken in seinem Gegenstande erblickt. Er ist daher nicht geeignet, das synthetische Wollen der Soziologie zu beurteilen. Der Soziologe muß, gestützt auf die Philosophie, wissen, wann die Möglichkeit einer fruchtbringenden Synthese vorliegt.

Und dieser Zeitpunkt eines ausreichenden Maßes wissenschaftlicher Vorkenntnisse scheint nunmehr seit der vollendeten Aufschließung der Erdoberfläche und dem beginnenden Weltverkehr gekommen. Durch diese Tatsachen ist gleichsam das höchste und letzte Objekt der Soziologie, das soziale Universum, in die Erscheinung getreten; seine Gesetze zu erforschen, ist an der Zeit.

Die Erreichung des gestellten Zweckes erscheint mir durch den positiven Monismus als Weltanschauung und durch den monistischen Positivismus als heuristische Methode gesichert. Jener Monismus zeigt uns alles Sein als das Werk eines einheitlichen Prinzips aller Erscheinungen, mithin auch die Gesellschaft als der Naturgesetzlichkeit unterworfen. In dieser Methode liegt aber die Gewähr, daß sich die Soziologie nirgends in unerwiesene Behauptungen verliert, daß sie dort, wo die Spezialforschung unzulänglich vorgearbeitet hat, Zurückhaltung übt, so daß, ohne die allgemeine Absicht einer Soziologie zu opfern, der Zukunft die notwendigen Ergänzungen und Erläuterungen vorbehalten bleiben.

A. Theoretische Soziologie.

I. Die wichtigsten Elemente des soziologischen Denkens.

1. Die natürliche Entwicklung aus einem einheitlichen Prinzip und die Gesetzmäßigkeit aller Erscheinungen.

Die uralte Ahnung von einer natürlichen Entwicklung aller Dinge, durch Jahrtausende von den geoffenbarten Religionen unterdrückt, hat sich seit Lamarck, Goethe, Darwin, Spencer zu einer umfassenden Weltanschauung gestaltet.

Heute ist es beinahe ein Gemeingut unseres Denkens, daß alles Sein ein aus einem einheitlichen Prinzip hervorgehendes Werden, ein Produkt unendlicher, gesetzmäßiger Entwicklung sei. Das, was das naive Gemüt in Betrachtung der Natur unausgesetzt in sich aufnimmt, die Vorstellung des Hervorgehens aus dem Frühern, des Wachsens und des Reifens von Früchten, die wieder die Keime kommender Erscheinungen sind, diese unabweislichen Elemente der einfachsten Erfahrung haben sich endlich unserer Überzeugung als Grundgesetz alles Seins aufgedrängt. Noch kämpft mühselig der Aberglaube gegen diese heiligste Erkenntnis und sucht ihrer Verallgemeinerung auf alle Erscheinungen Einhalt zu tun.

Der konfessionelle Aberglaube meint, daß wohl die Pflanzen auf dem Felde und das Kalb in der Kuh sich entwickeln, daß jedoch der Mensch als Ebenbild Gottes einem augenblicklichen Schöpfungsakte entsprang. Der Gelehrtenaberglaube anerkennt wohl, daß alle Geschöpfe einer Entwicklungsreihe entstammen; er sträubt sich aber heftig gegen die Entwicklung des Intellektuellen aus demselben einheitlichen Prinzip und

stipuliert den Dualismus von Geist und Materie. Es nützt aber beiden nichts; die Entwicklung macht vor keiner Erscheinung Halt.

Es ist die ungeheure Bedeutung des positiven Monismus, daß er in die Kette einheitlicher Entwicklung auch die Erscheinungen des bewußten Intellekts und des sozialen Lebens einbezieht. Erst der Gedanke allseitiger Naturgesetzlichkeit hat eine Wissenschaft des intellektuellen und sozialen Lebens ermöglicht. Dieser Gedanke eröffnet uns auch die tröstliche Aussicht auf die Beherrschung dieser Gebiete, wie wir die physische Natur im Wege der Naturgesetze beherrschen. Denn Wissen ist Macht.*

* Anmerkung des Herausgebers: Der Vollständigkeit und des sicheren Verständnisses halber erscheint es geboten, die Lehre des Verfassers über die Naturgesetzlichkeit des sozialen Lebens, die in der Einleitung S. 2 und hier nur angedeutet wird, zusammenhängend zu entwickeln, zumal dieselbe seit Veröffentlichung der „Soziologischen Erkenntnis" eine wesentliche Vertiefung erfahren hat. (Vgl. „Soziologische Erkenntnis", 8. Abschnitt, mit „Kritik des Intellekts", S. 147, 155 ff.)

Alle Wissenschaft ist Naturwissenschaft, d. h. Aufdeckung der Gesetze, nach denen sich die Ereignisse mit natürlicher Notwendigkeit vollziehen. Objekt der Naturwissenschaft ist alles, was von solchen Gesetzen beherrscht wird. Es ist klar, daß nach dieser Auffassung der naive, in den Schulen herkömmliche und im Denken auch des gebildeten Mannes noch immer herrschende Begriff der Natur, der sich in den drei Reichen des Anorganischen, der Pflanzen und der Tiere erschöpft, unhaltbar ist. Der Inbegriff der Naturerscheinungen läßt sich vielmehr in folgende Kategorien zusammenfassen: das Reich des Stoffes, das Reich des individuell Bewußten und das Reich des sozialen Lebens, die nicht nebeneinander, sondern gewissermaßen ineinander liegen.

Die Entwicklung des All hat nämlich hintereinander drei Stufen gewonnen: die erste Stufe nehmen die Körper ein, in welchen die Urkraft gebunden ist. Die gesamte Körperwelt, also nicht nur die Himmelskörper und alle anorganischen Stoffe, sondern auch die Organismen als Körper gehorchen den mechanischen und chemischen Gesetzen. Die nächste Entwicklungsstufe ist die des individuellen Bewußtseins, zu dem ein Teil der Körperwelt auf Grund des Entwicklungsprinzips der Urkraft sich erhoben hat, ohne hierbei seine stoffliche Natur einzubüßen, also das Reich der belebten Organismen. Hier gelten die Gesetze der Biologie und Psychologie. Die dritte und höchste uns bekannte Entwicklungsstufe ist die des sozialen Lebens, indem je eine Vielheit von Lebewesen zu einer höhern Einheit, zu einer sozialen Individualität verbunden ein eigenes Leben führt und mit andern sozialen Individualitäten in Wechselbeziehungen tritt. Dieses soziale Leben hat seine besondere Gesetzlichkeit: die soziologische.

Eine soziale Individualität, z. B. eine revolutionäre Partei, untersteht als solche den Gesetzen des sozialen Lebens, ihre Mitglieder jedoch sind als Menschen den Gesetzen der Biologie und Psychologie, endlich als Körper denen der Mechanik und Chemie unterworfen.

Die niedern Gesetzlichkeiten greifen häufig unaufhaltsam in die höheren Gesetzlichkeiten ein. Doch wird hierdurch der Bestand der höhern Gesetzlichkeit nicht berührt. Das Gedeihen einer Stadtgemeinde richtet sich nach den innern und äußern Bedingungen ihrer Entwicklung. Es beweist nichts gegen die Kraft wirtschaftlicher und

Die Vorstellung von der Entwicklungseinheit des intellektuellen und sozialen Lebens mit dem All gibt uns auch die heilsame Lehre, in jedem

---

sozialer Gesetze, wenn die Stadt durch Erdbeben vernichtet wird, sowenig wie die Gesetze der Pflanzenphysiologie dadurch in Frage gestellt werden, daß ein gesunder Baum in seinem Wachstum durch einen Sturm geknickt werden kann. Das unvermittelte Eingreifen der niederen Gesetzlichkeiten in den Ablauf der höhern Entwicklung hat den Charakter des Zufalls an sich. Wenn einem niedergehenden Staate durch die kriegerischen Qualitäten seines Herrschers ein unvermuteter Aufschwung gegeben wird, wenn eine emporstrebende Partei durch Bestechung oder Ermordung ihres Führers in ihrem Siegeslaufe aufgehalten wird, so treten Erscheinungen zutage, die soziologisch, d. h. vermittelst sozialer Gesetze niemals erklärt werden können, sowenig wie ein Windbruch botanisch erklärt werden kann. Allein der scheinbare Zufallscharakter solcher Geschehnisse verschwindet bei universalem Denken. Mit Hinblick auf die Gesetzeseinheit der Natur erscheint die Bestechung psychologisch, der Tod des Führers durch die naturgesetzliche Wirkung eines Schusses ins Herz begründet. Die Lehren der Soziologie werden hierdurch nicht entkräftet. Doch ergibt sich hieraus die Einsicht, daß die Details der sozialen Entwicklung durch Ereignisse beeinflußt werden, die, wenn auch im höhern Sinne naturgesetzlich, vom Soziologen nie in Rechnung gestellt werden können. Wer eine lückenlose Aufklärung aller sozialen Ereignisse durch die Soziologie erwartet, der verlangt von ihr mehr, als die Biologie und Psychologie für ihr Gebiet leisten können: er verlangt, daß die soziologische Gesetzlichkeit auch das mechanische und organische Geschehen durchdringe.

Ist die Geltung der sozialen Gesetze in dem Sinne beschränkt, daß wohl die niedern Gesetzlichkeiten die höhere durchbrechen können, diese aber niemals jene aufheben kann, so wird doch diese Beschränkung in dem Maße nebensächlicher, als größere Zeiträume ins Auge gefaßt werden. Der große Zug der sozialen Ereignisse wird durch „zufällige" Eingriffe nicht gestört. Diese Erwägung verweist die Soziologie darauf, hohe, weitblickende Gesichtspunkte einzunehmen, und lehrt, daß eine wissenschaftliche Einsicht sich nur auf die Grundzüge der Entwicklung beziehen kann, so wie auch die Geologie wohl die Entstehung eines Schuttkegels darlegen kann, aber die Antwort darauf schuldig bleiben müßte, warum dieser Stein groß, jener klein ist, der oben, ein anderer unten liegt.

Indem wir aussprechen, daß jeder Entwicklungsstufe ihre eigene Gesetzlichkeit zukommt, ist gesagt, daß die mechanischen oder biologischen Gesetze nicht schlechthin auch für das soziale Leben verwertbar sind, wie dies den Organikern vorschwebte. Doch haben wir uns stets vor Augen zu halten, daß alle Gesetzmäßigkeiten als Ausfluß und Entwicklungsstufen derselben Urkraft und ihres Entwicklungsprinzips miteinander ursächlich verwandt sind und daher in keinem Gegensatz zueinander stehen können. Der Monismus betrachtet die biologischen Triebe und Kräfte als eine Fortsetzung der chemischen, z. B. den Nahrungstrieb als eine subtilere Form der Anziehung, die der Organismus auf erwünschte Stoffe übt, um die interessengemäße Stoffkonstellation herzustellen und aufrechtzuerhalten. Die chemische Affinität hat sich durch die Entwicklung der Urkraft zu der Fähigkeit erweitert, erwünschte Stoffe aufzusuchen oder herzustellen. Die sozialen Triebe aber sind dem Individuum als einem Gliede der unsterblichen Entwicklungsreihe eigen und beruhen auf ererbten, im Bewußtseinsorganismus morphologisch festgelegten Anlagen. Der Gattung, die nicht bloß begrifflich, sondern tatsächlich, bio-

sozialen Prozeß ein organisches Werden zu erkennen, wonach alle Sprünge und jede Art von Umsturz ausgeschlossen sind.

2. Die Stellung des Menschen in der Umwelt.

Es ist das Eigentümliche jedes einzelnen zum Bewußtsein gelangten Organismus, daß er sich selbständig, als eine Welt für sich fühlt*, daß sein Bestehen und Wohlbefinden nur eine subjektive Angelegenheit zu sein scheint.

Diese aus dem differenzierenden Streben der Urkraft hervorgegangene Anschauung, daß das Ich der Mittelpunkt der Welt sei, hat in der Praxis die absolute Feindseligkeit, in der Wissenschaft den Subjektivismus erzeugt.

Als Individuen ohne Anteil an dem Geschick der Nebenmenschen, die ihre Existenz beschränken oder bedrohen, sind die Menschen prinzipiell bereit, ihre Mitmenschen zu bekämpfen, zu vernichten. Freilich steht diese absolute Feindseligkeit mit der sozialen Natur des Menschen in Widerspruch, wonach er, in tausenderlei Bedürfnissen vom Mitmenschen abhängig, zur Gesellschaftsbildung veranlaßt wird. Und nur durch Selbstmord vermag sich der Mensch dieser Abhängigkeit ganz zu entziehen. Allein wo die Gesellschaftsbildung den Interessen nicht entspricht, kommt jene stets latente Feindseligkeit zum Durchbruch. Nur derjenige ist von Haus aus den menschlichen Wechselbeziehungen gewachsen, der die Möglichkeit absolut feindseligen Handelns auch bei denjenigen Nebenmenschen nicht für ausgeschlossen erachtet, die scheinbar in Interessenübereinstimmung mit ihm stehen.**

logisch eine Einheit ist, haftet wie jeder Individualität ein inhärentes Interesse an, das sich in den einzelnen Menschen als biologisch begründetes Gattungs- und Sozialinteresse äußert.

Wenn darum auch die physikalischen und biologischen Gesetze untereinander und mit den sozialen Gesetzen keineswegs identisch sind, so sind doch alle drei nur Stufen derselben Naturgesetzlichkeit, und sind die untern für die obern, weil Entwicklungsvorstufen kausal. Es finden daher zwischen den drei Stufen der Naturgesetzlichkeit tiefgreifende Ähnlichkeiten statt, die im Hinblick auf das biogenetische Gesetz, das sich auch in dem Ineinandergreifen der Naturgesetzlichkeiten bewährt, mehr als bloße Analogien bedeuten.

* „Kritik des Intellekts", S. 108.

** „Soziologische Erkenntnis", S. 153, 246. Die absolute Feindseligkeit ist die Wächterin über den Fortbestand einer Interessengemeinschaft. „Wesen und Zweck der Politik", I. Bd., S. 59 ff.

Aller Subjektivismus wird hinfällig, wenn wir uns die unendliche Abhängigkeit aller Dinge vor Augen halten, in deren ewigem Flusse Menschen- und Völkerleben ein verschwindendes Stück der Entwicklung sind. Trotz dieses Standpunktes darf der Soziologe nie vergessen, daß der Individualismus in der Natur des Menschen begründet ist.

3. Die Zeitalter der sozialen Entwicklung.

Die Ernährung der Menschen und ihre Vermehrung, sowie die hierdurch bedingte Verbreitung über die Erdoberfläche sind die Grunderscheinungen der sozialen Entwicklung. Indem sich die Menschen den durch die Ernährungsmöglichkeiten, durch die Fortpflanzung und die Wohnräume gegebenen Lebensbedingungen anpassen, erfolgt ihre Individualisierung, und zwar nach den beiden Geschlechtern, sodann in verschiedenen Geschlechtsgemeinschaften, welche nach kolossalen geologischen Zeiträumen bei starker Einwirkung der Lebensbedingungen zu Rassen werden. Indem die Menschen sich dann wieder freiwillig zusammenfinden oder gegenseitig unterwerfen, erfolgt ihre Sozialisierung. Aus den vermischten Rassen entstehen unter der Voraussetzung hinreichender Zeit und gleichartiger Lebensbedingungen neue Dauerformen: Nationen. Mit dieser Sozialisierung tritt aber wieder die Individualisierung der Nationen nach außen in den Vordergrund, so daß diese Prinzipien, sich gegenseitig unterstützend, auf Grund der Vermehrung und Ausbreitung der Menschen die soziale Entwicklung hervorbringen.

Im Überblick des sozialen Prozesses ergeben sich folgende grundlegende Zeitalter:

a) Der soziale Urzustand. Die Ernährung und Vermehrung der Menschen vollzog sich anfangs infolge der vorhandenen unbesetzten Wohnräume ohne wesentliche Kollisionen der Horden und Stämme. Der Daseinskampf wurde nur mit dem Klima und wilden Tieren geführt. Die Horden verbreiteten sich durch Wanderung über die ganze Erde. Die Menschen flohen sich gleichsam; sie waren wie das wilde Tier kampfscheu. In dieser Zeit dürften sich die Hauptrassen entwickelt haben; dieser Urzustand betrifft daher ungeheure Zeiträume, welche nur geologisch gemessen werden können. Er schließt eine höhere soziale und individuelle Entwicklung aus.

b) Der Beginn primitiver Kulturen. Jene Stämme, welche unter besonders günstigen Umständen für ihre Ernährung und also auch für ihre Vermehrung zu längerer Niederlassung gelangten, gaben die Flucht vor den ferner verwandten Stammesgenossen auf und traten unter sich in soziale Berührung. Dieser Verkehr von Menschen, welche nicht nur in den allernächsten Blutbeziehungen standen, war der erste Anlaß zu Sozialgebilden, die nicht bloß Instinkten, wie dem primitiven Gattungsinteresse, sondern Nützlichkeitsüberlegungen zuzuschreiben sind. So entstanden friedfertige Gemeinschaften, in welchen Ackerbau und Fischfang die ersten Kulturerscheinungen waren und die sich Einschränkungen in der Vermehrung auferlegten, um ihre friedlichen Beziehungen nicht durch Übervölkerung gestört zu finden.

Je mehr es einzelnen Stämmen gelang, sich in günstigen Wohnräumen festzusetzen und sozial zu gliedern, um so weniger konnten die auf unergiebige Landstrecken angewiesenen Stämme zur Seßhaftigkeit gelangen. In ihnen wurde der Wandertrieb entwickelt, begleitet von Viehzucht und Jagd. So entstanden unter günstigeren oder härteren Lebensbedingungen in diesem ungemessenen Zeitalter weiche, arbeitsame Rassen einerseits, gewalttätige, harte anderseits, endlich solche, welche eine kluge Vermittlung zwischen Bauer und Jäger durch Tausch suchten.

c) Das barbarische Zeitalter. Die starke Vermehrung der Wanderstämme führte notwendigerweise zu feindseligen Zusammenstößen mit den seßhaften Stämmen, erst zu Raubanfällen, dann zu Kampf zwischen Stamm und Stamm. Diese Berührung schweifender und seßhafter Stämme hat später zu den entscheidensten Wandlungen geführt.

Zunächst aber vermochten die Rassengegensätze nicht zu einer gedeihlichen Ordnung zu kommen. Zahlreiche Wanderstämme wurden im gegenseitigen Kampfe vernichtet oder sie wurden von der Überzahl der Besiegten aufgesaugt oder sie verdarben in ungewohnten Kulturgenüssen. Die furchtbarste Auslese wütete in dieser Völkerwanderung.

d) Das kriegerische Zeitalter. Schließlich gestaltete sich der Raub zur Eroberung. Die kriegerischen Erfolge wurden politisch verwertet, indem der Sieger in eine dauernde Beziehung zu den Unterlegenen trat. So entstand ein Herrschaftsverhältnis zwischen verschiedenen Schichten der Bevölkerung und hiermit der Staat sowie das Recht als Begleiterscheinung der Macht. Soweit der bekannte Erdkreis reichte, wurde erobert und geherrscht, bald in Weltreichen, bald in zahl-

losen wechselnden Herrschaftsgebieten. Im Grunde genommen gehört die ganze geschichtliche Zeit, insofern nicht die Völkerwanderungen die Erscheinungen des barbarischen Zeitalters tragen, dem kriegerischen Zeitalter an.

e) Das Zeitalter der allseitigen Aufschließung der Lebensbedingungen. Kaum hat der Staat die primitivsten Rechtsinstitute: Besitz und Eigentum zugunsten der Eroberung gefestigt, so streben dessen bevorzugte Klassen nach höheren, bisher unbekannten Genüssen. Mit Hilfe der Handelsrassen (siehe b am Ende), die allenthalben die Gunst der wirtschaftlich unbeholfenen Krieger und Herrscher erkaufen und genießen, werden die fernsten Lebensbedingungen in den Kreis des Verbrauchs der Mächtigen gezogen. Zur Herrschsucht tritt die Habsucht und Genußsucht, um ferne Himmelsstriche zu entdecken und den ganzen Erdkreis für die Bedürfnisse der Kulturvölker zu erschließen, was schon von den großen Völkern des Altertums begonnen wurde und seit Beginn der Neuzeit im wesentlichen vollendet ist.

f) Das Zeitalter des Kapitalismus und des Weltverkehrs. Im Kampf um die Länder und Reichtümer der Welt kommt es zwischen den Kulturstaaten zu blutigen Kriegen, die in ihrer Tragweite vertieft sind, weil die Gewaltmittel des entwickelten Staates immer bedeutender werden, die aber bei zunehmender Kultur auch immer härter empfunden werden. Die Friedensinteressen treten hervor, die die Entscheidung des Schwertes nur in Lebensfragen zulassen. Eine Zeitlang hat die konfessionelle Frage der Gegenreformation Europa in das kriegerische Zeitalter zurückgeworfen. Seither tritt das Interesse der Besitzenden und auch der Arbeitenden an ungestörter Volkswirtschaft überwiegend hervor. Es zeigt sich, daß Besitz durch Arbeit und Spekulation sicherer zu erreichen und festzuhalten ist, als durch Raub und Eroberung. Unter solchen Umständen mußte das Tauschmittel, welches der Wertmesser für Besitz und Arbeitsleistung war, also das Geld, und in weiterer Folge der Kredit, solches beschaffen zu können, das wichtigste Machtmittel im kulturellen Verkehr der Menschen werden.

Der Kapitalismus, in dessen Händen die Produktions- und Verkehrsmittel liegen, und der befähigt ist, die Arbeit als eigentliche Schöpferin aller Werte auszulösen, wurde das wichtigste Agens der kulturellen Entwicklung. So wie einst durch den Gewaltkampf aus den tapfersten Geschlechtern eine Aristokratie des Wehrstandes und der Herrscher hervor-

ging, sich dann im organisierenden Staate eine Beamtenaristokratie entwickelte, so ging seit der Macht des Geldes und Kredits aus den geschicktesten und skrupellosesten Geschlechtern eine Kapitalsaristokratie hervor, welche sich mit der überkommenen Aristokratie früherer Zeitalter in die Herrschaft über die Massen teilt. Naturgemäß entstammt diese Aristokratie den Handelsrassen.

Wir leben im Zeitalter des Weltverkehrs. Noch sind ungemessene Räume für die Aufnahme von Auswanderern vorhanden, noch ist die Aufschließung neuer Produktionsquellen im vollen Gange, noch ist nicht abzusehen, welche Formen die Herrschaft des Kapitals annehmen wird. Wohl aber wissen wir, daß die ursprünglichen Beweggründe der sozialen Entwicklung, die Ernährung und Vermehrung der Menschen und ihre treibenden Prinzipien, der anpassende und vervollkommnende Individualismus und der zusammenfassende, ordnende Sozialismus verstärkt und beschleunigt am Werke sind; daher sind wir befähigt, die Wesenheit kommender Zeitalter zu erkennen. Ein sicheres Urteil über den künftigen Verlauf der sozialen Entwicklung ist aber die wichtigste Grundlage für die Zweckmäßigkeit der Soziologie.

g) Das Zeitalter der Seßhaftigkeit der Menschen und der Produktionsharmonie. Es muß eine Zeit kommen, wo alle bewohnbaren Räume besetzt sind, wo alle Länder ihre Lebensmittel für die eigene Bevölkerung brauchen, und jedes Land die nach den Produktionsmitteln mögliche Industrie geschaffen und ausgebildet hat. Die zivilisierten Rassen werden die geringwertigen in den ehemaligen Kolonialgebieten vernichten, und dann wird jedes Land seine Grenzen gegen die Einwanderung fremder Menschen und Industrieerzeugnisse und gegen die Ausfuhr von Lebensmitteln sperren. Dann aber ist die Vorherrschaft der heutigen Industrieländer zu Ende. Alle Länder werden zu einer Harmonie in ihrer Produktion gedrängt, die alle Bedürfnisse möglichst selbst zu befriedigen sucht. Der Landwirtschaft muß auf Kosten der Industrie erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet werden. Der internationale Verkehr wird auf jene Güter beschränkt, die einem Wirtschaftsgebiete ausschließlich oder doch vorwiegend eigen sind, womit die Wirtschaft einen stabilen Charakter gewinnt und das Kapital von seiner führenden Stelle gestürzt wird.

Die ganze Menschheit nimmt nur an den ersten Zeitaltern der sozialen Entwicklung Anteil; später geht die Führung immer entschiedener

an die kräftigeren Rassen über, so daß die letzten Zeitalter nur auf wenige Herrenrassen Bezug haben, während die andern vorwiegend leidend bleiben.

h) Das Zeitalter der schwindenden Lebensbedingungen. Es ist kein Zweifel, daß das Gedeihen und Untergehen der Organismen, also auch der Menschen, in kausalem Zusammenhang mit der geologischen Entwicklung der Erde steht, daß Ernährung und Bestand der Menschen von der Gunst oder Ungunst terrestrischer und klimatischer Verhältnisse, von dem Bestand einer gewissen Tier- und Pflanzenwelt usw. abhängig sind. Wenn auch die gegenwärtig herrschenden Bedingungen noch für riesige Zeiträume keine tiefgreifende Benachteiligung erfahren werden, so ist doch deren Abnehmen gewiß, was sich schon heute in einer Abnahme der Wasseroberflächen und des Feuchtigkeitsgehalts der Luft, in einer fortgesetzten Abnahme des Feuerungsmaterials auf und unter der Erdoberfläche und in einer fortgesetzten Verminderung der Vielgestaltigkeit der Organismen zeigt. Der Höhepunkt der Lebensbedingungen ist überschritten, wobei es gleichgültig bleibt, ob dies der Höhepunkt in der Gesamtentwicklung unseres Planeten war, oder ob in kommenden Entwicklungsphasen (Eiszeiten) ähnliche oder bessere Bedingungen wiederkehren werden, weil der zunächst eintretende Wechsel für die bestehenden Rassen entscheidend ist. Das Schwinden der Lebensbedingungen wird der seßhaften Gesellschaft eine Wirtschaft aufzwingen, der gegenüber die heutige unter dem Einfluß der Handelsrassen stehende Wirtschaft als Raubbau erscheint.

4. Der soziale Inhalt aller menschlichen Bestrebungen.

Obwohl sich das Schicksal der einzelnen ganz im Strome der sozialen Entwicklung vollzieht und nur in diesem verstehen läßt, ist doch umgekehrt die soziale Entwicklung nur die Resultante der sich gegenseitig beeinflussenden Bestrebungen der einzelnen Menschen, so wie sich die Summe der Einzelwillen im sozialen Zusammenwirken zum Sozialwillen* modifiziert. Die Bestrebungen der einzelnen, die in ihrem inhärenten Interesse** wurzeln, sind entweder rein subjektiv oder subjektiv im sozialen Wege.

a) Rein subjektiv sind die Bestrebungen oder Interessen, wenn das Individuum bei deren Verfolgung nur an sich denkt, dabei aber doch

* „Soziologische Erkenntnis", 26. Abschnitt.

** „Soziologische Erkenntnis", 6. Abschnitt; „Kritik des Intellekts", 3. Abschnitt.

sozial wirksam wird. Hierher gehören die Betätigung animalischer Triebe, das Interesse an gesunder und schöner Körperentwicklung, die Bestrebungen nach Entfaltung einer intellektuellen und sittlichen Persönlichkeit. Eine nach jeder Richtung gesunde und kräftige Persönlichkeit zu sein, ist allerdings ein subjektives Interesse; doch bringt sich die Persönlichkeit im sozialen Leben zur Geltung. Darum ist der gesunde und schöne Mensch die sicherste Grundlage für die Wohlfahrt der Gesellschaft*. Scheinbar von rein subjektiver Bedeutung ist das Transzendentalinteresse des Menschen; denn weder hat seine Befriedigung eine Wirkung nach außen, noch schöpft es seine Anregung von außen; es wurzelt im eigenen Innern als gedankliches Versenken über den Ursprung unseres Seins. In dieser reinsten Modalität, innerliche Religiosität genannt, vervollständigt es die Persönlichkeit. Ja es ist in einem gewissen Sinne das Kriterium der Persönlichkeit, daß ihr die innerliche Religiosität nicht fremd sei; denn sowohl die intellektuelle als auch die sittliche Vollendung des Individuums ist ohne Transzendentalinteresse undenkbar. Dennoch hat auch das Transzendentalinteresse eine soziale Bedeutung. Diese liegt nicht in seinem Inhalt, sondern in dem Werte, welchen die Persönlichkeit durch dasselbe erlangt. In dem Maße jedoch, als dieses Interesse aufhört, dem individuellen Innern zu entspringen, um sich äußern oder dogmatischen Einflüssen anzupassen, verliert es den rein subjektiven Charakter und tritt mehr oder weniger aus seiner intellektuellen Beziehung zum Transzendenten in eine solche zu realen Angelegenheiten des einzelnen; es wird entweder nach seiner Herkunft oder nach seiner Absicht ein subjektives Interesse mit sozialem Charakter.**

b) Subjektiv im sozialen Wege sind jene Bestrebungen, bei deren Verfolgung das Individuum nach Instinkt oder Überlegung gesellschaftliche Wirkungen anstrebt, die natürlich in letzter Linie doch wieder subjektiven Interessen dienen. Diese Bestrebungen haben Entstehung, Gedeihen oder Untergang der Sozialgebilde zum Inhalt.

Das wichtigste dieser Interessen ist das Gattungsinteresse. Es bestimmt das subjektive Verhalten zum andern Geschlecht, zu den Verwandten, Vorfahren und Nachkommen. Es ist die Quelle des ethischen Empfindens für den Nebenmenschen und bestimmt die Beziehungen zu den wichtigsten

* „Positive Ethik", 8. Abschnitt.
** Siehe hierüber unten im 19. Abschnitt.

Sozialgebilden, zur Familie und zum Stamme.* Dieses Interesse erlangt durch intellektuelle und sittliche Einflüsse eine Erweiterung seines Wirkungsbereichs zum Sozialinteresse, durch welches das Verhalten des Individuums zur Gesellschaft, zum Staat und zu allen jenen Sozialgebilden bestimmt wird, in welchen sich die Menschen politisch gruppieren.

In dem Maße, als sich das Individuum mit diesen Sozialgebilden interessengemein fühlt, erscheint sein Sozialinteresse nach außen als ein subjektives Interesse, das sich aller übrigen Welt feindselig entgegenstellt. In dieser Auffassung wird das Sozialinteresse zum politischen Interesse. Dieses politische Sozialinteresse mahnt, jenen Sozialgebilden Treue und Klugheit zu widmen, auf welche der einzelne durch die Gliederung der Gesellschaft angewiesen ist. Das politische Interesse kann zum Unheil der Mitwelt entarten; seine richtige Entwicklung ist ein Segen und seine sittliche Befriedigung eine Pflicht des einzelnen.**

Die Bestrebungen der Menschen im sozialen Wege bilden gewissermaßen eine höhere Kategorie, weil subjektive Zwecke hierdurch indirekt, auf dem Umweg über das Soziale, gefördert werden. Die Befähigung, sich dergestalt höhern Zwecken hinzugeben, unterscheidet den Menschen vom Tier und ermöglicht erst eine soziale Entwicklung, während das Tier im allgemeinen an physiologische Triebe gebunden ist. Und selbst jene höchststehenden Tiere, die überhaupt soziales Leben kennen, verharren in einer instinktiv ausgeübten Gesellschaftsordnung, dem Produkt von Erfahrungen der Entwicklungsreihe über die richtigste Lebensweise zur Erhaltung der Art, aus welcher keine Individualität hervorzutreten vermag.

In dieser die Freiheit einer Persönlichkeit ausschließenden Bindung des Tieres an physiologische Interessen und eine ererbte soziale Ordnung liegt aber eine gewisse — beschränkte — Vollkommenheit, denn die Entwicklung zu höhern, d. h. nicht unmittelbar dem physiologischen und Gattungsinteresse dienenden, Zwecken befähigt den Menschen auch zum interessenwidrigen Verhalten, interessenwidrig gegen sich und antisozial. Der Urzustand der Menschheit war ebenfalls eine solche instinktive soziale Ordnung, welche zuerst dadurch unterbrochen und erweitert wurde, daß der Mann sich individualisierte, was auch im höhern Tierreich noch einigermaßen ähnlich stattfindet. Die Entwicklung des Intellekts bis zur Ge-

---

* „Positive Ethik", 19. Abschnitt.

** „Positive Ethik", 24. Abschnitt.

dankenfreiheit (das Werk der vom inhärenten Interesse angespornten Individualisierung) entfesselte den Menschen überhaupt von allen Instinkten. Die Vernunft befähigte ihn, nicht bloß wie das Tier die notwendigen Lebensbedingungen zu gebrauchen, sondern sich allem zugänglichen Genusse hinzugeben. Die Freiheit, die Individualisierung, die Entfaltung der Persönlichkeit schien auch das Prinzip der sozialen Ordnung werden zu können. Doch schon allein die physische Abhängigkeit des Menschen beschränkte seit jeher diesen Ikarusflug und die ganze soziale Entwicklung besteht aus wechselvollen Versuchen der Individualisierung, die soziale Gebundenheit zu durchbrechen, und der Sozialisierung, den allzu heftigen Ausbrüchen der Individualität die Fessel der gesellschaftlichen Ordnung anzulegen. Wir sehen, daß es den Menschen, besonders den zivilisierten Rassen, dank der intelligiblen Freiheit gelang, soziale Beziehungen über die Schranken der tierischen Geschlechtsverbände bis zum Weltverkehr zu eröffnen, wobei das Ideal der Schrankenlosigkeit so manche Persönlichkeit begeistert. Wir sehen aber auch, daß diese Befreiung auf Kosten der Massen vor sich gegangen ist, deren Interessen nunmehr immer vernehmbarer und mit der Zeit unwiderstehlich nach Befriedigung rufen. Das Ideal der politischen Gleichheit setzt sich neben dem der individuellen Freiheit ins Werk, und hiermit ist jener Scheidepunkt erreicht, von welchem an es mit der wahllosen Anbetung der Persönlichkeit und mit einer Individualisierung, die von einer sozialen Notwendigkeit nichts wissen will, vorbei ist. Die Vermehrung der Menschen, die Begrenztheit der Lebensbedingungen mahnen die Menschheit, sich ihres sozialen Ursprungs zu besinnen. Wenn die Menschen auch nicht gleich dem Tiere im engen Kreis der Herde sich begnügen müssen, so sind sie doch nicht genug Götter, um ihrer tierischen Herkunft und der sozialen Fessel vergessen zu dürfen. Gerade die Individualisierung zur Reife der soziologischen Erkenntnis lehrt uns in letzter Stunde das Bedürfnis erkennen, nunmehr schleunigst die Organisation der Gesellschaft zu bedenken, bevor noch die niedern Interessen der anwachsenden Massen und ihrer Parasiten jene Persönlichkeiten verschlingen, die aus dem allgemeinen Wettbewerb nach Lebensbedingungen sich die höhern Interessen gerettet haben. Der Sozialisierung ist nicht auszuweichen, wie das herannahende Zeitalter lehrt, wenn auch die freie Individualität als der Kern der Lebenslust und die Individualisierung als der einzige Weg zur menschlichen Vervollkommnung angesehen werden müssen. Es ist eben die Aufgabe der Soziologie, zu erforschen, wie

es möglich ist, die soziale Notwendigkeit unbeschadet der freien Persönlichkeit zu berücksichtigen. Wohl hat sich der Mensch schon oft bemüht, diese Frage zu beantworten, aber noch nie war er sich so vollbewußt, daß die Antwort ein ernstes Bedürfnis des Zeitalters sei.

5. Die grundsätzlichen Erscheinungsformen der sozialen Beziehungen.

Entsprechend den Triebkräften aller Entwicklung: Ernährung und Vermehrung, hat die menschliche Betätigung seit Anbeginn zwei Seiten: die wirtschaftliche und die soziale.

Seitdem sich der Mensch in seiner Wirtschaft nicht mehr mit der bloßen Aneignung der umliegenden Naturgüter begnügt, sondern ein nach Zeit und Raum weiteres Quellgebiet seiner Bedürfnisbefriedigung heranzieht, beginnt das ökonomische Prinzip: „mit geringstem Kraftaufwand den größten Nutzen zu erzielen" auf sein Handeln Einfluß zu gewinnen. Die Durchsetzung dieses Prinzips veranlaßt ihn zur Entwicklung seines Verstands und zur Sammlung von Wissen, so daß es auch als das Prinzip aller Kultur anzusehen ist.

Eine der wichtigsten Erscheinungen derselben ist die Arbeitsteilung, vor allem die Scheidung der mechanischen von der intellektuell leitenden Arbeit.

Das soziale Leben beginnt mit der Geschlechterordnung. Eine gewisse Regelung der Beziehungen der Geschlechter dürfte bereits aus den Vorstufen der Menschwerdung herüberragen, wo dieselben wie im Tierreich instinktiv und physiologisch geordnet waren. Erst die individualisierende Entwicklung gab dem Menschen jene Unabhängigkeit im Geschlechterverkehr, welche wir heute kennen. In dem Maße, als der Mensch mit seiner intellektuellen Entwicklung die primitiven sozialen Bande ablegte, erwachte das Bedürfnis, sie durch andere zu ersetzen. Die Formen dieser Regelung, nämlich die verschiedenen Arten der Familie, erhielten aber sofort auch wirtschaftliche Bedeutung. Bei fortgesetzter Vermehrung führten die Schwierigkeiten der Ernährung zu Kollisionen; das menschliche Leben gewann auch eine politische Seite. Die Politik geht entweder den Weg der Um- und Auswege, der Kompromisse, oder den der Gewalt. Auch die Gewaltpolitik beabsichtigt das ökonomische Prinzip zum Besten der Art und Gattung, des Stammes oder des einzelnen zur Anwendung zu bringen, sei es, daß sie den Besitzer der erwünschten Güter mit der Vernichtung

bedroht, auf die Gefahr hin, selbst vernichtet zu werden, sei es, daß sie mit dem Zwang die Übereinkunft verbindet, wie schon die Sklaverei der Überwältigten ein Kompromiß darstellt, welches von jedem Teil stets gebrochen werden kann.

Wie die Darstellung der sozialen Entwicklung zeigte, ist die Gewaltpolitik keine widernatürliche Erscheinung. Die unter ungünstigen Lebensbedingungen entwickelten Rassen vermochten das ökonomische Prinzip nur durch die Gewalt anzuwenden; jede Übereinkunftspolitik schloß sie von bessern Lebensbedingungen aus. So wird die Gewalt, wenn auch ihre Anwendungsform sich mildert, stets berufen bleiben, unüberbrückbare Gegensätze aus der Welt zu schaffen und Interessen zu überwinden, welche der sozialen Entwicklung dauernde Schranken entgegenzusetzen trachten.

Durch Kompromiß und Gewalt werden nicht nur Einzelfälle geregelt, sondern schließlich allgemein geltende Normen geschaffen: Sitte und Recht. Diese sind zivilisatorisch, wenn sie die Interessenübereinstimmung der Menschen und die Vervollkommnung der Gattung anbahnen und schützen; sie sind barbarisch, wenn das ökonomische Prinzip nicht beachtet wird, und wenn Interessen ohne Hinblick auf die Hebung der Gattung vergewaltigt werden.*

Auch die zivilisatorische Politik kann der Gewalt nicht entbehren, weil keine soziale Ordnung alle Interessen befriedigen kann. Da aber die Gewaltanwendung von der Zivilisation vermieden werden soll, schon deshalb, weil die friedliche Lösung eines Konflikts dem ökonomischen Prinzip besser entspricht, ist die Erweckung von Verzichten ein Ziel der Zivilisation. Verzicht zugunsten des Gemeinnutzes, das ist die Sittlichkeit.

Daß die Menschen überhaupt zur Zivilisation befähigt sind, wurzelt darin, daß sich das inhärente Interesse, belehrt durch die Erfahrungen über das sozial Zweckmäßige, vervollkommnet. Der Erfahrungsschatz überhaupt, geordnet durch die Kausalitätsvorstellung, bildet die Wissenschaft. Mit der Entwicklung der Intellekte wird die wirtschaftliche, soziale und politische Tätigkeit mehr und mehr der Leitung der Wissenschaft unterstellt. In den Massen wirkt die Wissenschaft stets nur in der Form von Schlagworten. Zivilisatorisch leitenden Ideen zündende Kraft zu geben, das ist

---

* Anmerkung des Herausgebers: Im Sinne des Verfassers ist Zivilisation Politik im Interesse des Gemeinnutzes. Alle Individualpolitik ist Barbarei trotz kultureller Hilfsmittel und Errungenschaften. „Wesen und Zweck der Politik", III. Bd., S. 401 ff.; „Soziologische Erkenntnis", S. 363.

die zivilisatorische Aufgabe der Kunst. Nehmen wir hierzu die Religion, als die Versenkung in die geheimnisvollen Beziehungen des einzelnen zum All, und die Konfessionen als die Bemühungen der verschiedenen Kulturen, diese Beziehungen faßlich darzustellen, so haben wir die Zahl der Erscheinungsformen menschlicher Betätigung erschöpft.

6. Der Ursprung der sozialen Triebe.

Die Erfahrungen der Entwicklungsreihe, im Bewußtseinsorganismus morphologisch hinterlegt, bilden den Intellekt des Individuums*, so daß dasselbe mit ererbten Anlagen und Interessen auch ererbte Gedanken, Gefühle und Willensrichtungen in betreff seiner sozialen Beziehungen hat. Damit ist auch das soziale Verhalten des Individuums zunächst gegeben: es handelt hier wie sonst anlagegemäß und kann nur insofern von der morphologisch vorgezeichneten Bahn abweichen, als dem Willen eine Freiheit von seiner morphologischen Basis zukommt. Hiermit ist das Problem der Willensfreiheit angeschnitten.** Nach der in der „Soziologischen Erkenntnis"

---

* „Kritik des Intellekts", 5. Abschnitt.

** Anmerkung des Herausgebers: Das Problem der Willensfreiheit hat der Verfasser ausführlich behandelt in der „Soziologischen Erkenntnis", 27. Abschnitt. Er mißt der Stellung zu diesem Problem entscheidende Bedeutung für jedes philosophische System bei und erklärt (Seite 304 cit.), daß auch seine Soziologie mit seiner Lösung der Frage steht und fällt. Im folgenden sei diese Lehre kurz skizziert, einerseits weil dies dem Herausgeber zu einem lückenlosen Verständnis des vorliegenden Werkes notwendig scheint, anderseits weil es auf diesem Wege möglich ist, den Leser mit dem für den Verfasser so charakteristischen und für sein Verständnis so wichtigen Begriff des „Interesses" vertraut zu machen.

Vor allem wird betont, daß es sich überhaupt nicht um die Freiheit des Willens, sondern nur um das Maß der Abhängigkeit des individuellen Willens handeln kann. Unter der Voraussetzung der Willensfreiheit wäre jede menschliche Handlung ein unbegreifliches Wunder, eine Wirkung ohne Ursache (nach Schopenhauer, „Grundprobleme der Ethik"). Die Unabhängigkeit menschlicher Absichten müßte in unsere Handlungen einen zusammenhanglosen Wirrwarr bringen. Eine Gesellschaftsordnung wäre unmöglich. Es liegt vielmehr auf der Hand, daß das Individuum jene Absichten hat, die seinen angeborenen und erworbenen Eigenschaften entsprechen. Das Huhn, das nicht schwimmen kann, will auch nicht schwimmen. Das Individuum hat für jeden konkreten Fall einen Willen in seinem Bewußtseinsorganismus präformiert. Was für den Löwen und das Lamm gilt, gilt auch für den Kulturmenschen. Je ähnlicher die Individuen eines Stammes, desto gleichartiger sind ihre Willen und Handlungen. Der Kulturmensch mit der reichsten Modifikation der Keimesanlagen und der größten Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen zeigt darum auch die größte Verschiedenheit der Präformation seiner den Willen bestimmenden Triebe. Seit langem besteht schon diese

gewonnenen Einsicht müssen wir dieses Problem für die bewußten Handlungen in bedingtem Sinne bejahen. Der Mensch handelt bedingt willensfrei, d. h. er ist befähigt, in einer Situation, die eine Willensbildung

---

theoretische Überzeugung von der Willensunfreiheit. Gleichwohl herrscht ein teils subjektives, teils sittliches Widerstreben gegen die Annahme einer unbedingten Abhängigkeit menschlicher Absichten, und zwar mit Recht, wie folgende Ausführungen zeigen werden.

An unserm Bewußtsein ziehen, etwa bei einem Gang durch die Natur, Hunderte von Erscheinungen vorüber, ohne apperzipiert zu werden. Plötzlich „fällt" eine Erscheinung „auf", sie tritt in den Blickpunkt des Bewußtseins und löst eine Vorstellung aus. Was ist es, das die Auswahl der hier aufgegriffenen Vorstellung veranlaßt? Ein konkretes Interesse als Ausdruck eines Bedürfnisses. Apperzipiert wird nur, wofür ein Interesse besteht, und ein Interesse gibt es nur für diejenigen Vorkommnisse, die im Bedürfnisbereiche liegen. Nach dem Umfang dieser Bedürfnisse gibt es niedere, bloß auf das Physiologische und den Gattungstrieb gerichtete, oder höhere Interessen, das Individual-, das Sozialinteresse.

Nun kann zweierlei geschehen: entweder das Interesse läßt die Apperzeption einen bloßen Akt des Bewußtseins bleiben, oder es schreitet zum Willen vor, der auf den Nerven- und Muskelbahnen die Handlung auslöst.

Im ersten Falle wird die Vorstellung zum Erinnerungsbild und, wenn sie kausal erfaßt wird, zur Erfahrung. Die in der Apperzeption liegende Kraftäußerung des Interesses hat somit — das beruht auf der Erhaltung der Energie — eine dauernde Wirkung erzielt. Jene Kraftäußerung ist ein chemisch-mechanischer Bewegungsvorgang im Bewußtseinsorganismus. Das Resultat aber ist eine Struktionsänderung desselben, grob gesprochen eine Molekularverschiebung im Gehirn, der ein gewisser Erinnerungs- oder Erfahrungsinhalt anhaftet, wie z. B. einem aus Papier und Druckerschwärze hergestellten Buche ein gewisser Gedankeninhalt anhaftet.

Der zweite Fall ist der: Das Bedürfnis, das die Apperzeption einer Erscheinung veranlaßte, wird durch die bloße Vorstellung und durch die Hinterlegung derselben als Erinnerung oder Erfahrung nicht befriedigt. In diesem Falle steigert sich das Interesse zum Willen. Der Vorgang spielt sich etwa folgendermaßen ab: Durch den chemisch-mechanischen Bewegungsvorgang der Wahrnehmung ist ein Vorstellungsbild in uns erzeugt, das nun dem Bedürfnis gegenübersteht. Zwischen beiden läßt der Intellekt Assoziationen spielen, die einfacher oder komplizierter sein können. Ein Hungriger findet eine Frucht: ohne sich lange zu besinnen, steckt er sie in den Mund. Findet er ein Geldstück, so nimmt er es auf und erwägt, wo und was er sich dafür kaufen kann. Zwischen der Vorstellung und der Bedürfnisbefriedigung liegt eine ganze Kette von Zwischengliedern, und zwar führt nicht nur eine sondern vielleicht eine große Zahl solcher Ketten vom Gegenstand der Vorstellung zur Bedürfnisbefriedigung. Dem Hungrigen schwebt ein naher Selcherladen vor, gleich darauf drängt sich ihm das Bild einer warmen Speise auf, und er wendet sich vom nahen Laden ab, um das entfernte Gasthaus aufzusuchen. Hier ist es bei der ersten Absicht nicht geblieben, erst die zweite, durch Assoziationen gewonnene Vorstellung war stark genug, jene Spannungen und Verschiebungen in seinem Nervenapparat hervorzubringen, die wir Willen nennen und die seine Muskeln in der Richtung des entfernten Gasthauses in Bewegung setzten.

Nun gibt es gewisse, höchst einfache Assoziationen solcher Art, die sich häufig wiederholen, für die daher eine besondere Gangbarkeit in unserm Organismus vorhanden ist.

erheischt, zwischen den verschiedenen Richtungen, in denen eine Bedürfnisbefriedigung erfolgen kann, und die ihm vom Intellekt gewiesen werden, eine Auswahl zu treffen. Diese Freiheit, verschiedene Wege, allerdings

---

In diesem Falle werden die Assoziationen mechanisiert. Der Intellekt hat es nicht nötig, die Assoziationen zu entwickeln, die Vorstellung löst vielmehr automatisch jene Nervenspannungen aus, die wir Willen nennen und die unsere Muskeln zur Tat innervieren. Auch hier liegt unzweifelhaft ein Willensakt vor, nur ist derselbe gar nicht in unser Bewußtsein eingetreten, sondern unterbewußt gebildet worden.

Bei den niedersten Tieren scheint die Willensbildung stets bewußt zu erfolgen, so daß schon die Abspielung des physiologischen Vorgangs sich bewußt vollzieht. Aber dieses Bewußtsein ist dunkel. Mit der Entwicklung zu höhern Interessen findet eine Differenzierung statt, in dem Sinne, daß das Bewußtsein sich schärft und lebendiger wird, aber anderseits die niederste Interessenbefriedigung aus dem Kreise des Bewußtseins tritt, und erst wenn Hemmungen eintreten, in den Blickpunkt des Bewußtseins kommt.

Daß die automatischen, die sogenannten Reflexhandlungen nicht willensfrei, sondern rein anlagegemäß erfolgen, liegt auf der Hand. Anders kann es bei der bewußten Willensbildung sein. Diese gestattet, daß sich zwischen die erste, durch die Vorstellung ausgelöste Absicht und die Handlung Assoziationen einschieben. Die erste Absicht wird völlig anlagegemäß sein, während die weitern Absichten reicher und umsichtiger Bestimmungsgründe heranziehen und daher bedingt unabhängig werden. Oft fällt die Willensäußerung in die erste Absicht zurück, in der Regel wird sie kaum von der Vorzeichnung durch die Anlagen abweichen, jedenfalls aber wird sie dem Interessenzuge konform sein. Der Mensch kann also nie anlagewidrig wollen; er kann aber durch die Entwicklung seiner Anlagen zu höhern Interessen sich über die niedrigen Impulse erheben und zu einer weitsichtigern Willensbetätigung vorschreiten. Hierin liegt eine bedingte Willensfreiheit; eine andere ist undenkbar.

Ein Beispiel wird das deutlich machen. Ein Individuum, das von einer Gefahr bedroht wird, wird so lange die Flucht als erste Absicht automatisch ausführen, bis nicht die Apperzeption der ganzen Sachlage eine neue, stärkere Absicht hervorruft. Das eine Individuum wird nunmehr die Flucht bewußt fortsetzen, ein anderes zur Abwehr schreiten, ein drittes wird sich leidend der Gefahr überantworten. Da nun in der Tat die Menschen sich mit fortschreitender Entwicklung des Intellekts von der unmittelbaren Nachgiebigkeit gegen den ersten, niedern Impuls zur Verfolgung höherer Zwecke erheben, d. h. solcher Zwecke, die das individuelle und soziale Wohl auf Umwegen durch Selbstbeherrschung unter Arbeit und Mühe zu erreichen suchen, muß in diesem Sinne von einer bedingten Willensfreiheit gesprochen werden. Diese Freiheit ist eine bedingte, weil sie stets nur innerhalb der durch die verschiedenen Interessen angedeuteten Richtungen eine Auswahl treffen kann. Gerade der Mensch, der ganz und voll seinen nach *einer* Richtung drängenden niedern Anlagen folgend absolut unfrei handelt, fühlt sich frei. Der Mensch mit entwickelten Interessen aber, der mit einem Teil seiner Anlagen, mit einem gebrechlichen Körper, mit seinen niedern Neigungen, mit seinem Ehrgeiz, mit Gewohnheit und Tradition im Kampfe liegt, der den eigenen Vorteil und den seiner nächsten Angehörigen einem höhern Interesse unterordnet, der zerrissenen Herzens schwer den Druck der Umgebung fühlt, der fühlt sich unfrei und handelt frei.

stets innerhalb des Interessengebietes, einzuschlagen, ist mit dem Intellekt gegeben, kommt daher, wenn auch in den verschiedensten Abstufungen, jedem bewußten Lebewesen zu, weil der Intellekt schon mit dem Bewußtsein selbst gegeben ist.* Im Sinne des positiven Monismus hat jede intellektuelle Funktion eine morphologische Abänderung des Organismus zur Folge, diese wieder bedingt eine Erleichterung und Verbesserung der fraglichen intellektuellen Funktionen. So baut sich das waltende Interesse die Tier- und Pflanzenwelt auf**, so geht mit der Ausgestaltung der Organismen die Erweiterung der Interessen und die Hebung des Intellekts Hand in Hand. So sehen wir speziell in der sozialen Entwicklung des Menschengeschlechts eine fortschreitende Erweiterung und Erhebung der Interessen von den niedersten, weil nächsten Zielen zu einer indirekten, weitsichtigern Bedürfnisbefriedigung, zu höhern und umfassendern Zwecken. Das Gattungsinteresse, durch die belehrende Erfahrung zum Sozialinteresse entfaltet, kann das Individuum veranlassen, seinem in den Anlagen begründeten Eigennutz zu entsagen und so, relativ frei, sich gemeinnützig zu verhalten.

Oft finden im sozialen Leben nur scheinbare Abweichungen von der morphologisch vorgezeichneten Willensbahn statt: a) durch das Bestreben, eine mißliche Isolierung zu vermeiden, was fälschlich zur Annahme eines besondern Nachahmungstriebes geführt hat; b) durch die Assimilierung schwacher Individualitäten an starke Willenspotenzen (Suggestion).*** In beiden Fällen kommen nur scheinbar vom angeborenen Interesse abweichende Willensäußerungen zustande. In Wahrheit wird hier ganz den gegebenen Anlagen gefolgt. Diese beiden Fälle von Beugungen und Umwertungen des individuellen Willens lassen in einer Menge verschieden interessierter Individuen, die einem Sozialgebilde angehören, einen Sozialwillen mit einheitlichem Entschluß entstehen, obgleich die freigewollte Preisgebung der Individualinteressen unendlich selten ist.

* „Kritik des Intellekts", Seite 9.
** Ebenda, S. 25.
*** „Soziologische Erkenntnis", S. 261.

II. Die Faktoren der sozialen Entwicklung.

7. Die geologischen Perioden und der Wohnraum.

Bevor wir den eigentlichen Gegenstand der sozialen Entwicklung, den Menschen, in Betracht ziehen, müssen wir jener großen Vorbedingung gedenken, welcher unser bewußtes Sein entspringt: der Mutter Erde.

Der Soziologe muß die kosmologische Natur der Erde zum Ausgangspunkt seiner Erwägungen machen und über die geologischen Erscheinungen hinweg das Entstehen der Organismen als den Anfang des sozialen Lebens ansehen. Mit dem Augenblicke, in welchem das primitivste Lebewesen zum Bewußtsein kam, begann das soziale Leben insofern, als es sofort bei Ernährung und Vermehrung in Beziehung zu Genossen trat. Das soziale Leben des Menschen, von dem allein wir sprechen wollen, ist nur ein Teil des sozialen Lebens überhaupt.

Das Menschengeschlecht dürfte in der Tertiärzeit aus den Primaten hervorgegangen sein, gefördert durch die hohe Erdwärme, den Wasserreichtum und die vielgestaltige Pflanzenwelt jener Periode. Im Diluvium finden wir den Menschen, von den Riesen der äquatorialen Zonen begleitet, bis in die heutigen arktischen Zonen zerstreut. Die schwarze Rasse repräsentiert jedenfalls den ältesten Typus. Die Eiszeiten mit ihren Nöten, die hart und erfinderisch machten, gaben den Anstoß zu weiterer Entwicklung. Gleichzeitig schufen sie Verkehrshindernisse um große Teile des Menschengeschlechts, so daß sich in der Isolierung die ursprünglichen Rassen entwickeln konnten.

Schon seit der ältesten Zeit, jedenfalls im Diluvium, finden wir den Unterschied zwischen schlanken Langköpfen und Kurzköpfen mit gedrungener Gestalt. Die Ursachen für diese Verschiedenheit sind uns gänzlich un-

bekannt. Die Kurzschädel füllten größtenteils Asien, die Langschädel Europa und Afrika.

In Europa waren die Eis- und Gletscherperioden (siehe Pencks Karte der „frühern und spätern Gletschergebiete der Erde") besonders heftig. Sie züchteten und bleichten den homo Europäus. In Asien blieb die Grenze zwischen Nord- und Südländern stets flüssig. Noch heute dehnen sich dort in den Eskimos dolichkephale Dunkle bis in die arktische Zone aus, und die Bewohner der gemäßigten Zone bleichten nur bis zur gelben Farbe und erfuhren nicht jene vervollkommnenden somatischen Veränderungen, welche den homo Europäus auszeichnen.

Innerhalb der ein ganzes geologisches Zeitalter umfassenden Eiszeiten dürften sich die wichtigsten Variierungen des menschlichen Skeletts, die Erscheinungen des Prognatismus und der Prosopie, die Verhältnisse des Beckens bei beiden Geschlechtern, die Verschiedenheit des Haarquerschnitts ergeben haben. Die Variierungen der Weichteile, also wesentlicher Teile des Gesichts, wie die Nasen- und Lippengestalt, die Veränderungen des Pigments, die Verschiedenheit der Wadenfülle und der sekundären Geschlechtsteile, der Fettsteiß u. a. m. dürften sich vor, während und auch nach der letzten Eiszeit vollzogen haben.

Als Europäer und Asiaten schon fertige Rassen waren, schoben sie sich ineinander. Asiaten, die nach Europa kamen, wurden teils nach Norden (Lappen), teils ins Hochgebirge (alpine Rasse) verdrängt. Europäer hinwider überzogen Vorderasien und Indien.

Die vorbesprochenen geologischen Verhältnisse haben die Urrassen gebildet. Unaufhaltsam sind nun die in den geographischen Verhältnissen gegebenen Lebensbedingungen wirksam, die somatischen und die psychischen Eigenschaften zu gestalten und zu verändern.

a) Das Klima, worunter man die mittlere Jahrestemperatur des Wohnortes, die Temperaturschwankungen, die Lichtmenge, den Ozongehalt, den Feuchtigkeitsgehalt der Luft, die Regenmenge und die Luftbewegungsverhältnisse versteht, ist eine Hauptursache der Variierung. In somatischer Beziehung stehen die heißen Zonen in einem unabweisbaren Zusammenhang mit der Pigmentierung der Haut, des Haares und der Augen.*

* Wenn Virchow bei allen großen Verdiensten um die Anthropologie auch in dieser Frage über der Manie des „Nichtwissens" zu keiner Ansicht gelangte, so beruht dies doch überwiegend darauf, daß er bei den Fragen über die Ursachen der Rassen-

In psychischer Beziehung scheint es berechtigt, dem heißen Klima das cholerische Temperament mit schwankendem Charakter, dem kalten Klima das phlegmatische mit festem harten Charakter zuzuschreiben. Sowohl extreme Hitze als auch Kälte während des ganzen Jahres machen stumpfsinnig und unternehmungsscheu. Eine reiche Abwechslung der Temperatur- und Witterungsverhältnisse, wie sie der gemäßigten Zone und dem Hochgebirge in warmen Breiten zukommen, erweckt eine reiche Vorstellungskraft und ein sanguinisches Temperament, unternehmende Charaktere und künstlerische Begabung. Sehr feuchtes Klima endlich schwächt in heißer Zone den Charakter und erzeugt in gemäßigter Zone Melancholie.

b) Die Ergiebigkeit des Wohnorts an Nährstoffen. Höchst wichtig für die kräftige Entwicklung einer Bevölkerung ist eine hinreichende und sichere Ernährung, wobei das Gewicht nicht auf die Reichhaltigkeit, sondern auf die Regelmäßigkeit und physiologisch anregende Abwechslung der Zufuhr gelegt werden muß. Wir sehen bei den Naturvölkern mit Hungerperioden und plötzlichen Völlereien Hängebäuche, Abmagerung der Muskulatur und geringe Intelligenz. Mühelos erworbene reiche Ernährung wirkt entnervend, während absolute Unergiebigkeit die arktische Zone dauernd von der Kultur ausschließt. Höchst wichtig ist die Anregung, welche die Völker durch Nahrungssorgen erhalten. Kräftige Stämme schöpfen hieraus die Antriebe, um ihrem Wesen einen aufstrebenden Charakter zu geben. Treffen sie dann auf eine reichere Natur wie viele Eroberungsvölker, die früher Nomaden waren, oder erschließen sie sich eine reiche montane Rohproduktion wie die Engländer, dann schwingen sich solche Völker zu politischer Höhe empor. Aber auch ungünstige Verhältnisse können Stämmen eine politische Stellung verschaffen. Die Unwirtlichkeit Patagoniens und des Feuerlands sowie das heiße Klima Kolumbiens und Mexikos haben die indianische Rasse vor dem gänzlichen Verlust der politischen Selbständigkeit bewahrt.

c) Die Bodenplastik. In dieser Hinsicht sind zu unterscheiden: einerseits die fruchtbare Ebene, die Steppe und die Wüstenebene, anderseits das Hochgebirge, das fruchtbare Bergland und das wasserlose und

---

merkmale die parallellaufende Wanderung und Vermischung der Dauerformen nicht beachtet hat. Die Vielfarbigkeit der Bewohner Afrikas sowie die Gleichmäßigkeit der amerikanischen Rasse über alle Zonen hinweg sind durch Wanderung und Vermischung erklärt, welche zur Wirkung kamen, nachdem die Hauptrassen durch das Klima in der Urzeit bei unentwickelter Intelligenz und relativer Seßhaftigkeit bereits entstanden waren.

felsigsandige Gebirge. Die fruchtbare Ebene in heißer und gemäßigter Zone bringt eine hohe, friedliche Kultur hervor, ohne die Charaktere besonders zu heben. China und Bengalen sind hierfür typisch. Die Steppe, die nur Viehzucht zuläßt, erhält die Völker dauernd auf der niedern Stufe räuberischen Nomadentums. Das Reiten soll die Kurzbeinigkeit zur Auslese bringen. Man vermutet, daß die Einförmigkeit der Steppe den Gesichtsausdruck gleichgültig macht; das Auge, ins Weite spähend, erscheint halbgeschlossen, schlitzartig. Mongolen und Turanier sind für diese Wohnräume typisch. Auch die Prärie-Indianer Nordamerikas sind durch die Steppe beeinflußt. Die Wüstenebene wird erst durch die Oasen zum Wohnraum. Gänzlich auf sich und die arme Natur angewiesen, in der Oase kaum mehr als eine Zufluchtsstätte findend, werden die Wüstenbewohner räuberisch, höchst unzuverlässig, in sich verschlossen, Feinde alles Fremden und habgierig, dabei bedürfnislos und hart gegen sich und andere, wie die Beduinen und die Randstämme der Sahara. Sowohl der Steppe als auch der Sandwüste entstammen gewaltige kriegerische Bewegungen.

Das Hochgebirge stärkt das Nervenleben und die Muskulatur. Die Rassenqualität wird verstärkt und die Rassenreinheit infolge Unzugänglichkeit des Wohnraums bewahrt. Neigung zur Kontemplation, Konservatismus in den Sitten, Heimatsliebe, Mut und Beständigkeit sind den Hochgebirgsbewohnern eigen; wir wissen dies vom Bewohner der Alpen, der Pyrenäen und des Kaukasus; ja in einem gewissen Sinne müssen wir auch den buddhistischen Lamaismus der Unzugänglichkeit des tibetanischen Hochplateaus zurechnen. Das fruchtbare, waldreiche Mittelgebirge oder Bergland entwickelt die glücklichsten Menschen in somatischer und sittlicher Hinsicht als Folge eines Lebens zwischen reichen wirtschaftlichen und allgemein anregenden Bedingungen. Das wasserarme oder sterile Gebirge hat wohl auf die Menschen die abhärtende Wirkung alles Gebirges, aber nicht dessen befriedigende Seiten. Leben dessen Bewohner unter dem heilsamen Zwang einer politischen Ordnung, dann bleiben sie gleichwohl arm und rückständig wie die Karstbewohner, welche mit unsäglichen Mühen ihr Brot dem kärglichen Boden abgewinnen.

Gebirge und Wüsten waren stets wichtig als rassetrennende Völkerscheiden; so hat der Wüstenkranz um China dessen abgeschlossene Kultur vor den weltgeschichtlichen Bewegungen geschützt, und für das ganze Alter-

tum und Mittelalter endete Afrika am Nordrande der Sahara. Unwirtliche Gegenden boten ferner untergehenden Rassen einen Rückhalt. In diesen beiden Beziehungen haben jedoch Übervölkerung und Verkehrstechnik der Gegenwart dem geographischen Moment seine Bedeutung genommen.

d) Die Gewässer. Vor allem müssen wir der gewaltigen ethnographischen Wirkung des Meeres gedenken. In frühern Zeitaltern hat das Meer die Menschen absolut getrennt; hierdurch erlangte es an der Rassenentwicklung einen wichtigen Anteil. Bald aber wurde das von Inseln durchsetzte Meer ein Faktor der Berührung und Vermischung. So ergab sich vor allem an den Küsten des Mittelmeers ein Austausch alles sich an demselben einfindenden Blutes und seiner Kulturen. Die mittelländische Rasse ist eine Dauerform nach der Vermischung der Autochthonen — wozu einerseits die Pelasger, Etrusker, Iberer, anderseits die Sumerier und Hamiten gehören — mit allen anrückenden Indoeuropäern, Kaukasiern, Turaniern, Semiten und Negern: Mischungen, die heute in den Ländern des Mittelmeers Nationen bilden. Hier ist am Platze, sofort von der kulturfördernden Wirkung des Meeres und von dem zwingenden Einfluß der Schiffahrt auf die intellektuellen und Charaktereigenschaften der Gestadevölker zu sprechen. Nach den Handelseigenschaften werden Unternehmer- und Entdeckerlust, schließlich die Kolonisation und Eroberung entwickelt. Treffen diese Anregungen mit hochstehenden Rassenanlagen zusammen wie bei den Hellenen, dann findet sich die vollkommenste Kulturblüte. Nur muß man hierbei wohl beachten, daß im Laufe der sozialen Entwicklung die anregenden Momente einem Wohnort nicht erhalten bleiben, sondern diesen und auch die Meere wechseln. So sehen wir in Übereinstimmung mit dem Wachsen der geographischen Kenntnisse die Phönizier, Griechen, Karthager, Römer, Araber, Venetianer und andere italienische Gemeinwesen, die Normannen, Türken, Spanier, Portugiesen, Holländer, Franzosen, Engländer und Nordamerikaner die Herrschaft über die wichtigsten Meere ausüben und die Kolonisation und Eroberung ihren Staatswesen zuwenden.

Wir dürfen die Betrachtung des Einflusses der Meere auf die ethnologische Entwicklung nicht abschließen, ohne der veredelnden Wirkung zu gedenken, welche auf den Menschen der Anblick des Erhabenen, Unergründlichen, Großartigen in der Meeresruhe und im Meeressturme hat. Das hat das Meer mit dem Hochgebirge und der Wüste gemein: eine Anregung zur Kontemplation und zur Phantasie.

In beschränktem Sinne kommt ein ähnlicher Einfluß wie dem Meere auch Seen und großen Strömen zu.

e) Fauna und Flora. Nachdem wir der Fruchtbarkeit schon oben sub b) gedacht, sind hier die Beziehungen zu jenen Organismen zu erörtern, welche dem Menschen und der sozialen Entwicklung abträglich sind. Gewiß war in der Urzeit der Mensch durch Raubtiere schwer bedrängt, so daß er seine Behausung in Höhlen und auf Pfählen aufschlagen mußte, wie noch heute der Bewohner der Sundawelt seine Wohnung der giftigen Reptilien wegen auf Bäumen errichtet. Vergessen wir auch nicht die überkräftige Pflanzenwelt in den Tropen, welche z. B. in den Niederungen des Amazonenflusses den Menschen vertreibt, weil er nicht imstande ist, seinen Nutzpflanzen Raum zu schaffen. Weitaus bedrohter ist aber der Mensch von den mikroskopischen Organismen, welche die Quellen seiner Krankheiten sind. Wenn auch diese dem Menschen in alle Wohnorte folgen, so ist doch in gewissen Gegenden die Gefahr der Cholera, des gelben Fiebers und dergleichen besonders groß. Der Mensch lebt mehr oder weniger allerorts im Kampfe mit dieser Kleinwelt; wird er aufgegeben oder nicht vernünftig geleitet, so bringt dies die schwerste Bedrohung der Gesellschaft mit sich, wie das zeitweise Auftreten der Pest auf den Pilgerwegen nach Mekka zeigt. Der Mensch schöpft einerseits aus diesen Gefahren eine mächtige Anregung zu Vorkehrungen der verschiedensten Art, sich vor den Krankheitserregern zu bewahren, Vorkehrungen, welche tief in das Kulturleben eingreifen und von den Fragen über die Aufforstung und Wasserversorgung bis zu den Fragen der Sittlichkeit reichen. Anderseits aber werden die Bewohner besonders bedrohter Landstriche in ihrer Entwicklung gehemmt, was wir z. B. bei der norditalienischen Bevölkerung an den Folgen der Pellagra bemerken, welche wohl nicht einer tierischen Kleinwelt, aber doch einem endemischen Zustand der oberitalienischen Tiefebene zuzuschreiben ist.

f) Die Verkehrsverhältnisse. Von der Wegsamkeit des Geländes und der Vermittlung, welche das Wasser übernimmt, haben wir schon gesprochen. Hier müssen wir der geographischen Lage gedenken, die einem Wohnraum einen gewissen Anteil an dem jeweiligen Weltverkehr zukommen läßt. Wir wissen aus der ältesten Geschichte von sogenannten Völkerstraßen, Gebieten, welche die Stämme bei ihrer Verbreitung über die Erde durchziehen mußten. Diese Völkerstraßen wurden gewöhnlich hervorragende Kulturgebiete und bleiben stets wichtiges Durchzugsland

für den Handel. So war die Levante bis zur Entdeckung des Seewegs nach Indien für den Handel von höchster Bedeutung und ist es seit dem Durchstich des Suezkanals wieder, wird aber einst vom Panamagebiet bei weitem überstrahlt werden.

Eine Lage inmitten anderer Kulturländer bei günstiger Küstengliederung weist ein Volk auf die Bahn des Handels. Bei Rassentüchtigkeit und Sicherheit vor äußern Angriffen, wie sie durch eine insulare Lage England und Japan geboten ist, entstehen Emporien des wirtschaftlichen und politischen Lebens.

Treffen ähnliche Bedingungen, wenn auch nur mit lokaler Bedeutung, bei einem konkreten Platze zu, dann ist der Ort für eine Stadt gegeben.

g) Die strategische Lage. Vor allem müssen wir beachten, daß die politischen Machtfaktoren auch diejenigen des Krieges sind. Daher werden die Hauptorte des Verkehrs und des Staates auch stets die Ziele des Krieges sein. Die wichtigsten Verkehrslinien zwischen diesen bilden die Operationslinien, und die Staatsgrenzen mit den querliegenden Hindernissen bilden Operationsfronten und Operationsbasen. Innerhalb dieser strategischen Hauptelemente eines Staatsgebiets liegt ferner ein Netz von Marschlinien, strategischen Punkten und Fronten zweiter Ordnung, welche schon im Frieden soziale Bedeutung durch die verschiedensten Vorbereitungen für den Krieg erlangen können (Festungen oder Magazine).

Daß große Verkehrshindernisse wie Gebirgs- und Wasserzüge nicht nur vom verwaltungstechnischen, sondern besonders vom militärischen Standpunkt aus „natürliche" Staatsgrenzen sind, liegt auf der Hand. Es sei weiter darauf hingewiesen, daß eine natürliche Befestigung eines Landes wie die Gebirgsumwallungen Böhmens, Ungarns oder Oberitaliens für nationale Aspirationen und für den Bestand politischer Gebilde von welthistorischer Bedeutung sind. Wenn wir schließlich uns noch erinnern, daß in früherer Zeit eine zur Verteidigung günstige Lage Voraussetzung für jeden Städtebau war, dann werden diese Andeutungen genügen, um den Einfluß der militärischen Verhältnisse des Wohnorts auf die soziale Entwicklung würdigen zu können. Wenn auch heute das kriegerische Wesen in den Hintergrund tritt, so muß doch beachtet werden, daß es in frühern Zeitaltern der Beweggrund für die soziale Entwicklung und für örtliche Konzentrationen war, und daß eine Wiederkehr kriegerischer Perioden nur für denjenigen ausgeschlossen scheint, dem soziologisches Denken fern geblieben ist.

h) Außerordentliche Erscheinungen im Wohnort. Die Entwicklung der Einwohner ist eine Art Anpassung an die regelmäßigen Verhältnisse des Wohnorts, so daß die sozialen Vorgänge gleichsam eine Verkettung logischer Wirkungen werden. Erscheinungen, die durch ihre Plötzlichkeit diese Regelmäßigkeit unterbrechen, müssen auf die sozialen Zustände störend wirken. So verändert z. B. die Entdeckung von Goldquellen mit einem Schlage die wirtschaftliche und politische Stellung eines Landstrichs; alle Werte steigen schwindelhaft, der Menschenzuzug wächst ungemessen, die öffentliche Sicherheit schwindet, die Sitten verwildern, alle Laster nehmen sich das Land zum Stelldichein; es wird das Objekt politischer Aspirationen fremder Mächte (Alaska). In anderm Sinne wirkt z. B. ein Erdbeben oder der Ausbruch eines Vulkans. Abgesehen von der Verwüstung materieller Güter und der Vernichtung von Menschen, sinkt auch der Wert aller unbeweglichen Güter; die soziale Ordnung wankt; die wirtschaftliche Tätigkeit wird unterbrochen; alles Vertrauen auf die Lebensbedingungen ist erschüttert; die Menschen fliehen, die Städte veröden; die Besitz- und Einflußlosen bemächtigen sich des verlassenen Eigentums (Martinique). Solche außerordentliche Erscheinungen gehen vorüber, aber es bleibt stets eine Veränderung in den sozialen Verhältnissen zurück. Kaliforniens Goldschätze sind erschöpft; aber der Staat erscheint, durch jenen Fund begründet, in seiner eigenartigen Rassenmischung gegeben; die Städte und Verkehrslinien haben durch ihn eine dauernde Lage erhalten, so daß sich alle topographischen Momente erst nach und nach an normale Lebensbedingungen akkommodieren müssen. So bleibt auch in einem Lande, das terrestrische Katastrophen durchgemacht, allgemeines Mißtrauen in die Sicherheit der sozialen Ordnung zurück (Sizilien).

Diese sozialen Einflüsse des Wohnraums dürfen nicht überschätzt, sie dürfen aber auch nie vergessen werden. Jede Beurteilung sozialer Verhältnisse muß sich bemühen, alle Faktoren in Rechnung zu ziehen; nichts ist eine größere Gefahr für das soziologische Denken als das Bestreben, die soziale Entwicklung von irgend einem Fachstandpunkt aus begreifen zu wollen.

8. Die ererbten Anlagen der Menschen.

a) Bedeutung und Begriff der Rasse.

Bereits im 6. Abschnitt wurde ausgeführt, daß die Anlagen des Menschen das Produkt der Erfahrungen seiner Entwicklungsreihe über die interessengemäße Anwendung der Lebensbedingungen sind.

Das Handeln des Menschen entspricht diesen Anlagen, doch können dieselben auch nach der Geburt noch durch Erfahrungen modifiziert werden. Wir können auch sagen: des Menschen Handeln wird durch Erfahrungen bestimmt, und zwar durch seine eigenen und durch die seiner Ahnen, die morphologisch festgelegt seine Anlagen bilden.

Daß Menschen verschiedener Abstammung, Abkömmlinge verschiedener Entwicklungsreihen anlagegemäß verschieden denken, fühlen und handeln, das ist dem unbefangenen Denken jederzeit klar gewesen. Bei den Völkern des Orients, den Türken, Juden, Indern, Chinesen, herrscht nicht der geringste Zweifel, daß Menschen anderer Abstammung, also die Rajahs oder Giaur, die Gojim, die Cudra und Paria, und Fremde überhaupt eine mit ihrer verachteten Abstammung übereinstimmende Handlungsweise haben, und auch der Barbarenbegriff der Alten entstammt derselben Wurzel.

Demgegenüber hat doch auch die christlich-liberale Doktrin der Gleichheit aller Menschen „vor Gott" oder nach „gleichen angeborenen Menschenrechten" seine theoretische Berechtigung. Die Abstammungs-, also die Rassenunterschiede zwischen den Menschen sind nämlich im Verhältnis zum Abstand des Menschen vom Tier sehr unbedeutend. Ja es gibt keine Rasse, die sich durch ein besonderes, ihr ausschließlich angehöriges Merkmal vollständig von andern Rassen abheben würde. Die Erfahrung konstatiert nur, daß gewisse Merkmale bei gewissen Rassen häufiger vorkommen als bei andern. Wir finden in der Sahara, in Ozeanien und Grönland vereinzelt die Züge des Germanen und unter diesen dekadente Erscheinungen, die an Buschmänner erinnern, so daß die Mehrzahl der Anthropologen eine in der letzten Wurzel einheitliche Abstammung des ganzen Menschengeschlechts annimmt. Der Mensch hat sich als einheitliche Art aus dem Tierreich so sehr herausdifferenziert, daß man mit einigem Recht, vor allem mit Hinblick auf seinen Intellekt von einer besondern Stellung des Menschen in der Natur sprechen kann. Deshalb ist auch die Ausdehnung des Interessenbereichs auf das Schicksal der ganzen Menschheit, soweit nicht die nähern Interessen der engern Verbände dies ausschließen, als sittliches Ideal möglich und durch Werke der Humanität, wie die Antisklavereibewegung und das Missionswesen, als das Streben, alle Menschen ohne Unterschied der Abstammung dem „Seelenheil" zuzuführen, auch praktisch schon in die Erscheinung getreten. Der christlich-liberale Standpunkt ist also für die theoretische Betrachtung nicht ohne

wahren Kern. Für das politische Leben aber und die angewandte Soziologie ist mit verschieden veranlagten Rassen zu rechnen.

Dabei sind nicht die somatischen Unterschiede für die menschlichen Wechselbeziehungen entscheidend, sondern die intellektuellen. Nicht wegen der gelben Haut, der Schlitzaugen oder des platten Gesichts ist der Chinese dem Germanen fremd, sondern wegen seiner Lebensanschauung, die ihm unverständlich bleibt. Die somatischen Rassenunterschiede sind für den Soziologen überhaupt nur deshalb von Bedeutung, weil sie ein hinweisendes Symptom für die intellektuellen Rassenunterschiede sind. Allerdings sind anthropologisch genommen die intellektuellen Unterschiede weniger ins Gewicht fallend als die anatomischen. Letztere gehören Entwicklungszeiten von Hunderttausenden, ja vielleicht von Millionen Jahren an und waren wohl schon vor der letzten Eiszeit ausgebildet. Die Differenzierung der heute beobachteten intellektuellen Rassenmerkmale scheint hingegen der postglazialen Zeit anzugehören, ist also viel jünger, weil nach Pencks Theorie der Kalmenwechsel bloß 10500 Jahre währt. Soziologisch genommen aber sind die intellektuellen Rassenunterschiede wichtig genug, daß nicht die Einheit des Menschengeschlechts als zoologische Art oder dessen relative Gleichheit der leitende Gedanke sein kann, sondern die Ungleichheit der Anlagen, die in absehbarer Zeit, in den praktisch in Betracht kommenden Zeiträumen nicht behoben werden kann. Selbst wenn es möglich sein sollte, daß die ganze Menschheit je auf die gleiche Stufe sozialer Entwicklung käme, wäre es doch verfehlt, dies dadurch anzustreben, daß man die Rassenunterschiede ignoriert. Es handelt sich vielmehr darum, die Menschheit durch die Führung der tüchtigsten Rassen zu heben, soll nicht der anzuhoffende Ausgleich der Rassequalitäten zu einem Mittelwert aller Rassen, also zu einem Verfall der Menschen führen.

Diese Betrachtung über die Stammeseinheit der Menschheit und ihre sittlichen Konsequenzen einerseits, die intellektuelle und soziale Ungleichheit der Rassen und ihre praktischen Konsequenzen anderseits mit der Konklusion, daß im Interesse der Vervollkommnung der Menschheit nicht der Ausgleich der Anlagen, sondern eine Hebung der ganzen Menschheit zu den Qualitäten der tüchtigsten Rassen geboten erscheint, ist ein fundamentaler Teil der Soziologie. Erst mit dessen Verständnis sind wir imstande, die ererbten Anlagen der Menschen für die soziale Entwicklung zu würdigen.

Wie die verschiedenen Rassen, z. B. die Urrassen, Kurz- und Langköpfe entstanden sind, das ist uns unbekannt. Genug, daß verschiedene Rassen bestehen, die verschiedene Geschicke hatten. Die Anlagedifferenzen wurden durch die Lebensbedingungen (siehe den vorigen Abschnitt) vertieft und gefestigt. Als die Menschen, sich ausbreitend, verschiedene Wohnräume bezogen, ergab sich zunächst eine Differenz zwischen den mitgebrachten Anlagen und den neuen Lebensbedingungen. Das in der Art lebende Entwicklungsstreben mußte erst eine Anpassung der Anlagen an die neue Umgebung bewirken, was nur bei Inzucht möglich war und durch die Auslese gefördert wurde. Sowie dann zwischen Anlagen und Lebensbedingungen eine Art Gleichgewicht eintrat, so daß sich das inhärente Interesse des einzelnen mit den konkreten Lebensbedingungen befriedigt erachten konnte, war die betreffende Menschengruppe zur Dauerform geworden; sie lebte sich in die gegebenen Lebensverhältnisse nicht bloß somatisch ein, sondern sie erlangte auch die Befähigung, diese auszunützen und zu beherrschen. So finden wir, daß sich der Neger und der Eskimo nicht nur somatisch, sondern auch in seinen Fertigkeiten und Lebensgewohnheiten mit den Lebensbedingungen der äquatorialen, beziehungsweise der arktischen Zone in Übereinstimmung gesetzt hat.

Wir sprechen also von einer besondern Rasse dort, wo sich die ererbten Anlagen, durch das inhärente Interesse geleitet, den konkreten Lebensbedingungen in der Generationenfolge und unterstützt durch Auslese derart angepaßt haben, daß eine gewisse Harmonie zwischen Anlagen und Lebensbedingungen besteht, und wo sich durch Inzucht die Anlagen derart gefestigt haben, daß sie der Einwirkung geänderter Lebensbedingungen relativ dauernd widerstehen.* Bei dieser Rassenlehre ist zu beachten:

1. Durch die Änderung eines Organs wird infolge Änderung des osmotischen Druckes und des Gleichgewichts eine Änderung aller Organe,

---

* „Die körperlichen und seelischen Rassenmerkmale sind durch Anpassung an langandauernde Einflüsse der umgebenden Natur entstanden und haben durch Inzucht an Widerstandskraft gewonnen, so daß sie im gewissen Sinne als konstant betrachtet werden können." „Die Menschenrassen Europas" von Dr. Gustav Kraitschek, Polit.-anthropologische Revue, 1. Heft, S. 7.

„Die ruhige, ungestörte Entwicklung erzeugt die Dauerform, während die Störungen, das Herausreißen aus der ruhigen Entwicklung die Variation hervorbringt, welche bei wiederholter, in einer gleichen Weise ausgeübten Störung ebenfalls zu einer von der ersten verschiedenen Dauerform führt." J. F. Hofmann in Ostwalds Annalen der Naturphilosophie, 2. Band, 1. Heft, S. 32.

also auch der Bewußtseinsorgane, bedingt. Wenn ein Menschentypus aus der Ebene ins Gebirge versetzt wird, dann wird nicht bloß infolge des starken chemischen Umsatzes in den angestrengten Organen sich eine Veränderung der Beinmuskulatur ergeben, sondern es werden sich auch die Gesichtszüge, vielleicht sogar die Schädelform ändern, weil die veränderten Anforderungen an den ganzen Körper eine veränderte Haltung und hiermit eine veränderte Ansetzung des Zellenbaues herbeiführen, was auf den Intellekt nicht ohne Einfluß sein kann.

2. Somatische und intellektuelle Eigenschaften sind nicht generell, sondern nur äußerlich voneinander unterschieden, nicht in dem materialistischen Sinne, daß die intellektuellen Eigenschaften eine feinere Abart der somatischen sind, sondern in dem monistischen Sinne, daß der Intellekt die notwendige Begleiterscheinung des ganzen Anlagenkomplexes ist, zu dem jeder Teil unseres Körpers gehört. (Vgl. den uralten Satz: „mens sana in corpore sano.“)

3. Die Rassen sind infolge des allmähligen Übergangs der Lebensbedingungen des einen Wohnorts in die des andern nirgends scharf geschieden. Scheinbare Zwischenglieder zwischen extrem entwickelten Rassen können auf zweierlei Art entstanden sein, entweder als Mischform oder primär durch Lebensbedingungen, die in der Mitte zwischen den Lebensbedingungen der extrem entwickelten Rassen liegen. Letztere Übergangsformen sind ebenfalls als reine Rassen anzusehen und sind von den Mischformen prinzipiell verschieden.

4. Es gibt keine konstante Rasse mit absoluter Unveränderlichkeit. Alle Rassen sind vielmehr fortgesetzt der Variierung ausgesetzt. Wenn auch die Zeiträume, mit welchen man bei einer histologischen oder gar anatomischen Variierung rechnen muß, so groß sind, daß unserer Kurzlebigkeit die Rassengestalt dauerhaft erscheint, trifft dies hinsichtlich der sozial entscheidenden psychischen Anlagen nicht mehr zu. Intellektuelle Variierungen sind vielmehr in geschichtlich meßbaren Zeiträumen möglich und tatsächlich zu beobachten; hierzu gehören vor allem die Einflüsse der Zivilisation.

b) Überblick über die Menschenrassen und deren Geschicke.

Wie die verschiedenen Rassen entstanden sind, das ist uns, wie gesagt, noch unbekannt. Für die Soziologie genügt es, daß die Anthropologie imstande ist, ein allgemeines Bild über die Verteilung der Rassen bei

Eintritt der historischen Entwicklung zu geben, ein Bild, das noch sehr der Verbesserung fähig und bedürftig ist. Man vermutet mit dem Eintritt der geschichtlichen Dämmerung, das ist zu jener Zeit, welche die Genesis für die Erschaffung der Welt annimmt, folgende menschliche Hauptgruppen über die Erde verteilt:

1. Die schwarzbraune Rasse war über ganz Afrika, Indien, die Sundawelt, über Teile von China, Japan, Melanesien und Australien verbreitet und entwickelte im Wege der Anpassung verschiedene Varietäten, von welchen einige zur Dauerform wurden. So werden die heutigen verschiedenartigen Negervölker und die Negritos Ostasiens und Melanesiens nicht als Mischlinge, sondern als in sich selbst entstandene Dauerformen aufgefaßt.

2. Die gelbe Rasse erfüllte die Mongolei, China, Japan, Tibet und Sibirien bis an den Ural.

3. Die amerikanische Rasse erfüllte Amerika.

4. Die arktischen Rassen sind wahrscheinlich Mischlinge von Mongolen mit negroidem Blut, was besonders bei den Eskimo durch Hautschwärze und Dolichokephalie hervortritt. Sie verbinden die gelben Rassen mit der amerikanischen Rasse über die Behringsstraße und dehnen sich längs der Nordküste Amerikas, Asiens und Europas aus. Daß diese Rassen freiwillig den polaren Norden aufgesucht haben sollten, ist unwahrscheinlich. Dahin verdrängt, haben sie sich als Dauerformen mit ihren kargen Lebensbedingungen ausgesöhnt.

5. Die Malaien scheinen den Lebensbedingungen der heißen Zone angepaßte, mit negroidem Blut gemischte Abkömmlinge der gelben Rasse zu sein. Sie haben die Sundawelt besetzt, Horden nach Hinterindien und Madagaskar entsendet.

6. Die ozeanische Rasse, welche heute die polynesische Inselwelt erfüllt, dürfte damals nur die größern Inseln des Westens bewohnt haben.

Am meisten umstritten sind die folgenden mit mehr oder weniger Recht weiß genannten Rassen. Hier liegen noch Rätsel vor, von denen wenigstens mir keine befriedigende Lösung bekannt ist. Dies gilt besonders für die Beziehungen der Hamiten und Semiten zur sogenannten mittelländischen Rasse, ferner für jene der Inder zu den Germanen. Da aber diese Fragen für den Zweck der Soziologie nicht entscheidend sind, so genügt das Bemühen, unser Bild nach bestem Wissen zu gestalten.

7. Die Hamiten bevölkerten Nordafrika, die südlichen europäischen Halbinseln, vielleicht auch Kleinasien.

8. Die Semiten bewohnten Arabien, Syrien, Mesopotamien und vermischten sich mit Hamiten und so wie diese mit Schwarzen, so daß frühzeitig ein negroider Typus unter beiden auftrat, am stärksten bei den Nubiern und den dunkeln Arabern.

9. Die Kaukasusvölker, die später als Meder, Perser, Kurden und Armenier in die Geschichte eintreten, wohnten im Gebirgsland Zentralasiens.

10. Die Inder hatten Afghanistan, Beludschistan und die Himalajaabhänge im Pendschab inne.

11. Die mittelländische Rasse, brünette Langköpfe, vielfach vermischt mit Hamiten und Semiten, umwohnte das Mittelmeer.

12. Die Turanier und Finnen, Mischlinge von Mongolen mit Kaukasusvölkern, saßen am Kaspischen Meer und in Südrußland.

13. Die alpine Rasse, braune Rundköpfe, breitete sich nach der Eiszeit über den Hauptgebirgszug Europas aus und drang nach Italien (Ligurer, Etrusker), Spanien (Iberer, Basken) und Illyrien (Veneter) vor.

14. Die Kelten hatten Britannien und Westeuropa besetzt.

15. Die Germanen hausten in Skandinavien und den Ostseeländern, von wo nach der letzten Eiszeit Volksüberschüsse nach Süden, Westen und Südosten fluteten.

16. Die Letto-Slawen in Mittelrußland bildeten ein Glied zwischen Germanen und Indern und vermischten sich mit den Turaniern.

Einige dieser Rassen entwickelten bereits zu jener Zeit hochstehende Kulturen, und zwar die Mongolen die chinesische, die Hamiten die egyptische, die Semiten die babylonische; die Inder dürften bereits sehr vorgeschritten gewesen sein; die europäischen Völker hatten die Kulturen der Stein- und Bronzezeit. Die übrigen Völker scheinen sich noch im Hordenzustande befunden zu haben.

Wir wollen nun die Veränderungen, welche sich in diesem Bilde bis etwa zum 10. Jahrhundert n. Chr. vollzogen haben, in ihren Hauptzügen überblicken.

ad 1. Die schwarzbraune Rasse blieb im allgemeinen in ihrem Stammland und kämpfte mit abwechselndem Erfolg gegen Hamiten und Semiten, wobei ihre Mißerfolge im Kriege durch überwiegende Fortpflanzung wettgemacht wurden; doch haben sich semitische Herrschaftsverhält-

nisse im Osten und im Innern Afrikas festgesetzt. In Asien sind die schwarzen Stämme überall zurückgewichen. Ihre Existenz beruht hauptsächlich auf ihren im Widerstand gegen die Gefahren des äquatorialen Klimas überlegenen Anlagen. Sie haben nirgends eine Kultur zivilisatorischen Inhalts hervorgebracht. Ihr Intellekt ist keiner Frage des Naturerkennens gewachsen. Ihr Charakter ist schwach und unzuverlässig; ihr Temperament leichtflüssig und heftig, ihre Sitte locker und grausam. Wo sie im sozialen Verkehr frei auftreten, sind sie die Quelle der Rassenverderbnis. Als Sklaven gedeihen sie sittlich, körperlich und intellektuell. Dieser Rassengrundzug wurzelt in der Entwicklung im heißen Klima bei einer Natur jäh schwankend zwischen Überfluß und Not.

ad 2. Die gelbe Rasse hat sich einerseits zu ihrer höchsten Kultur mit tiefernsten Merkmalen der Zivilisation, anderseits zu mächtigen Faktoren der Völkerwanderung entwickelt. Die Kulturstaaten Ostasiens schließen nahezu die Hälfte aller Menschen unter befriedigenden Verhältnissen ein. Die Grundzüge dieser Rasse, Genügsamkeit und ein engherziger Nützlichkeitstrieb, verhindern, daß ihr Anschwellen auf die außenliegende Welt tiefere Einflüsse nimmt. Die Mongolen des Westens drangen als unwiderstehliche Kriegshorden mehrfach nach Europa vor, ohne jedoch das Errungene behaupten zu können. Von bleibendem Einfluß war nur die Vermischung der anstürmenden Mongolen mit europäischen und semitischen Rassen; die Völker Osteuropas sind Mischlinge, welche noch zu keiner Dauerform gelangt sind, und deren Zukunft im Dunkel ist. Während die Westmongolen als ein ephemeres Element immer sichtlicher in den Hintergrund des kulturellen und politischen Lebens treten, bleiben die Ostmongolen, die als Kulturträger in die Geschichte übernommen wurden, stets von Einfluß auf die soziale Entwicklung der Welt.

ad 3. Die amerikanische Rasse blieb noch außer Kontakt mit der übrigen Welt; doch gelangte man nachträglich zur Kenntnis, daß sich bei ihnen drei Kulturstätten entwickelt haben, von welchen zwei im Zusammenhang mit Staatenbildungen standen.

ad 4. Die arktischen Rassen gelangten unter dem Drucke ihrer ungünstigen Lebensbedingungen zu keiner kulturellen oder politischen Bedeutung.

ad 5. Die Malaien bilden in der Sundawelt vereinzelte kriegerische Gemeinwesen, welche zur See Sendlinge nach Hinterindien, Madagaskar und Melanesien vorschieben. Der infolge der üppigen und heißen

Natur über sein räuberisches Wesen hinaus wenig strebsame Malaie bildet kein Element zivilisatorischer Entwicklung.

ad 6. Die ozeanische Rasse hat sich über die östliche Inselwelt ausgebreitet, ohne irgendeine zivilisatorische Kultur hervorzubringen.

ad 7. Die Hamiten wurden durch das Vorstürmen semitischer Völker in ihrer Bedeutung so schwer getroffen, daß ihre Staatswesen verschwanden, während ihre Rassenindividualität durch das Vordringen der schwarzbraunen Rasse bedroht erscheint. Sie gehen in den Nordafrika einnehmenden Völkern auf. Nur in Abessinien hat sich, gestützt auf ein unzugängliches Hochland, ein Staatswesen erhalten.

ad 8. Die Semiten gründen als Babylonier und Assyrier Staaten von hoher Kultur und kriegerischer Kraft; die Phönizier dehnen ihre Handels- und Kolonialmacht über das ganze Mittelmeer aus; nach deren Unterwerfung durch die Assyrier wird die Entwicklung dieses Stammes auf Karthago übertragen, welches im Weltkampfe mit Rom untergeht. Das assyrische Reich weicht dem neubabylonischen und dieses der Macht Persiens, so daß alle Semiten mit Ausnahme der freien Stämme in Arabien und Afrika ihre politische Selbständigkeit verlieren. In dieser Lage entwickelte sich, abgewandt von einem staatlich-politischen Leben, das Judentum als internationaler, über alle Länder hinweg ausgebreiteter Verband auf rassenmäßiger Grundlage, dem das mosaische Gesetz nur Zeichen und Mittel der Organisation zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen ist. Wenn auch als Produkt der seit Buddha und Zarathustra die Ostwelt durchziehenden religiösen Vorstellungen unter den Juden das Christentum entstand, so waren doch die Semiten jenes tief religiösen Gemütslebens nicht fähig, das das Urchristentum erforderte. Darum konnte sich die Lehre Christi auch nur außerhalb der semitischen Welt die Herrschaft erringen, während innerhalb derselben die echt semitische Lehre Mohammeds reißend Anhänger fand und dem kleinen Volk der Araber welthistorische Bedeutung verlieh.

Keine Rasse zeigt eine solche Mannigfaltigkeit der Typen wie die semitische, aber eins ist allen diesen Typen gemeinsam, dem räuberischen, grausamen Araber wie dem kriegerischen Kaufmann Karthagos, der jüdischen Theokratie so gut wie der mohammedanischen, die im Grunde genommen beide dieselben rein weltlichen Zwecke verfolgen, nur jene mit friedlichen, diese mit gewaltsamen Mitteln, eins zeichnet alle Semiten aus: ein sicheres, durch nichts irrezuführendes Individualinteresse, bar jedes Idealismus.

ad 9. Die Kaukasier treten als Meder und dann als Perser gewalttätig und plötzlich auf den politischen Schauplatz, um nach einer kurzen Blüte wieder in das Dunkel feindseliger Ereignisse zurückzutreten.

ad 10. Die Inder unterwerfen die negroiden Ureinwohner Vorderindiens und gründen daselbst eine herrliche Kultur und eine tiefsinnige Religion. Trotz möglichster Reinhaltung der Rasse durch das Kastenwesen verfallen sie aber den Wirkungen einer üppigen Natur und eines entnervenden Klimas. Der Verfall der Rasse manifestiert sich in dem weltverleugnenden Buddhaismus, welchem sich die Repräsentanten der Rasse im Brahmaismus entgegenstellen.

ad 11. Die mittelländische Rasse zeigt kein kräftiges Staats- und Kulturbewußtsein und bedarf stets äußerer Einwirkungen zum sozialen und politischen Fortschritt.

ad 12. Die Turanier bewohnen jene Landstrecken, welche nach der letzten Eiszeit durch Trockenheit verkümmern; sie sind daher genötigt, ihre heute noch von Kultur zeugenden Länder teilweise zu verlassen und dringen nach dem Norden Rußlands, ferner nach dem Südosten Europas vor, wo sie als Bulgaren und Magyaren zu politischen Gestaltungen gelangen. In Kleinasien werden sie als Seldschucken und Osmanen mächtige Faktoren der mohammedanischen Bewegung. In ihrer Heimat bleiben despotische Gemeinwesen bestehen (Chiwa, Bokhara, Turkestan u. a. m.).

ad 13. Die alpine Rasse und deren staatliche Gebilde, die Reiche der Veneter, Ligurer, Etrusker, Iberer und Basken, werden von den Kelten unterjocht und dann von den politischen Schöpfungen der germanischen Rasse völlig aufgesaugt, ohne nationale Eigenart zu behaupten. Dabei hat sich aber mit den siegenden Rassen innigst vermischt ein Einschlag ihres Blutes erhalten. Vor allem haben sie die Rassenmerkmale der Kelten weitgehend abgeändert, dann aber auch auf die germanischen Stämme beiderseits der Alpen einen tiefgehenden somatisch abändernden Einfluß genommen.

ad 14. Die Kelten, durch die nachwirkende Kraft der militärischen Größe Roms in ihrer Hauptwelle zum Stehen gebracht und später unterworfen, sind zwischen dem ad 13 genannten nationalen Untergrund und ihren Besiegern so vollständig verschwunden, daß die Bewohner Galliens den spätern germanischen Einwanderern als eine nationale Einheit gegenüberstanden. Nachdem die ehemals keltischen Länder von germanischen Völkern neuerdings unterworfen waren, ist von unten herauf, in der

Fortpflanzung kräftiger als in der Politik, das Blut der alpinen Rasse und der Kelten allmählich wieder durchgedrungen.

ad 15. Die Germanen entsandten frühzeitig ihre Volksüberschüsse aus Skandinavien nach Norddeutschland und Rußland und von hier über den Hauptgebirgszug nach Süden, um auf gut Glück fremdes Land zu erobern und Beute zu machen. Man vermutet, daß schon die Jonier und Galater, jedenfalls die Dorer nordischen, also germanischen Ursprungs waren. Solchen Vorstößen von Raubbanden und Wanderscharen entsprangen die klassischen Kulturstätten des Altertums.

Hellas und Rom brachten je eine Eigenheit germanischen Wesens abgesondert zur schönsten Entfaltung, und zwar Hellas, vielleicht beeinflußt durch das individualistische Wesen der benachbarten Semiten, den ungestümen persönlichen Freiheitsdrang, der in zahlreichen Autonomien Gestalten blühender Kultur, aber keine starke politische Einheit entstehen ließ, die die Kultur gesichert hätte, Rom die militärische Disziplin und die aufopfernde Treue für das Gemeinwesen, der die Unterwerfung des einzelnen unter den Nutzen des Staates zu einer Art Religion geworden war und die einer Stadt zur Herrschaft über den damaligen Erdkreis verhalf. Die kriegerischen Eigenschaften der Standhaftigkeit, der Tatkraft, des Ehrgefühls und vor allem die Treue gegen sich selbst, das ist jener Mut, der den freigewählten Zweck höher selbst als das Leben schätzt, sind allgemeine Charaktervorzüge der Germanen. Letztere Eigenschaft, der sogenannte Idealismus des Germanen, galt in Hellas dem individuellen, in Rom dem gemeinsamen politisch-militärischen Leben. Rom und Griechenland gingen an demselben Unheil zugrunde: an der Verunreinigung ihrer ursprünglichen Wesenheit. Dieses wandte sich unter Vermischung seines Blutes mit jenem des Völkerbreies Kleinasiens von den edlen Zwecken einer freien Individualität den niedern Zwecken realer Gewinn- und Genußsucht zu; jenes büßte unter Vermischung seines Blutes mit dem Gemengsel des Mittelmeerbeckens seine Selbstzucht für das Staatswesen und die Familie ein und wurde zum Sammelplatz feiler Lüstlinge und einer zuchtlosen Plebs. Beide Volksgestalten wirkten durch das Wesen ihrer rassereinen Vergangenheit beherrschend auf die Entwicklung der künftigen Gesellschaft.

Es ist eine der merkwürdigsten Tatsachen und in seiner lehrhaften Bedeutung noch keineswegs hinreichend gewürdigt, daß sich mit dem Eintritte der historischen Zeit, gleichsam an dem Eingang der soziologischen

Erkenntnis, die zwei entgegengesetzten Pole politischer Persönlichkeiten, das individualistische Hellenentum und das sozialistische Rom, vorfanden. Noch weiß die Wissenschaft nicht, was sie von ihnen zu lernen hat, obgleich — oder vielmehr weil — der sogenannte Klassizismus das Denken der zivilisierten Welt noch beherrscht. Noch sieht man von dem einen nur die Kunst und Philosophie, von dem andern nur das Recht: Erscheinungen, welche im Vergleich zur soziologischen Bedeutung des hellenischen und römischen Vorbilds verschwinden werden. Rom als Vorbild staatlicher Größe und Griechenland als Vorbild individualistischer Größe, jenes das Gemeinwesen, dieses das Individuum zum Ideale erhebend, zeigen die Schwächen und Vorzüge der beiden sozialen Prinzipien in schärfster Weise, so daß die Überzeugung von dem Werte eines Ideals, welches den Individualismus mit dem Sozialismus in Übereinstimmung bringt, überwältigend hervortritt. Diese Übereinstimmung herzustellen, ist das Ganze aller soziologischen Weisheit.

In den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung begann jene Völkerbewegung, die ihre Quelle in der wachsenden Unergiebigkeit Zentralasiens hatte. Die mongolischen und turanischen Völker drängten nach Europa, dessen Zugangspforte nächst dem Ural durch das Zurücktreten der dortigen Binnenmeere geöffnet war. Die Slawen wurden auf die Germanen geworfen und diese suchten nach neuen Wohnsitzen im Süden und Westen. Die germanischen Einbrüche waren teils Wanderzüge mit Familien und Herden, teils Kriegszüge unter Heerkönigen. Durch jene wurde Deutschland von den Germanen besetzt. Diese drangen raubend und erobernd durch Europa.

In diesen Kriegszügen, die den Gipfel der Wildheit erreichten, wenn sie ihren Ausgang von Jütland und Skandinavien nahmen, entwickelte sich ein kriegerischer Individualismus, der die freie Person nur dem Kriegszweck ohne jede Rücksicht auf Stamm, Staat oder Wirtschaft oder irgendeinen gemeinnützigen Zweck unterwarf. Treue dem jeweiligen freigewählten Herrn ist jene germanische Treue, die aller Welt zugute kam, aber bis zur Gegenwart am tiefsten zum Nachteile der eigenen Nation gewirkt hat. So braust durch nahezu ein Jahrtausend räuberisches Kriegsgetümmel von Island bis Afrika, ganz Europa mit germanischem Blute, germanischen Rassenmerkmalen von Nord nach Süd abnehmend durchsetzend. Drei Erscheinungen stellten sich schließlich diesem Rasen entgegen: 1. Vor allem erstarb die Kriegs- und Wanderlust in den angetroffenen

günstigern Lebensverhältnissen des Südens und höherer Kultur. 2. Vertraut mit dieser Kultur, ergriff die germanischen Heerkönige immer mehr die Bewunderung der Vorzüge der staatlichen Ordnung Roms, so daß sie erst dessen beauftragte Heermeister wurden und schließlich selbst den Ehrgeiz hatten, ein Imperium gleicher Macht zu üben. 3. Durch die Verschmelzung mit dem Römischen Reiche wurden die Germanen in die Bewegung hineingezogen, welche dessen Volk und Herrscher ergriffen hatte, d. i. in die Christianisierung.

Hier stoßen wir auf eine Erscheinung, die nie und nimmer aus den ererbten Anlagen zu erklären sein wird und die auf das deutlichste beweist, daß die Rasse nur einer der Faktoren in der Entwicklung ist: eine dem Judentum entsprungene Idee, die übrigens auch diesem rassenwidrig ist, das Christentum, und die echt orientalische, papistische Theokratie erlangten auf und durch Germanen den größten Einfluß.

ad 16. In dem Maße, als die Germanen durch ihre Züge nach dem Süden an der Weichsel, Oder und in Pannonien Raum gaben, rückten slawische Stämme aus ihren Entwicklungssitzen östlich der Ostsee nach, ohne diese Bewegung gleich den Germanen zu Raub- und Kriegszügen zu gestalten; sie schoben sich vielmehr friedlich in die leeren Wohnräume vor. Im Dunkel des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr. müssen germanische Kriegszüge auch slawisches Gebiet betroffen haben, denn es erscheinen in späterer Zeit an der Drau und Save mächtige germanische Volksstämme, wie Longobarden, Gepiden u. a., deren Durchzug vom Norden nicht ohne Zusammenstöße mit den Slawen abgelaufen sein konnte. Plötzlich werden auch die bisher friedfertigen Westslawen kriegerisch und es entstehen mächtige Staatswesen, wie das Mährische Reich. Die Ursache dieser Wandlung ist die politische Organisation der Slawen durch germanische Krieger, die die slawischen Stämme unterwarfen, selbst aber Sitte und Sprache der Unterworfenen annahmen, wie die Franken im romanischen Gallien. Alle slavischen Staatsschöpfungen, Polen, Böhmen, Kroatien, Serbien und das Reich der Moskowiter, lassen sich als das Werk rassenfremder Herrschaft erkennen, welcher Grundzug sich bis auf die Gegenwart erhalten hat. Jener Stamm, der den slawischen Rassentypus noch am reinsten erkennen läßt, der der Kleinrussen, ist in der Geschichte noch nie unternehmend hervorgetreten. Alle andern slawischen Völker haben ihre Rassenqualität durch Vermischung mit den brünetten Kurz- und Lang-

köpfen des Südens verloren, während ihre herrschenden Stände slawisierte Germanen, Magyaren oder Tataren sind.

c) Verhältnisse der Rassen zueinander.

Die Völkerwanderung kam dadurch zur Ruhe, daß schließlich überall die ursprüngliche friedfertige Bevölkerung von kriegerischen, längere Zeit in Bewegung gewesenen Stämmen unterworfen war. So entstand innerhalb örtlicher Grenzen ein Herrschaftsverhältnis mit Rechtsformen, die staatliche Gesellschaft, geschichtet in Kasten oder in Adel und Untertanen, Patrizier und Plebejer, Herren und Leibeigene, wobei die Klassen verschiedenen Rassen entsprangen. Zu den Herrenrassen gehören die Hamiten, von den Semiten besonders die Araber; ferner die Germanen, welchen fast alle Staatenentwicklungen in Europa und auf der westlichen Hemisphäre und wesentliche Herrschaftsverhältnisse in Asien und Afrika zuzuschreiben sind, die Magyaren, Türken und unter den Mongolen die Mandschuren, Tataren und Japaner. Aber auch unter den Malaien sowie unter den Amerikanern, ja sogar unter den Negern gibt es Stämme, welche innerhalb ihrer Rasse das Herscheramt ausübten, wenn sie auch gegenwärtig alle Macht eingebüßt haben. Hierbei ist zu bemerken, daß kriegerisches Wesen nur die ursprüngliche Quelle der Herrschaft über andere Rassen ist. Zur Bewahrung der Überlegenheit ist eine intellektuelle Tüchtigkeit nötig; wo diese mangelte, unterlag die Rasse im Verlauf des Daseinskampfs. Diese höhere Tüchtigkeit ist entweder durch religiöse Vorstellungen gegeben, wie bei kämpfenden und erobernden Konfessionen, oder durch Verständnis für die soziale Wahrheit, politische Begabung, wie bei den Magyaren, oder durch höher entwickelte Intelligenz, die die Rasse nach jeder Richtung des Daseinskampfs andern überlegen macht. Darum sind die Germanen, in deren Hände immer sichtbarer die auf Intelligenz gestützte Herrschaft kommt, die eigentliche Herrscherrasse, weil sie die kriegerischen mit den intellektuellen Qualitäten am wirksamsten in Übereinstimmung zu bringen wußten.

Zu den dienstbaren Rassen gehören vor allem die Schwarzen Asiens und Australiens, ferner weitaus der größte Teil der Schwarzen Afrikas und der Amerikaner, dann die seßhaften Ostmongolen, die Chinesen, die rassereinen Slawen und endlich jene geheimnisvollen Ureinwohner Europas, welche als alpiner Typus so nachhaltig in den Rassencharakter der Germanen eingriffen.

Durch die Unterscheidung der Rassen in herrschende und dienstbare wird keine grundsätzliche Verschiedenheit der Menschennatur ausgesprochen.

Beide Rassetypen beruhen nur auf einer verschiedenen Form, dem inhärenten Interesse zu genügen, auf den verschiedenen Arten, den Daseinskampf zu führen, wie im 13. Abschnitt ausgeführt werden soll. So ist der Unterschied der Rassen kein ursprünglicher, sondern ein erst in der Entwicklung gewordener. Sobald wir aber den Menschen verschiedene Rassenqualitäten zuschreiben, müssen wir auch die herkömmliche Auffassung von einer Menschenschablone aufgeben, welche die „Aufklärung" des 18. Jahrhunderts gezeitigt hat. Wir müssen vielmehr einsehen lernen, daß die Menschen jene Interessen haben, welche ihren Anlagen entsprechen, und sowenig wir einem Kamel Interesse für das Geigenspiel abgewinnen, ebensowenig vermag der Chinese ein Interesse für unsern Rechtsstaat oder für unsere Waffenehre zu haben. In unserm Unverständnis für diese aus den biologischen Bedingungen unseres Seins entspringende Verschiedenheit der Rassenindividualität begehen wir als Herrenrasse die empörendsten Unbilligkeiten; dies lehrte in drastischer Weise die letzte Strafexpedition gegen China.

Auf die Völkerwanderung folgte ein schnelles Anwachsen der Menschen. Nur die Kriege, besonders die Kreuzzüge, sodann die Mongoleneinfälle störten nebst großen Seuchen die Proliferation. Im 15. Jahrhundert traten daher unter den Herrscherrassen neuerlich Bestrebungen nach Raumgewinn hervor. Sie führten zur Entdeckung neuer Seewege und Erdteile. Anfangs fand die Besitzergreifung in den alten Formen der Goldsuche, der Eroberung und der Gründung von Strafkolonien statt. Erst als politische Flüchtlinge den Anfang gemacht hatten, kam die Einzelauswanderung in Fluß. Die europäischen Herrscherrassen bemächtigten sich nun der fremden Wohnräume, und zwar um so mehr unter Deposseedierung der Ureinwohner, je weniger sie selbst Mischlinge waren. Die stark gemischten Spanier gründeten Staaten, in welchen sich die Ureinwohner mit ihnen mischten und mannigfache Rechte erlangten. Die Angelsachsen rotten jedoch die Ureinwohner aus. In dieser Hinsicht haben sich die Nordamerikaner durch die Emanzipation ihrer Negersklaven in einen bedenklichen Widerspruch zu ihrem Rasseninteresse begeben.

Die Rassenentwicklung, d. h. die ändernde Anpassung der Menschen an die Lebensbedingungen, dauert fort, erstens weil sich die Natur der menschlichen Wohnsitze ändert, zweitens weil die Wohnsitze gewechselt werden. Wir sind imstande, solche Änderungen in geschichtlicher Zeit zu konstatieren. So wissen wir, daß der Germane die Tropen nicht verträgt, d. h. daß er zugrunde geht, wenn er bei Aufrechthaltung seiner Lebensgewohnheiten

daselbst verbleibt. Wird aber die Akklimatisierung auf mehrere Generationen unter einem sukzessiven Vorrücken in die Tropen verteilt, so passen sich auch Germanen der heißen Zone an, wie die Buren in Afrika lehren. Ebenso scheint man annehmen zu dürfen, daß die Inder bis zur Dauerform akklimatisierte Nordländer sind, die in der erschlaffenden Tropennatur jede Tatkraft verloren und sich bloß eine kontemplative Beschaulichkeit an Stelle der regen Phantasie und des Forschungstriebs ihrer Ahnen im Norden bewahrten.

Trotzdem genügt die Beachtung der ungeheuern Zeiträume, in welchen die Rasseanlagen zur Entwicklung kamen, der Seltenheit, daß ganze Völker dauernd in widersprechende Lebensbedingungen gelangen, wie die Inder, und der Unscheinbarkeit der Veränderungen der Rasse innerhalb geschichtlicher Zeitabschnitte, um die grundlegende Wichtigkeit der Rasse, d. h. der ererbten Anlage, anzuerkennen.

Die Soziologie hat mit bestimmten Rassen von bestimmten Anlagen zu rechnen, die anlagegemäß bestimmte soziale Formationen annehmen und fremden Rassen verständnislos und feindselig gegenüberstehen. Die höhere Rasse zumal verachtet die niedere, nicht umgekehrt. Der weiße Amerikaner rächt kein Verbrechen furchtbarer, als die Vergewaltigung eines weißen Weibes durch einen Farbigen. Anderseits wissen wir von den Mischlingen Zentral- und Südamerikas, daß sie um jeden Preis als hellblütig gelten wollen. Die höhere Rasse fürchtet mit Recht aus der Vermischung eine Verschlechterung der Rassenqualitäten; umgekehrt wird aber die untergeordnete Rasse durch die Mischung keineswegs verbessert, wie im 12. Abschnitt gezeigt werden soll.

9. Die Umwelt und die erworbenen Anlagen der Menschen.

Die Veränderung der Arten hat bekanntlich eine zweifache Quelle: In erster Reihe ist die Entwicklung das Resultat der Urkraft, welche ihre Geschöpfe den Lebensbedingungen anpaßt und dadurch vollkommener macht; erst in zweiter Reihe steht die Auslese, die Ausscheidung des Unzulänglichen. In der Anpassung ist die Urkraft selbst am Werke, die Organismen im Sinne des inhärenten Interesses aufzubauen.* Diese Wirksamkeit

* „Da die Empfindungen und Vorstellungen der Ausgangspunkt der Anpassung sind, so ist die intellektuelle Vervollkommnung die Veranlassung der organischen." („Kritik des Intellekts", S. 25.)

der Urkraft hängt vor allem von dem geologischen Alter des Weltkörpers ab. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß sich unsere Erde im niedergehenden Aste ihrer Entwicklungsfähigkeit für Organismen befindet. Somatische Änderungen des Menschengeschlechts sind nicht mehr zu erwarten, weil keine Umwälzung der Lebensbedingungen, sondern nur ein allgemeines Schwinden derselben bevorstehen dürfte. Die somatischen Änderungen und Anpassungen, die hier und da zu treffen sind, sind daher nicht mehr Vervollkommnungen, sondern Abweichungen, die durch besondere Bedingungen, und zwar sehr oft zum Nachteil der allgemeinen Tüchtigkeit verursacht werden. Wohl aber reicht die Urkraft noch zu Veränderungen des Bewußtseinsapparats hin; ja erst in diesem Zeitalter der Erde sind die Vorbedingungen für eine höhere Entwicklung desselben und hiermit des Intellekts durch die sozialen Berührungen gegeben. Erst durch diese tritt die für die Entwicklung aller Organe so notwendige Übung ein. Die weißen Rassen sind die intellektuell Höchststehenden, weil sie die lebhaftesten sozialen Beziehungen pflegen, und umgekehrt haben sie den ausgebreitetsten Verkehr, weil ihr Intellekt der vollkommenste ist.

Die Entwicklung des Intellekts hat nun zwei Wege: 1. die morphologische Festlegung der Erfahrungen und hiermit Verlegung derselben ins Unterbewußtsein; 2. die Entwicklung eines subjektiven Denk- und Erinnerungsvermögens, indem durch die Erfahrungen nicht die Willensakte und Handlungen selbst morphologisch vorgebildet werden, sondern bloß die Fähigkeit zu solchen durch eine Verfeinerung des Bewußtseinsapparats entwickelt wird. Dieser Apparat, der Träger der Anlagen zum freien Denken, ist die Großhirnrinde, die im Vergleich zu andern Organen unbezweifelt die jüngsten Veränderungen erfuhr, und zwar in dem Sinne, daß Gehirngewicht und Feinheit der Gehirnstruktur innerhalb beider Geschlechter und bei den verschiedenen Rassen desto größer sind, je mehr dieselben aktiven Anteil an den sozialen Beziehungen haben. Die der höhern menschlichen Entwicklung eigene Ausbildung des Intellekts verschafft bei den in der Gesellschaft lebenden Menschen der subjektiven Erfahrung und dem Denken des Individuums eine überragende Bedeutung. Während auf niedriger Stufe die ererbten Anlagen, die Rasse, alles bedeuten, kommt hier wesentlich in Betracht, was das Individuum in seinem Leben erfährt, lernt, d. h. an Eigenschaften erwirbt.

Wenn wir so die erworbenen Qualitäten den ererbten Anlagen gegenüberstellen, müssen wir sofort erklären, daß im höhern Sinne zwischen

beiden kein Unterschied besteht; denn die ererbten Anlagen sind jene, welche die Art während der ganzen Entwicklungsreihe erworben hat, und die erworbenen Eigenschaften des Individuums können zur Vererbung führen. Die Ursache beider aber ist dieselbe, die Anpassung an die Umwelt. Der Unterschied liegt nur darin, daß die Entwicklungsreihe diesen Einfluß in einem ungemessen langen Zeitraum erfährt, während das Individuum ihm nur während seiner kurzen Lebensdauer unterworfen ist. Die Einwirkung der Umgebung auf das Individuum ist eine heftige; aber dieses vermag bei der Kontinuität des Keimplasmas nur eine Spur seiner Erfahrungen der nachfolgenden Generation zu hinterlassen, da für die Anlagen derselben nicht bloß die der Eltern, sondern auch die weiterer Ahnen von Einfluß sind. Dadurch, daß die Menschen, und zwar die der bevorzugten Rassen im erhöhten Maße, ein Organ des freien Denkens haben, ist ihnen die Möglichkeit gegeben, von den ererbten Anlagen auf Grund selbsterlebter Erfahrungen und selbstgeschöpfter Synthesen abzuweichen. Die eigenen Erfahrungen und ihre Synthesen wirken auf die ererbte Grundlage des Individuums in dem Maße modifizierend ein, als es dem Individuum nach den Gehirnanlagen und nach deren Übung gelingt, eine über den ererbten Auffassungen des Lebens stehende, richtigere, tiefere oder reichere Weltauffassung zu gewinnen. Es bedarf nicht vieler Worte, um als erwiesen anzunehmen, daß es nur wenig Menschen vergönnt ist, aus der Bahn der ererbten Anlagen herauszutreten, und daß die meisten Menschen, welche willensfrei zu handeln glauben, sich einer Täuschung hingeben, da der Mensch am stärksten die Empfindung hat, frei zu sein, wenn er seinen Trieben folgt.* Wer aber in das Wesen des positiven Monismus eingedrungen ist, weiß, daß selbst jene wirkliche Willensfreiheit, in der sich einzelne, wie erwähnt, über die ererbte Auffassung erheben können, darum keine absolute ist, weil wir nie ohne morphologische Unterlage, d. h. stets nach Dominanten handeln. Eine völlige Abweichung des Willens von den Anlagen ist mithin überhaupt nicht möglich, wohl aber eine solche von den ererbten Anlagen, was so viel heißt, als daß das Individuum durch Erfahrungen seine Anlagen modifizieren und neue Anlagen erwerben kann.

Die heillose Verwirrung, welche heute in der Auffassung aller dieser Fragen über Willensfreiheit, ererbte und erworbene Anlagen besteht und

* „Soziologische Erkenntnis", S. 326.

das Verständnis der Rassenentwicklung unterbindet, wurzelt, wie so vieler Irrtum, im Dualismus als Weltauffassung, wonach man nicht zur Einsicht gelangt, daß die morphologischen Anlagen ihren Ursprung im Bewußtsein haben, und alle bewußten Handlungen eine morphologische Grundlage haben müssen. Die körperliche Gestalt ist ein Werk des Bewußtseins; denn sie entstand dadurch, daß das Bewußtsein Erfahrungen vermittelte, denen der Organismus Rechnung trug, indem er sich der Umwelt anpaßte. Im Wege der Erfahrungen, also des Bewußtseins, gestaltet und vervollkommnet die Urkraft den Organismus. Umgekehrt hängt es vom Aufbau des Organismus und seiner Werkzeuge ab, was für Erfahrungen er machen kann.

Nachdem wir im frühern Abschnitt der Rasse und ihren Varietäten als Grundlage individueller Betätigung unsere Aufmerksamkeit zuwandten, müssen wir uns nunmehr mit der Umwelt als der Veranlassung der Erwerbung von Anlagen beschäftigen.

Als Umwelt eines Individuums gilt jede Erscheinung, welche in diesem eine Empfindung oder Vorstellung hervorruft. Die Umwelt tritt daher mit dem Menschen in reale und intellektuelle Beziehung. Reale Beziehungen sind diejenigen, welche dem Körper einverleibt werden und in ihm morphologische Veränderungen hervorrufen. Reale Beziehungen stellen also z. B. das Klima, die Nahrung, Kleidung, Wohnung, der Geschlechtsakt und tätliche Angriffe her. Intellektuelle Beziehungen sind Sinneswahrnehmungen, welche reine Perzeptionen bleiben, und Mitteilungen, welche nur Gedanken erwecken. Die realen Beziehungen nehmen auf unsere körperliche Entwicklung unmittelbaren Einfluß. Aber auch alle intellektuellen Beziehungen, sie mögen noch so weit vom physischen Sein abliegen, haben die Herstellung realer Beziehungen zum Zweck oder führen in letzter Linie zu solchen. Die soziale Ordnung mit ihrem scheinbar intellektuellen Inhalt und all ihrer Fülle von Gedankenstoff hat in letzter Linie die Regelung der Ernährung und Vermehrung zum Zweck. Alle intellektuellen Beziehungen klingen schließlich in reale aus. Umgekehrt sind die realen Beziehungen die Grundlage der intellektuellen. Die Volkshygiene und das sittliche Geschlechtsleben schaffen gesunde Menschen, und diese sind allein befähigt, durchgreifend vernünftig zu denken.

Die Unterscheidung der realen Beziehungen von den intellektuellen ist nur ein methodisches Mittel, denn die Wissenschaft vermag zwischen beiden Einflüssen keinen grundsätzlichen, sondern nur einen graduellen

Unterschied zu finden. Die Psychiatrie forscht nach den morphologischen Veränderungen des Gehirns, also nach realen Umständen, welche intellektuell zur Erscheinung kommen, wie anderseits wieder scheinbar rein intellektuelle Einwirkungen reale Folgen haben können.

Wir müssen nunmehr die verschiedene Bedeutung der einzelnen Lebensabschnitte für die Erwerbung von Eigenschaften ins Auge fassen.

a) Die Kindheit. Wenn auch die Umwelt der Eltern bei der Zeugung und die Umwelt der Mutter während der Entwicklung des Embryo auf die Anlagen des künftigen Menschen vielfachen Einfluß nimmt, so müssen wir doch diese der Vorzeit des Individuums zurechnen. Alle Qualitäten, welche dasselbe mit dem Erwachen des Bewußtseins hat, sind als ererbte Anlagen anzunehmen. Die Umwelt des Individuums im soziologischen Sinne beginnt daher mit der Geburt und erlischt mit dem Tode.

Es gibt für die physische und psychische Entwicklung des Menschen keinen wichtigern Lebensabschnitt, als die Zeit bis zum 7. oder 8. Lebensjahr, während welcher das Gehirn etwa 92 bis 96 % seines Gewichts erreicht. In dieser Lebenszeit gelangen die ererbten Anlagen, mehr oder weniger nachhaltig von den Einflüssen der Umwelt modifiziert, zur Entwicklung. Wenn auch diese Einflüsse nicht imstande sind, die Auffassung des Kindes ganz den ererbten Anlagen zu entfremden, so wird jedenfalls die Gangbarkeit des Gehirns für bestimmte Vorstellungskreise befördert oder unterdrückt. Bekanntlich zeigen die Kinder von Naturvölkern in europäischer Erziehung zuerst dieselbe Begabung wie jene weißer Eltern; erst das Bemühen, sie einer größern Bildung zuzuführen, erweist sich meist als vergeblich, weil sie nicht jene umfangreiche und verfeinerte Großhirnrinde entwickeln wie die Weißen. Trotzdem werden bei diesen farbigen Kindern Ansätze zu tieferm Denken erreicht, wie sie in der heimatlichen Umwelt nicht zum Vorschein gekommen wären. Kurz, die Umwelt, besonders die zivilisierte, hat auf die Fähigkeiten einigen, auf die Richtung des Charakters mannigfachen, wenn auch auf das Temperament nahezu keinen Einfluß. Es kommt nur darauf an, daß der Mensch in seiner erziehenden Umwelt verbleibt, um die Modifikation der Anlagen des Kindes zu einer dauernden zu gestalten. Eine Abänderung der ererbten Anlagen ist schwer, doch leicht gehen die erworbenen bei widrigen Bedingungen unter.

Die Umwelt des Kindes bringt gemeiniglich nicht diejenigen Vorstellungen hervor, die wir gewohnt sind, mit den Rassenqualitäten in Be-

ziehung zu bringen. All die schroffen Tatsachen des sozialen Lebens und Kampfes scheinen das Kind nicht oder nur äußerlich zu berühren. Und trotzdem sind die Erfahrungen des Kindes für die Modifikation der Anlagen weitaus wichtiger, als diejenigen im spätern Lebensalter. In der Kindheit tritt das physiologische Interesse scheinbar so in den Vordergrund, daß die meisten Eltern das Auftreten der entwickelten Interessen übersehen und glauben, das Kind brauche nur gefüttert und körperlich gepflegt, erst im Knabenalter erzogen zu werden. Die Folge ist, daß in einem solchen Kinde das Individualinteresse besonders gekräftigt aus der Erziehung hervorgeht; es bleibt wahrscheinlich lebenslang selbstsüchtig. Je nach der Rassenanlage äußert das Kind bereits sein Sozialinteresse durch Zuneigung und Gehorsam gegenüber der Umgebung. Es treten alsbald unter elterlicher Anleitung Spuren seines Transzendentalinteresses hervor und es wird sich endlich, entsprechend dem Verhalten der Umwelt, ästhetisches Empfinden einstellen. Für alle diese Erscheinungen des Lebens sind deren Keime entscheidend. Die Keime der Qualitäten des Charakters sind für diesen selbst entscheidender, als ihre spätere, noch so lange Übung. Bis zum 7. Lebensjahr treten alle Forderungen des sozialen Lebens in einfachster Form an das Kind heran. Die wichtigsten Charaktereigenschaften: Wahrheitssinn, Ehr- und Pflichtgefühl, Mut, Gehorsam, Treue gegen sich und andere werden im Kinde entwickelt oder bleiben dem Menschen zeitlebens fremd. Wem als Kind die Lüge gestattet wurde, der wird sie als Mann nicht mehr los; denn der Wahrheitssinn ist ein Spiegel der eigenen Vorstellungswelt, welcher keine Trübung erlaubt.*

Bei Beurteilung von Individualitätsbeugungen ist zwischen dem Wert ererbter und erworbener Anlagen zu unterscheiden. Jene bestimmen im allgemeinen das Wollen, diesen ist aber das Wissen eigen; denn trotz aller Vererbung ist das Bewußtsein des neugeborenen Menschen leer, was er nicht erfährt, für das kann er keinen Willen äußern, wenn auch seine Anlagen noch so sehr danach lechzen, in dieser unbekannten Richtung sich betätigen zu können. Freilich, die anregende Erfahrung muß nicht immer von der Umwelt kommen, sondern sie kann auch dem innern Trieblebben entwachsen, wozu z. B. das ganze Gebiet der unsittlichen Gelüste gehört. Dem Erzieher ist es nun möglich, solche innere Erfahrungen einigermaßen zu verhindern, außerhalb des Trieblebens liegende schädliche Erfahrungen

* „Positive Ethik"; 20. Abschnitt.

aber auszuschließen. Das Wollen ist also ererbt, das Wissen individuell erworben. Die vom Intellekt frei erfaßten Absichten werden zumeist vom unterbewußten Wollen gehemmt; doch können die bewußten Vorstellungen, also die Erfahrungen, das instinktive Wollen nach der Richtung freier Gedankeninhalte ablenken. Eine vorteilhafte Umwelt kann die schlechten Anlagen zum Guten beugen, eine nachteilige Umwelt die guten Anlagen verschlechtern.

b) Das Knaben- und Mädchenalter. Es ist von höchster Bedeutung für die Nachhaltigkeit von in der Kindheit erworbenen Qualitäten, ob diese durch die Umwelt in spätern Lebensaltern befestigt oder verwischt werden. Es ist bekannt, daß der in der Kindheit von Zivilisierten erzogene Naturmensch, zu seinen Stammesgenossen zurückgekehrt, in deren Gewohnheiten zurückfällt: bei der ererbten Gangbarkeit seines Bewußtseinsorganismus für die Gewohnheiten seiner Vorfahren löschen die stammverwandten Anregungen alsbald die schwächliche Modifikation aus, welche das Kind durch Vorstellungen einer rassewidrigen Umwelt erfahren hatte; sie werden ihm zu Eindrücken, welche kurze Zeit sein Verhalten beunruhigen, um später zu fremdartigen Erinnerungen ohne weiteren Einfluß zu werden. In dem Maße aber, als sich Umwelt und ererbte Anlagen weniger fremd sind, werden sich auch leichter der Umwelt entsprechende Qualitäten erwerben lassen. Kinder in fremder Pflege werden die Gewohnheiten einer rasseverwandten Umwelt nachhaltig annehmen, weil zum mindesten ihr Intellekt auf verwandter Höhe mit ihrer Umgebung steht. Eine Umgestaltung des Intellekts steht hier nicht in Frage; es handelt sich nur um die Gangbarkeit der Neuronen für einen bestimmten Vorstellungskreis und nicht um deren Erweiterung, welche sich erst innerhalb mehrerer Generationen vollziehen dürfte.

Mit zunehmendem Lebensalter schwindet die Aussicht, die ererbten Anlagen modifizieren zu können; im Gegenteil, diese kräftigen sich und treten in einen Kampf mit der Umwelt. Nicht bloß eine Umwelt, welche dem Emportauchen ererbter Anlagen günstig ist, wird den erworbenen gefährlich, sondern überhaupt jede grundsätzliche Änderung der Lebensverhältnisse. Denn wenn neue Impulse den Charakter erschüttern, dann treten die ererbten Instinkte mit Macht hervor, besiegen die erworbenen Qualitäten und kehren sich gegen die neue Umwelt. Es ist daher höchst wichtig, ob z. B. die Schule mit der Familie in Übereinstimmung wirkt oder einen andern sittlichen Vorstellungskreis erweckt.

c) Die Pubertät. Die Geschlechtsreife ist jener Lebensabschnitt, in welchem die bisher entwickelte Individualität den mächtigsten Ansturm seitens der ererbten Anlagen erfährt. Es ist Erfahrungssache bei Mensch und Tier, daß Individualitäten, welche vor der Pubertät sich einer rassefremden Umwelt scheinbar akkomodiert hatten, plötzlich mit der Geschlechtsreife in die ererbten Instinkte zurückfallen und alles Erworbene abstreifen. Natürlich wird auch diese Erscheinung im geraden Verhältnis zur Verschiedenheit zwischen Rasse und Umwelt stehen, so daß der Rückfall um so wahrscheinlicher und um so heftiger ist, als dieser Unterschied drastischer war.

d) Das reife Alter. Ist die Geschlechtsreife vollendet, dann erlischt die Wahrscheinlichkeit, daß die ererbten Anlagen noch eine Modifikation erleben. Scheinbare individuelle Anpassungen an eine fremde Umwelt werden bei heftiger Erregung abgestreift.* Kurz, der reife Mensch tritt der Umwelt im Sinne seiner ererbten Dauerform oder Rasse und seiner vor der Mannbarkeit erworbenen Qualitäten gegenüber. Wir wissen, daß im Alter jeder ändernde Einfluß der Umwelt mit Trotz abgelehnt wird. Eine soziale Anpassung findet allerdings noch immer statt, aber diese ist keine Modifikation der Anlagen durch die aufbauende Wirkung der Erfahrungen, sondern nur eine bewußte Beugung vor dem Sozialwillen der Umwelt, welche, wenn möglich, umgangen wird.

e) Im Greisenalter fehlt auch zu dieser bewußten Beugung die nötige Elastizität. Wer als denkender Mann nicht seiner Zeit vorausgeeilt, bleibt als Greis ein Lobredner der „guten alten Zeit".

Ein Wechsel der Umwelt hat ähnliche Wirkungen wie die Vermischung; sie bringt die Qualitäten ins Schwanken und beeinträchtigt die rassenhafte Sicherheit des Handelns. Ausreichend lange Einwirkung derselben bestimmten Umwelt wirkt ähnlich wie Inzucht auf die Befestigung der Anlagen.

Wir haben die Wirkung der Umwelt bisher vorwiegend im Gegensatze zu den ererbten Anlagen erörtert. Wenn wir jedoch zugeben mußten, daß eine fremde Umwelt auf dieselben einen verändernden Einfluß üben kann, so ist damit auch ausgesprochen, daß eine rassenverwandte Umwelt um so tiefer wirkt, ererbte Anlagen zu verstärken. Trifft Inzucht und rassenverwandte Umwelt zusammen, dann läuft die ganze Interessenentwicklung des Menschen vorgezeichnete Bahnen; sie erhält hierdurch den

* Man denke an den Charakter des Parvenu.

Schwung lusterweckender Hingabe. Der Mensch wird innerhalb seiner Familie, Rasse, Nation und Konfession zur Inkarnation seiner Umwelt und seiner Rasse.

10. Die Überlieferung (Tradition).

Das Individuum ist morphologisch genommen unzweifelhaft das Mitglied einer Rasse, einer Nation, einer Familie. Denken wir uns dasselbe jedoch ohne jede Berührung mit Genossen aufgewachsen, so werden ihm nach der Reife wesentliche Merkmale jener Gemeinsamkeit fehlen, der es entstammt. Es werden in ihm wohl höchst wichtige Anlagen seiner Herkunft wirken, besonders jene, welche für die Leistungsfähigkeit des Individuums, für das Vorhandensein einer Persönlichkeit entscheidend sind; die Individualität hat eben durch die ererbten Anlagen ihre Hauptrichtung erhalten. Die besondern Qualitäten der Rasse, die die Rasse zu einer Einheit machen, werden jedoch verwischt sein. Für die soziale Betätigung sind eben die Erfahrungen entscheidend, die das Individuum nach der Geburt macht. Der Mensch erhält seine Stellung in der Gesellschaft nur durch diese selbst. Es sind darum die einflußreichsten Erfahrungen, die der Mensch machen kann, jene, welche ihn über seine Herkunft nach Rasse, Konfession, Nationalität und dem sozialen Stande sowie über die Geschichte seiner Vorfahren belehren. Es kommt natürlich auf den Zeitgeist an, welche geschichtlichen Überlieferungen von nachhaltiger Wirkung sind. Im kriegerischen Zeitalter waren der Rasse- und Stammeszusammenhang, unter dem feudalen und absolutistischen Zeitgeist die Familientraditionen von tiefem Einfluß auf die Gedankenwelt des einzelnen; gegenwärtig ist es die zugehörige Klasse und, bei wem die wirtschaftlichen Interessen nicht alles absorbieren, die Nationalität oder die Konfession, welche den Menschen zu seiner Mitwelt stellen. Im Grunde genommen gibt sich der Mensch seine geschichtliche Position selbst durch den *Glauben* an die Zugehörigkeit zu einem Sozialgebilde; aus dessen Traditionen schöpft er seine Vorstellungen über seine Herkunft und über seine wesentlichsten Pflichten und Rechte.

Hierbei ist es, abgesehen von morphologischen Tatsachen, gleichgültig, ob jener Glaube an die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe mit Rücksicht auf die tatsächliche Abstammung auf Wahrheit beruht oder Täuschung ist.

Menschen, welche mit den täglichen Sorgen des physiologischen Interesses zu kämpfen haben, werden im allgemeinen zu keiner Veredelung

ihres Interesses gelangen; der reale Daseinskampf um die Ernährung wird sie beherrschen. Dennoch wird der einzelne nicht die primitive Lebensanschauung haben, die aus seiner beschränkten Erfahrung resultiert, sondern die durch Traditionen gesteigerte Anschauung der Klasse, welcher er angehört, in deren Mitte er den Daseinskampf führt. Klassenbewußtsein erhebt den niedern individualistischen Ursprung des leitenden Interesses in den Kreis der Sozialinteressen.

Dieselbe Entwicklung erlebt jedes andere Interesse in seiner Anlehnung an das Sozialgebilde, und zwar um so tiefgehender, als es sich auf Traditionen zu stützen vermag. Die Individualinteressen des Adels, überhaupt die Familieninteressen, sind äußerst mächtig; sie haben einen edlen Grundzug, wenn sie den einzelnen anregen, dem historischen Verhältnis Verpflichtungen für ein großes Ganze, wie z. B. den Staat, zu entnehmen; sie haben einen niedern Zug, wenn der einzelne die Tradition zu seinem persönlichen Vorteil ausnützt. Die Traditionen der Familien sowie die der Nationalität haben auf die einzelnen eine starke Einwirkung, weil sie das Gattungsinteresse anrufen, obgleich es erwiesen ist, daß Empfindungen des Gattungstriebs auch ohne wirkliche Blutsbeziehungen eintreten können, was eben ihren rein intellektuellen Inhalt zeigt. Kommt dem Individuum zu Bewußtsein, daß reale Beziehungen der Abstammung nicht bestehen, so steigert häufig das Individualinteresse die Leidenschaft für den fiktiven Zusammenhang, um diesen nachdrücklichst nach außen behaupten und nützen zu können. In solchen Fällen spricht man von Renegaten.

Die Macht nationaler Traditionen ist ungeheuer. Während sich die meisten Nationen durch dieselben, ob sie nun wirklich ruhmvoll sind oder ob der nationale Ruhm auf Geschichtslügen und Einbildung beruht, zu dem kräftigsten Sozialinteresse erhoben fühlen, ist es nur dem Deutschen versagt, sich diesem Interesse voll hinzugeben; jede andere Idee hat über ihn mehr Macht. Nationalen Fanatismus vermag er nur als Renegat zu empfinden, ein Verhältnis, welches vorwiegend von Deutschen geübt wird; dies zeigte sich lange in Elsaß-Lothringen, auffallend in Ungarn, wo die ärgsten Chauvinisten deutscher Herkunft sind.

Es liegt in der Natur des Transzendentalinteresses, daß es dem einzelnen an sich angehöre. Die Religion quillt aus dem Innern der Persönlichkeit. Erst der Ausdruck religiösen Empfindens im Kreise von Genossen und Andersgläubigen wird eine soziale Tatsache. Durch die äußere

Betätigung wird der Glaube ein Gegenstand des politischen Kampfes und den Traditionen der Konfession unterworfen, welcher man durch Blutsbande oder Zufall angehört. Je weniger die Glaubensform in den Anlagen des einzelnen und seinem Transzendentalinteresse gründet, je mehr sie sich also von innerer Religion entfernt, vielmehr den Einflüssen der Umwelt und ihren Traditionen zuzuschreiben ist, desto mehr wird sie verweltlicht.* Die Konfession gewinnt jene eigennützigen Gefühlsrichtungen, die dem Nationalismus, dem Klassen- und Standesbewußtsein eigentümlich sind. Stehen diese Traditionen in einer politischen Interessenverwandtschaft, wie z. B. die griechische Orthodoxie mit dem Ost- und Südslawentum, oder die römisch-katholische Konfession mit dem Adel und den Dynastien, dann wird der kontemplative Interessenursprung der Konfession überhaupt ausgelöscht.

Man wird bei Beurteilung individueller Werte und sozialer Beziehungen gut tun, stets in die Traditionen des Gesellschaftskreises zur eigenen Aufklärung einzudringen; denn abgesehen von den Traditionen der großen, im öffentlichen Leben hervorleuchtenden Sozialgebilde, gibt es noch zahlreiche Traditionen, welche für das soziale Verhalten einzelner und ganzer Gruppen maßgebend sind. Kann es doch vorkommen, daß z. B. die Opposition, die Negation, das Lebenselement kulturell wertloser Völker wird, weil sie sich positiv schaffend nicht zu bewähren vermögen. So sind z. B. die Gravaminalpolitik der Magyaren oder die Negation des Staatsverbands durch die Iren Traditionen, welche das gesamte politische Verhalten derselben bestimmen und mehr als alle Rasseanlagen für die Erhaltung ihrer nationalen Eigenheit wirken, die bei gleichstrebendem Wettbewerb mit andern Nationen längst erdrückt wäre.

Die eigentümliche Bedeutung der Tradition und ihre Zwitterstellung als scheinbar ererbte Anlage, in Wahrheit aber doch nur Produkt der Umwelt, rechtfertigt es, sie als besondern Faktor der sozialen Entwicklung hervorzuheben.

11. Die krankhaften Anlagen.

Unter den menschlichen Anlagen nehmen die krankhaften eine besondere Stellung ein. Ursprünglich sind sie erworbene Anlagen; zur Dauerform entwickelt, werden sie zu ererbten. Die Berechtigung, von

* Siehe hierüber unten im 19. Abschnitt.

krankhaften Anlagen zu sprechen, entnehmen wir erst der idealen Voraussetzung, daß die Menschen im allgemeinen eine vervollkommnende Entwicklung nehmen. Das Abweichen von dieser Entwicklungsweise, wenn auch durch konkrete Lebensbedingungen begründet, erweckt in uns die Vorstellung von einer Erkrankung. Krankhafte Anlagen sind also jene, welche den physischen und intellektuellen Niedergang der Gattung darstellen. Sie verweisen auf die Einwirkungen einer Umwelt, welche die artgemäße Entwicklung aufhält oder im nachteiligen Sinne variiert. Hier ist nicht von akuten Krankheiten die Rede, welche an der Auslese mitwirken, sondern von der Erwerbung abnormer Anlagen, welche die Auslese zunächst überstehen und die Herabminderung des Rassenwertes einleiten, um erst in spätern Generationen die Opfer des Daseinskampfs zu vermehren. Die krankhaften Entartungen werden auf folgende Ursachen zurückgeführt:

1. unzulängliche Kraftzufuhr, also mangelhafte Ernährung,

2. Einschleichen schädlicher Stoffe in den Organismus, welche dessen Entwicklung gegen das artgemäße Interesse abändern,

3. widernatürliche Lebensweise.

ad 1. Die Anthropologie kennt mehrere Rassen, welche Virchow „pathologische", Ranke „menschliche Kümmerformen" nennt.* Es sind dies die Zwergrassen Innerafrikas, die Lappen Nordeuropas, mehrere Indianerstämme, die Weddas Ceylons u. a. m. Das gemeinsame Merkmal dieser Völker ist unzulängliche, auch irrationell gemischte Nahrung, hiermit verbunden oft ungenügende Körperwärme und als Folge hiervon Verkümmerung des Organismus nach Form und Ausmaß. Alle diese Völker wurden einst von stärkern Völkern aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen mit ausreichender Ernährung vertrieben. Unter den herabstimmenden Wirkungen abnehmender Körperkraft verloren sie den intellektuellen Antrieb, sich günstigere Lebensbedingungen durch Wanderung, Kampf oder Erwerb zu verschaffen. Im Zusammenwirken des körperlichen mit dem intellektuellen Niedergang wurde ihre Verkümmerung eine Dauerform, welcher sich alle Organe anpaßten, wie z. B. die Lederhaut der Buschmänner.

Wie rasch eine unzulängliche Ernährung, unterstützt durch schlechte Luft und durch mangelhafte Verarbeitung der Stoffzufuhr, die Verkümmerung herbeiführen kann, zeigen uns die Hindus, welche unter perennieren-

---

* J. Ranke, „Der Mensch", 2. Bd., S. 114.

der Hungersnot und dem Druck des Kastenwesens leben, sowie unsere Städte- und Fabriksbevölkerung. Die Pellagra ist eine Folge des geringen Nährwerts der italienischen Brotfrüchte; sie nimmt an der Verkümmerung der Bevölkerung wesentlichen Anteil. Es unterliegt keinem Zweifel, daß zahlreiche Merkmale, wie Zurückbleiben der Körpergröße, schwache Muskulatur, entstellte Gesichtszüge u. a. m., einer Dauerform zuzurechnen sind, die als krankhafte Anlage gelten kann. Wenn wir z. B. die auffallende Körpergröße des Adels bei den arischen Völkern den günstigen Lebensbedingungen der Entwicklungsreihe, also einer artgemäßen Prosperität, zuschreiben dürfen, so müssen wir das rapide Sinken der Körpergröße, des Brustumfangs und der Muskulatur bei der armen Städtebevölkerung Europas als krankhafte Entartungen der Rassen erkennen. Die Ansicht einzelner Soziologen, daß die untern Stände minderwertigen Rassen angehören, die einst von den größern und stärkern niedergehalten wurden, jetzt aber ungestört proliferieren, dürfte nur mehr selten zutreffen, weil jene Rassengrundlage durch Vermischung wohl fast ganz überwunden ist.

Bei Bewertung der Wirkungen des Nahrungsmangels darf neben den körperlichen Nachteilen nicht die Herabsetzung von Charakter und Temperament vergessen werden. Wenn auch die Aufregungen des Daseinskampfs und die ungeordnete und schädliche Ernährung das Nervenleben zu leidenschaftlichen Ausbrüchen veranlassen, so ist doch die Lebenslust der Armen derart herabgestimmt, daß sie wohl zu Abwegen von der sozialen Ordnung, aber nur wenig zur Zielstrebigkeit geneigt sind.

Alle Verkümmerungen werden aus erworbenen Anlagen zu ererbten, weil auch die Keime und der Embryo unter denselben unzulänglichen Lebensbedingungen leiden.

ad 2. Das Entstehen krankhafter Anlagen durch blutverderbende Vergiftungen wurzelt gewöhnlich nicht in den Lebensbedingungen, sondern in künstlichen Einwirkungen und sozialen Mißständen. In dieser Hinsicht sind vor allem jene Unsitten hervorzuheben, welche die Menschen verleiten, sich einer Vergiftung auszusetzen, nämlich der Alkoholismus, der Opium- und Betelgenuß, die Morphiomanie, das Tabakrauchen und das letzte aber ärgste Übel, der ausschweifende Geschlechtsverkehr mit seinen Folgen: Gonorrhöe und Syphilis. Diese Vergiftungen haben im allgemeinen zur Folge, daß sich die Struktur des Organismus verändert und die verschiedensten Entartungen desselben, insbesondere seines Nervenapparats, entstehen. Innerhalb der zivilisierten Rassen bleiben Gonorrhöe

und Syphilis bei den Weibern in der Regel auf die Prostituierten beschränkt, während ihnen die Masse der Männer erliegt. Insofern sie Ursache der Unfruchtbarkeit sind, muß man sie als Mittel zur sittlichen Auslese auffassen; da ihnen aber anderseits die schönsten Exemplare des weiblichen Geschlechts zum Opfer fallen, so unterdrücken sie die irregeführte geschlechtliche Zuchtwahl. Da diese Erkrankungen geheim gehalten werden, kann nur bei einzelnen Organisationen, wie beim Militär oder in den Gebäranstalten, ein Maßstab für ihre Verbreitung gefunden werden. Die Statistik spricht hierbei erschreckende Tatsachen aus, worunter die fürchterlichste die ist, daß viele Kinder bereits mit Gonorrhöe behaftet geboren werden, was auf eine Gewissenlosigkeit der Erzeuger schließen läßt, die den Unbefangenen erstarren macht. Die genannten Erkrankungen teilen sich auch dem Keime mit, werden also vererbt, so daß der Rassenwert eines Individuums, welches den vergifteten Vorfahren folgt, in den verschiedensten Richtungen herabgesetzt sein kann.

In zweiter Linie stehen Erkrankungen, deren Ursache nicht in Unsitten, sondern in schwierigen Lebensbedingungen und im Kampfe mit parasitischen Geschöpfen liegt. Hierher gehören: die Tuberkulose, die Rachitis, der Idiotismus, die Skrofulose, der Wasserkopf, die Gehirnentzündung der Kinder, die Epilepsie und die Lepra. Diese Krankheiten vermindern die Lebenstüchtigkeit des befallenen Individuums und werden zu einer sozialen Kalamität, wenn sie sich über ganze Gesellschaften oder Klassen ausbreiten. Wir wissen, daß ganze Rassen solchen Übeln verfallen sind, wie z. B. die Ozeanier der Syphilis, die Indianer der Tuberkulose. Sie führen die verschiedensten Herabsetzungen des Rassenwerts herbei, z. B. die Säugungsunfähigkeit der Mütter mit all ihren schwächenden und entsittlichenden Folgen. Dabei ist es selbstverständlich, daß die ad 1 erwähnte unzulängliche Ernährung die Erwerbung solcher Krankheiten erleichtert. Bei Verminderung des Lebenstriebs vermag der Mensch die Infektion nicht zu überwinden.

ad 3. Die Erkrankungen der Anlagen durch die Lebensweise betreffen:

a) die Opfer der schlechten Arbeitsorganisation,

b) die Folgen der Massenvereinigung der Menschen in Städten,

c) die Folgekrankheiten einer unvernünftigen Erziehung der Jugend.

Da diese Erscheinungen mit andern Fragen der sozialen Entwicklung in Verbindung stehen, so sei hier nur kurz darauf hingewiesen, daß sie die

Quelle vieler Schwächezustände sind, welche den Menschen für alle Kontagien empfänglich und überhaupt widerstandsunfähig für den Daseinskampf machen. Nicht bloß innere Anlagen, auch die Körpergestalt leidet durch sie, und die Tauglichkeit der Sinne wird von ihnen vielfach herabgesetzt. Verkrümmungen der Wirbelsäule, Biegung des Brustblatts und des Beckens und Kurzsichtigkeit sind z. B. die Konsequenzen einer hygienisch schlecht geleiteten Schule.

Wenn auch die Vererbung erworbener Eigenschaften heute noch manchmal bezweifelt wird, so wird man doch gut tun, auf Weismanns Konstanz der Arten um so weniger soziologische Lehren zu stützen, als er selbst schon Zweifel über die Zuverlässigkeit dieser Theorie hegt, und als jedenfalls die Gemeinnützigkeit der Überzeugung auf Seite derjenigen Biologen liegt, welche die Vererbung erworbener Eigenschaften verteidigen.* Die Vererbung krankhafter Anlagen steht übrigens außer Zweifel. Krankhafte Anlagen, wenn auch in mehreren Generationen hintereinander auftretend, sind im allgemeinen nicht geeignet, Dauerformen zu entwickeln; durch die Beseitigung der Krankheitsursachen werden auch die Folgen in den meisten Fällen behoben. Es liegt im Vervollkommnungsstreben des Lebenstriebs, daß in einer regenerierenden Umwelt die krankhaften Anlagen von der Überlegenheit der ererbten Anlagen überwunden werden und die artgemäße Gesundheit wieder hervortritt. Nur wenn jene Krankhaftigkeit bis zur Unfruchtbarkeit geführt hat, hat der Stamm keine Aussicht mehr, zu einer gesunden Entwicklung zurückzugelangen.

12. Die Verteilung der ererbten und die Befestigung der erworbenen Anlagen (Vermischung und Inzucht).

Wie wichtig für den Nachwuchs die Kreuzung verschiedenen Blutes oder Inzucht innerhalb derselben Rasse ist, wurde in der Tierzucht längst erkannt und praktisch verwertet; aber erst die Deszendenzlehre überwand die Scheu, diese Erfahrungen auch auf die Menschen anzuwenden. Daß heute die Rassenfrage so populär geworden ist, zeigt die instinktive Ausbreitung des Monismus, der intellektuelle und soziale Erscheinungen in den morphologischen Rassenunterschieden begründet sieht.

---

* Dr. J. Reinke, „Einleitung in die theoretische Biologie", Berlin 1901, 5. Abschnitt.

In den ersten Phasen der Entwicklung der Menschen, während ihrer Ausbreitung über die Erdoberfläche, dürfte eine Vermischung wohl nicht stattgefunden haben, die Variierung der Menschen war der Anpassung an die verschiedenen Lebensbedingungen und der Festlegung erworbener Anlagen zu vererbbaren überantwortet. Die primitiven Gruppen lebten in Inzucht, weil sie im Raume noch nicht kollidierten, und wenn sie sich trafen, aus Kampfscheu auswichen.* In diesem Zeitalter der Inzucht, welchem wohl der Tertiär- und Diluvialmensch angehören dürften, entstanden die Ur- und Hauptrassen.

Die Inzucht hat die Eigenschaft, nicht bloß die erworbenen Qualitäten stammlich zu bewahren, sondern auch die natürliche Auslese und die geschlechtliche Zuchtwahl in den Dienst der Rasse zu stellen, d. h.: im Leben im unvermischten Stamme sind beim Kampf ums Dasein und bei der Fortpflanzung jene Individuen begünstigt, welche die Rassenmerkmale deutlich an sich tragen. Die Inzucht scheint in diesen langen Zeiträumen so weit gediehen zu sein, daß bereits ihre Nachteile zum Vorschein gekommen und von den Menschen erkannt worden sein dürften. Besondere Lebensbedingungen erzeugen nicht immer vorteilhafte Qualitäten, sondern im Hinblick auf die Vervollkommnung der Gattung auch nachteilige; die Inzucht wird also nicht bloß jene, sondern auch diese verschärfen und in der Rasse befestigen. Am auffallendsten muß sich dies im engsten Geschlechtsverband gezeigt haben, weil da sogar äußerliche Gebrechen und Abnormitäten häufig wiederkehrten. Auch scheint frühzeitig eine dunkle Empfindung dafür entstanden zu sein, daß bei einem in Inzucht lebenden Stamme die variierenden Veranlassungen ersterben und so der Stamm mangels äußerer Anregung und erprobender Gegensätze degeneriert. Die Antriebe ermatten, der Stamm bleibt einseitig veranlagt und zeigt sich außerhalb seiner heimatlichen Lebensbedingungen widerstandsunfähig. Es entstand daher frühzeitig, durch den Gattungstrieb angeregt, der Instinkt für die Vermischung in einem gewissen Umkreis der Rassegemeinschaft. Diesem Triebe sind die verschiedenen Sitten zuzuschreiben, welche noch bei den heutigen Naturvölkern die Ehe regeln. Die Inzucht unterband den Naturdrang der Geschöpfe nach Variierung, und es verschaffte sich daher in dem Triebe nach Vermischung die naturgesetzliche Wesenheit der geschlechtlichen Fortpflanzung Anerkennung. In dem Fortschreiten der

* Soziologische Erkenntnis", S. 133.

Organismen von der Fortpflanzung durch Teilung zur zweigeschlechtlichen Fortpflanzung und in dieser von Endogamie zur Exogamie liegt ein Fortschritt im Sinne größerer Variierungsmöglichkeit. Mit der Erfüllung der ganzen Erdoberfläche durch Menschen beginnt notwendig die Vermischung. Durch Eroberung entsteht der Staat, in dessen rassenmäßig geschichteter Gesellschaft die Träger verschiedener Anlagen nebeneinander wohnen und miteinander in engste Beziehungen treten, besonders durch die Sklaverei, die stets auch zur geschlechtlichen Mischung führt. Wohl sucht allenthalben die politische Organisation der obern Stände, der Adel, das Kastenwesen die schrankenlose Vermischung hintanzuhalten. Aber gerade die Herrenrassen sind, entsprechend ihrem allgemein expansiven Charakter zur Blutmischung geneigt. Wenn sie daher nicht, wie die Türken und Juden, in der konfessionellen Einheit das Mittel besitzen, im sozialen Durcheinander der Inzucht zu leben, werden die herrschenden Minoritäten von dem unterworfenen Stamm überraschend schnell aufgesaugt.

Die Mischung allzu disparater Anlagen hat, wie schon im 8. Abschnitt angedeutet wurde, nur nachteilige Folgen.

Die Rasse ist das Produkt der Anpassung an die erzeugenden Lebensbedingungen. Jede Rasse hat sich daher eine gewisse Harmonie zwischen Anlagen und Lebensbedingungen und eine Harmonie ihrer Anlagen untereinander errungen. Krasse Mischungen von Anlagen, die aus ganz heterogenen Bedingungen entstanden sind, führen darum notwendig zu einer Disharmonie. Der Intellekt ist nicht eine Summe von Qualitäten, die sich beliebig zusammensetzen lassen. Er ist vielmehr das Produkt des Zusammenwirkens aller Organe. Wenn Elemente von zwei verschiedenen harmonischen Ganzen durcheinandergeworfen werden, wie bei der Zeugung in der Mischehe, kann das Zusammenwirken derselben kein einheitlich harmonisches sein, was in dem unzuverlässigen, charakterlosen, wilden und nichtigen Verhalten aller Mestizen sich bewährt. Streng genommen, gilt dies auch für die Vermischung der somatischen Anlagen; hier äußert sich die Disharmonie nur physiologisch durch eine gewisse Schwäche des Individuums im Daseinskampf für sich und seine Art, und ästhetisch durch Mißverhältnisse in der Gestalt und den Farben.

Auch die Vermischung von Dauerformen geringer Verschiedenheit ruft zunächst eine gewisse Disharmonie in den Anlagen hervor, die aber möglicherweise mehr den Charakter der Anregung als den der Störung

hat. Solche Mischungen können erwünscht sein, wenn sie die Möglichkeit einer Ergänzung der Anlagen bieten. Sie äußern sich im sozialen Leben als eine Bereicherung der Wechselbeziehungen, als ein Mittel, einseitig gewordene Rasseanlagen zu beleben und durch Inzucht entartete Völker einem neuen Aufschwung zuzuführen. Dieser Aufschwung wird aber nicht sofort eintreten, sondern erst nach mehreren Generationen, innerhalb welcher die eingetretenen Disharmonien in den Anlagen, unterstützt durch die anpassende Kraft der Lebensbedingungen, zur Übereinstimmung gekommen sind. Je verschiedenrassiger die Eltern eines Individuums sind, desto längerer Zeit und desto strengerer Inzucht bedarf es unter gleichzeitiger Festhaltung anpassender Lebensbedingungen, um wieder eine Dauerform zur Erscheinung zu bringen, welche, wenn auch die Qualitätshöhe der tüchtigern Rasse nicht erreichbar ist, doch wenigstens zu jener Übereinstimmung in den Anlagen kommen kann, die sie befähigt, in den gegebenen Lebensbedingungen zu gedeihen.

Heute ist das Bewußtsein der Gefahren schrankenloser Vermischung fast ganz verschwunden, so daß sich kaum die rassefremdesten Völker, z. B. Germanen und Neger, eine gewisse Abneigung gegen die Blutmischung bewahrten, während jene Völker, welche überhaupt ein Produkt der Vermischung sind, wie die Portugiesen, im fremden Wohnort gänzlich der tiefsten Rassenkreuzung verfallen. Bei dieser Sachlage hat im Zeitalter des Verkehrs im Gegensatz zu seinem ursprünglichen Charakter der Staat eine gewisse rasserettende Mission übernommen. Wenn er auch selbst erst durch die Verschmelzung verschiedener Stämme entstanden ist, gehören die meisten staatlichen Gesellschaften doch annähernd einer rasseverwandten Abstammung an, und nun tritt der Begriff der Nationalität als Einigungsgedanke der scheinbar stammverwandten Bevölkerung in den Vordergrund, während politische und wirtschaftliche Grenzen und die Sprachschwierigkeiten die Vermischung verschiedener Nationen erschweren. Auch ist in den bevorzugten Ständen noch nicht ganz die Empfindung, aus einer Herrschaftsrasse hervorgegangen zu sein, erloschen. Gerade in einer Zeit, wo der Weltverkehr die Vermischung der extremsten Rassen aller fünf Erdteile ermöglicht, ist es von Wichtigkeit, daß die Soziologie durch den Hinweis auf die durch Jahrmillionen entstandene Differenzierung der Menschheit zu verschiedenen Rassen dem Aberglauben der Kosmopolitiker entgegentritt, welche vermeinen, diese Entwicklung durch Propagierung der Rassenvermischung ignorieren zu können. Man muß einsehen, daß grundlegende

Vorzüge, die innerhalb der Rassen sich vererben, bei deren Mischung sich gegenseitig aufheben, daß daher den Mischlingen nationales Empfinden, Patriotismus und Tradition als ererbte Tugenden fehlen und ihnen nur eins bleiben kann: charakterloser Individualismus. Diese Einsicht und die Stauung der Freizügigkeit im heranbrechenden Zeitalter der allgemeinen Seßhaftigkeit (vergl. oben im 3. Abschnitt sub g) wird die Gesellschaften der Inzucht wieder näher bringen; denn auf ihr beruht die Hebung der Rassenwerte nach einem so lange anhaltenden Zeitalter des Verkehrs und seiner Vermischung.

Bei krankhaften Anlagen muß die Inzucht notwendig die somatischen Symptome und die verderblichen Folgen verschärfen, so endlich auch die Keime schwächen, die Lebenstriebe der Rasse vermindern und schließlich zum Verlust der Fruchtbarkeit führen. Bei einigen Naturvölkern Amerikas und Ozeaniens scheint sich dies durch Inzucht mit Tuberkulose und Luës bereits zu erfüllen. Die Vermischung krankhafter Anlagen mit gesundem Blute, heute bei den Kulturvölkern begünstigt durch das Fehlen sittlicher Vorstellungen, welche Anhaltspunkte geben würden, dieses Übel von sich zu weisen, enthält die Gefahr, daß die kranken Anlagen sich über ganze Völker verbreiten. Daß die Degeneration der Völker mit der Abneigung der Frauen vor den Beschwernissen der Mutterschaft eingeleitet wird und mit ihrer Unfruchtbarkeit endet, lehren uns die Römer des Kaiserreichs, bei welchen die Gonorrhöe herrschte, und können wir bei den Franzosen voraussetzen, bei welchen diese und die Luës tiefgreifend bestehen. Hierbei ist das Aussterben von Völkern oder Bevölkerungskreisen weniger bedeutungsvoll, als daß durch die Vermischung stets auch die Nachbarstämme und jene gesunden Bevölkerungskreise benachteiligt werden, welche gleichsam die Ablösung des niedergehenden Volkes bilden.

Wenn es aus dem sozialen Gesichtspunkt wohl erwünscht ist, Individuen mit kranken Anlagen von der Fortpflanzung auszuschließen, so darf doch nicht vergessen werden, daß für die Restitution geschwächter oder kranker Entwicklungsreihen die Zufuhr gesunden Blutes das wirksamste Mittel ist. Es darf gegenüber der pessimistischen Meinung, daß der Verlust guter Anlagen im allgemeinen Rassenschatz unwiederbringlich sei, die Tatsache nicht unerwähnt bleiben, daß sich unter günstigen Lebensbedingungen geschwächte Rassenanlagen vervollkommnen oder durch den Atavismus der Kontinuität des Keimplasmas zur frühern Tüchtigkeit erholen können.

13. Der Daseinskampf und die natürliche Auslese.

Auf zwei Faktoren beruht die Entwicklung, auf der Anpassung und auf der Auslese. Was sich nicht anpaßt, wird ausgeschieden: das ist das Gesetz, das den Daseinskampf beherrscht. Der Daseinskampf, den die Menschen führen, war ursprünglich ein solcher mit den äußern Lebensbedingungen, mit der anders gearteten Umwelt. Die Erscheinungen der Umwelt weisen der Urkraft die Richtung zur Entwicklung; sie sind die Dominanten außerhalb des Organismus, welche die Anlagen im Organismus erzeugen, und sie unterdrücken jene Lebewesen, welche ihren Anregungen nicht folgen, wodurch die Angepaßten Raum zur Entwicklung erhalten.

In der Anpassung sehen wir das schaffende, in der natürlichen Auslese das negative Prinzip des Daseinskampfs. Beide müssen zusammenwirken, um die Art zu heben und auszubreiten; erlahmt eine von ihnen, so geht die Art nieder; es werden sich in ihre Reihen andere Arten eindrängen und ihnen die Lebensbedingungen streitig machen.

Bei den höhern Organismen, also insbesondere beim Menschen, tritt zu diesem Kampfe mit der Tier- und Pflanzenwelt, dem Klima usw. infolge der eigenen Vermehrung und der Ausmerzung rivalisierender Organismen der Kampf mit seinesgleichen hinzu, wodurch der Daseinskampf seine ursprüngliche Einfachheit verliert.* Der allgemeine Daseinskampf mit der übrigen Umwelt währt wohl fort, verliert aber gegenüber der aufdringlichen Konkurrenz der Mitmenschen an Bemerklichkeit.

Die Mittel, im Daseinskampf zu bestehen, sind verschieden. Nach der Form, in der der Daseinskampf geführt wird, und nach den Eigenschaften, die hierbei durch Übung ausgebildet und in den Rassen allmählich als Rassenmerkmale festgelegt werden, unterscheidet man Herrschaftsrassen, Arbeitsrassen und Handelsrassen. Zu Herrenrassen werden nur Stämme, welche dem Daseinskampf unter besonders harten Bedingungen ausgesetzt sind, die Bewohner rauher Klimate, von Hochgebirgen, Wüsten und Meeresufern. Der Nomade z. B. hat kein Interesse, sich einer intensiven Kultur seines sterilen Bodens hinzugeben, wohl aber die Waffen führen zu lernen, um sich den unentbehrlichen Wechsel der Weideplätze zu erzwingen. Hierbei gehen Schwächlinge unter; immer geeignetere Individuen besorgen die

* „Soziologische Erkenntnis", S. 40, 245.

Fortpflanzung, und zwar geeigneter nicht bloß in somatischer, sondern auch in psychischer Hinsicht. Dabei treten bei Steppenbewohnern, Gebirglern und Seefahrern verschiedene Auslesevoranlassungen ein. Während bei allen beherztes Wollen wichtig ist, verlangen die technischen Voraussetzungen des Seelebens eine erfindungsreiche Tüchtigkeit. Rauhe Streitsucht, kühne Behauptung der Persönlichkeit gegen jedermann, besonders gegen Fremde, ist allen Herrenstämmen eigen. Bei den Reitervölkern der Steppe veranlaßt die Vereinigung in große Horden gemeinsames Handeln nach außen. Bei den in Wäldern und Bergen zerstreuten Gruppen steigert sich der Persönlichkeitsdrang zu Separatismus und blutiger Fehde gegen alles, was außerhalb der engsten Blutsbande steht. Herrschsucht, Todesverachtung, Kampfbegier, äußerste Hingebung, aufopfernde Treue für den selbstgewählten oder gattungsmäßigen Verband sind Eigenschaften, die sowohl durch Anpassung als durch Auslese, besonders auch durch die geschlechtliche Auslese bei der Konkurrenz um den Besitz von Weibern, zur Entwicklung kommen und für ungemessene Zeiträume den Stämmen ihre Stellung in der Geschichte geben. Dem ewigen Kampf mit seinesgleichen, wilden Tieren und den Elementen entspringen die Dauerformen der Herrenrassen, verschieden nach den Einflüssen der Umwelt, wie der Kontrast zwischen den Helden Homers und den Helden der nordischen Epen zeigt. Hierbei ist noch zu bemerken, daß die der Steppe entwachsenen Reitervölker in ihren einfachen Lebensbedingungen nicht den allen Anforderungen gewachsenen Intellekt zu entwickeln vermochten, um ihre eroberte Stellung behaupten zu können.

Der primitive Ansiedler fruchtbaren Bodens hatte vor allem das Bedürfnis, der Kultur des Wohnraums alle Fähigkeiten zuzuwenden. Selbst vom Eroberer unterworfen, sieht der Ackerbauer noch weiter sein Interesse in der Pflege des Grundstücks. Die Arbeitsrassen verzichten auf die Überlegenheit gegenüber den Mitmenschen, um dem Kampfe mit der Natur um so sicherer gewachsen zu sein. Sie sind daher ihren Beherrschern in dieser Hinsicht überlegen. Bei der Auslese werden Qualitäten bevorzugt, auf die die Herren kein Gewicht legen, die aber für die Erhaltung und Vervollkommnung der Art von höchster Bedeutung sind: Fleiß, Sparsamkeit, Geduld, Freude am Besitz und erhaltende Sorgfalt.

Aus der verschiedenen Art, sein inhärentes Interesse zu wahren, ist endlich eine dritte Rassentype entstanden, die handelnde. Sie liegt zwischen der Herrscher- und der dienstbaren Rasse; es fehlt ihr einerseits das

Selbstgenügen, sich durch Arbeit zu erhalten, anderseits die Lust, für ihre Bedürfnisse das Leben einzusetzen. Sie bietet daher den andern beiden ihre Vermittlung an, so daß die Herren zu den erwünschten Erzeugnissen der Dienstbaren gelangen ohne Mühe und Risiko der Unterwerfung und die Dienstbaren zur Verwertung ihrer Güter ohne Störung ihres Betriebs. Den Herrenrassen gewöhnen sie den Gewaltkampf ab und die Dienstbaren machen sie noch duldsamer als bisher; beide gelangen mehr oder weniger in Abhängigkeit von den Handelsrassen, welche auf diese Weise zu einer Herrschaft kommen, ohne die Qualitäten der kriegerischen Rassen zu besitzen und ohne zu den Qualitäten des Arbeiters genötigt zu sein. Diese Handelsvölker, welche stets nur eine Minderheit unter den Menschen bilden können, gehen aus einer Entwicklung hervor, in welcher es ihnen nicht vergönnt war, sich zu Herrschenden herauszubilden, und aus Wohnräumen, die sie nicht zu Kulturträgern machten. Da sie ihren Bestand nicht auf die Kraft der Waffen und nicht auf die Arbeit begründen, so bleibt ihnen nur die Schlauheit, um der Umwelt die erwünschten Güter abzunehmen.

Sowenig zahlreich diese Rassen im Vergleich zu ihren Objektsvölkern sind, so dürfen sie doch darum nicht außer Betracht bleiben, weil sie von allen andern Völkern sehr verschieden veranlagt sind, und weil sie in deren Entwicklung tief eingreifen. Da sie vereinzelt ohne Unterstützung in dem friktionsreichen Daseinskampf, bedroht von Gewalt und von Mißtrauen, nur schwer bestehen können, so wird ihre Blutliebe durch eine wirtschaftliche Interessensolidarität verstärkt. Über viele Völker zerstreut, werden sie zu Kosmopoliten, was die Verbände ihrer Wirtsvölker anbelangt, bleiben jedoch dem eigenen Rassenverband treu. Es regt sich auch in ihnen die Herrschsucht, der sie aber durch eine wirtschaftliche Unterwerfung mit Vermeidung des Gewaltkampfes zu entsprechen suchen. In allen Zonen entstanden solche Völker, die im Wege von Miettruppen mitunter auch Eroberer und Staatengründer wurden, wie die Karthager, Venetianer, Genuesen. Die europäische Haupttype dieser Vermittlerrassen sind die Juden, ein Volk, ausgerüstet mit allen Mitteln des Intellekts, welches sich auf eine bedeutende Höhe der Macht emporgeschwungen hat. Zu den Handelsrassen gehören auch die Zigeuner, die, gänzlich unbefähigt im Rahmen der Kultur zu wirken, ihre Klugheit zur Bedrohung des Eigentums durch Diebstahl und Betrug oft unter dem Scheine der Arbeit verwenden. Die zerstreuten Griechen und Armenier sind die Handelsvölker des Osmanischen

Reiches, die Parsen jene Ostindiens. Die Handelsvölker müssen im Vergleich zu ihren Objektsvölkern möglichst in der Minderzahl sein; daher ihr schreckliches Elend, wo dieses günstige Verhältnis nicht besteht, wie z. B. bei den Juden in Polen.

In den Herrenrassen spricht sich der Urkraftantrieb der menschlichen Entwicklung am stärksten aus. Ihre Geschicke sind entscheidend für die Geschicke der andern Rassen. Auch der dienstbaren Rasse ist ein positiver Entwicklungswert zuzuerkennen, weil sie Qualitäten entwickelt, die im Daseinskampf notwendig und nützlich sind, also den Menschenwert steigern. Den Handelsrassen wohnt ein solcher Wert nicht inne, weil die ihnen eigene Tüchtigkeit keine Erhöhung des Menschenwerts bildet. Ihre Prosperität steht im umgekehrten Verhältnis zum Wohlbefinden der andern Rassen. Was sie im kulturellen Leben leisten, kann ebenso und besser von Schichten der andern Rassen geleistet werden, die, mit der Nation in organischem Zusammenhang, den Fremdkörper des internationalen Handelsvolks entbehrlich machen. Aber auch die beiden andern Rassetypen, wenn getrennt, entbehren der zivilisatorischen Befähigung. Ein Leben voll Mord oder voll stumpfer Mühsal wäre ihr Schicksal. Erst bei einer organischen Verbindung der Rassen erhält jede derselben die Impulse zu einer Entwicklung, welche aus den eigenen Anlagen allein nicht entspringen konnte. Die Herrenrassen können erst nach der durch die Arbeit geschaffenen auskömmlichen Sicherung des niedern Lebensbedarfs freie Persönlichkeiten mit weitern Zielen hervorbringen. Die Arbeiterrassen danken der Herrschaftsrasse den Schutz ihres Eigentums, Ordnung und Ruhe überhaupt. Mitunter bedürfen beide der Handelsrassen, um die Vorteile des Verkehrs einzusehen.

In Europa war der Prozeß der gegenseitigen Anlehnung der drei Rassetypen, eingeleitet durch die Völkerwanderung, etwa im 10. Jahrhundert vollendet. Endlich hatten die Gewaltrassen allseits die Herrschaft; die Arbeitsvölker waren untertan, und Europa hatte seine Juden, die gesuchten Freunde der Könige, Adligen und Kirchenfürsten.

Jene Lebensbedingungen, welche die heute herrschenden Rassen erzeugten, sind nicht mehr anzutreffen und werden aus geologischen Gründen nicht mehr wiederkehren. Es ist daher nicht möglich, daß dieselben Qualitäten neu entstehen und daß die heutigen Rassen von einer neuen Völkerwanderung verschlungen werden. Anderseits ist es aber bei der geänderten Gestalt der Lebensbedingungen und des sozialen Lebens auch

nicht möglich, daß die alten Qualitäten der Herrschaftsrassen erhalten bleiben. Denn mit dem Entstehen des Staates hat sich das Wesen der Auslese gründlich verändert. Durch den Frieden im Innern und die langen Friedensperioden im Verhältnis der Völker nach außen ist der Kampf der Gewaltrassen der Hauptsache nach erloschen. Die kriegerischen Rasseanlagen treten darum an Bedeutung und Wertschätzung in den Hintergrund gegenüber der Politik, den Priesterkünsten und der Geschicklichkeit in Verwaltung und Wirtschaft. Die Herren hörten darum auf, ausschließlich Krieger zu sein, und entwickelten sich zu den privilegierten Ständen in den verschiedensten Lebensstellungen. Das näherte die Herrenrasse der Handelsrasse, wodurch letztere eine Steigerung ihrer Bedeutung erfuhr, während der Kampfesmut der Herrscher ebenso wie der einfache Fleiß der Arbeiter, wenn er in den alten Bahnen ohne Geschäftsgewandtheit verblieb, im Werte fiel. Anderseits wurde der Kampf durch die Staats- und Kriegskunst organisiert, die die Masse der Streiter in untergeordneter, dienender Stellung dem Rassenuntergrund der Arbeitsvölker entnahm. Dadurch wurde kriegerischer Mut und die mit dem Waffenhandwerk verbundene körperliche Tüchtigkeit und Charakterstärke in die Arbeitsrasse getragen. Heute liefert bereits der Bauernstand das gesuchteste Soldatenmaterial.

Die heutige Auslese insbesonders zeigt im einzelnen folgendes:

1. Im gewerblichen Wettbewerb hat die körperliche Tüchtigkeit nicht annähernd dieselbe Bedeutung wie im Gewaltkampf. Vielfach sind einseitig entwickelte Anlagen den harmonisch entwickelten Menschen sogar überlegen. Körperliche Vervollkommnung in der Richtung des Starken und Schönen wird daher nicht mehr begünstigt.

2. Bei der Auslese überhaupt, besonders bei der Ehegründung, also in der geschlechtlichen Zuchtwahl, wird der Besitzende begünstigt ohne Rücksicht auf seine Qualitäten.

3. Da in den seltenen Gewaltkämpfen nicht mehr wie einst das ganze Volk, sondern nur die Wehrfähigen und Kampflustigen den Fährnissen des Kampfes ausgesetzt sind, wirken die Kriege und Revolutionen verkehrt auslesend; gerade die Stärksten und Mutigsten gehen zugrunde. Ein gleiches ist der Fall in manchen gefährlichen Berufszweigen.

4. Der heutige Kapitalismus entwickelt das Individualinteresse; die Auslese des wirtschaftlichen Kampfes trifft die sogenannten unpraktischen Idealisten, die Anlagen für gemeinnütziges Denken und Handeln schwinden.

5. Jener gesunde Individualismus des kriegerischen Zeitalters, der, gestützt auf die kriegerischen Eigenschaften, Betätigung des Starken zum Inhalt hatte und höchstens gemeinnützigen Zielen wich, machte einer Wertschätzung des Individuums als solchen, ohne Rücksicht auf seine Qualitäten, Platz. So grausam der Mensch im wirtschaftlichen Kampfe ist, so duldsam, so ganz von blindem Mitleid wird er erfaßt für jene Menschen, die nicht unmittelbar seinem Individualinteresse gegenüberstehen. Es wird daher die Ausscheidung der körperlich, sittlich und intellektuell Untauglichen möglichst hintertrieben. Die Schonung des Verbrechers, die Rettung des Kranken, die Unterstützung des für den Daseinskampf Ungeeigneten sind die wichtigsten Ziele öffentlicher Wohlfahrtspflege und privater Wohltätigkeit. Solange der Mensch etwas taugt, wird er von allen Seiten rücksichtslos bedrängt, sobald er nach irgendeiner Richtung ein Krüppel ist, gewinnt er alle Herzen. Es hat eben das Mitleid mit dem einzelnen das Mitgefühl für die Gesellschaft und Gattung und das Verständnis für gemeinnützige Interessen unterdrückt.

Diese Verschiebung und Umwertung der ehemaligen Rasseanlagen wird durch die schon durch die Macht des Geschlechtstriebs unvermeidliche Mischung der Rassen unterstützt. Aber auch die exklusive Abschließung der Herrenrassen von den andern Rassen würde an diesem Prozeß nichts ändern. Die Herrscherrassen können ihre alten kriegerischen Qualitäten, die ihnen ihre hervorragende Stellung in den von ihnen gegründeten Staaten gaben, nicht behalten; denn es genügt die Minderung des Wertes einer Qualität, um sie absterben zu machen.

Es sind daher jene Rassetheorien nicht am Platze, die in der Verkümmerung der Rasseanlagen einer der vorhandenen Rassen, der Herrscherrasse, den unrettbaren Niedergang der europäischen Völker erblicken und denselben auf die fortgesetzte Mischung der Herrenrasse mit dem mindern Blute der Arbeitsrasse schieben. Es genügt vielmehr schon der entwicklungsmäßige Wechsel der Lebensbedingungen, daß sich alle Rassenwerte verändern, und daß sich gerade jene Eigenschaften verlieren, welche den Herrenstämmen einst den Vorzug gaben.

Es sind aber die Urteile über den angeblichen Niedergang der menschlichen Gesellschaft voreilig und unbegründet. Der rasche Fortschritt unseres praktischen Lebens, die raschen Umwälzungen in den sozialen Zuständen lassen leicht ganz übersehen, welch unendlich lange Zeiträume nötig sind, um aus einer Mischung disparater Rassen eine neue harmonische Rasse ent-

stehen zu lassen. Es ist noch gar nicht möglich, daß aus dem chaotischen Gemenge veralteter Anlagen, die in Europa seit dem 10. Jahrhundert n. Chr., erst roh durcheinander geworfen, sich einander bekämpfen und miteinander verbinden, bereits jene Qualitäten entsprungen und in neuen Rassen zur Festigung und Verbreitung gelangt sein können, welche der moderne Staat verlangt und mit der Zeit auch durchsetzen wird. Diese Qualitäten sind jedenfalls den Anlagen beider Rassen, der herrschenden und der arbeitenden, zu entnehmen. Es gibt darum kein Mittel und hat auch keinen Zweck, die Rassenvorzüge vergangener Zeiten durch Bekämpfung der Mischung konservieren zu wollen. Innerhalb der Kulturstaaten verschmelzen nicht nur durch Mischung, sondern schon durch Anpassung die alten Rassen mit Notwendigkeit zu einheitlichen Nationen, und nur die Hebung der menschlichen Qualitäten der Nation als soziales Ganzes ohne Hinblick auf die Rassenherkunft kommt für die zivilisierten Gesellschaften heute in Betracht: das ist die einzig mögliche „Rassenzucht".

14. Die Berührung verschiedener Anlagen.

Die Lebensbedingungen des Wohnraums wirken mit zwingender Kraft auf die sozialen Qualitäten; die Anpassung an den Wohnraum ist eine Notwendigkeit, sonst gehen Individuum und auch Volk zugrunde. Auch die Umwelt wirkt mächtig, fortgesetzt modifizierend auf diese Qualitäten und auf die Gewohnheiten und Sitten der Menschen ein, doch können sich die Anlagen ihr gegenüber behaupten. So sind z. B. die in Rußland und Polen zerstreuten Juden gezwungen, sich ihren Wohnräumen anzupassen; dagegen sehen wir, daß sie den Einfluß der Umwelt zurückweisen und eher Verfolgungen erdulden, als fremde Sitte annehmen. Noch weniger mächtig, nämlich bloß anregend, aber doch noch sehr tief, wirkt die soziale Berührung.

Der Kontakt fremder Rassen- oder Volkselemente miteinander bietet den Interessen die Anregung, sich die Begegnung zu nutze zu machen. Die soziologische Erkenntnis zeigt, daß sich fremde Rassenelemente bei der Begegnung ursprünglich fliehen; erst die Kultur lehrt die Menschen, sich gegenseitig aufzusuchen und zu erforschen, was sie sich etwa zu bieten haben. Es muß also, bevor der Kontakt zu sozialen Beziehungen führen kann, eine intellektuelle Betätigung eintreten; wird das Interesse nicht angeregt, so bleibt der Kontakt wirkungslos, wie es z. B. durch Jahr-

tausende hinsichtlich der seltenen, nicht aufgesuchten, aber an den Grenzen doch unvermeidlichen Berührungen der Europäer mit Asiaten und Negern der Fall war.

Erst wenn bei vorgeschrittener Kultur ein Volk vom andern etwas brauchen kann, treten sie in Handelsverkehr und in einen Austausch kultureller Eigentümlichkeiten, so wie es sich z. B. zwischen dem hellenischen und dem ägyptisch-persischen Kulturkreis ergab. Zeigt die Berührung tiefe Unterschiede in der Gunst der Lebensbedingungen, so führt dies bei kriegerischen Qualitäten zum Kampf bis zur Vernichtung oder Unterwerfung eines Teiles, wie z. B. bei der Berührung der römischen mit der germanischen Welt.

Wir erkennen in dem Kontakt fremder Kulturen den wichtigsten Anlaß zu großen geschichtlichen Ereignissen, die vornehmste Ursache zur Verbreitung der überlegenen Kultur, also auch einen Faktor der sozialen Entwicklung.

Sobald sich zwei Volksindividualitäten dem Einfluß des Kontakts hingegeben haben, zieht dies die Mitwirkung aller übrigen Faktoren der sozialen Entwicklung nach sich. Die Wanderung macht die beiderseitigen Wohnorte geltend, die ererbten Anlagen vermischen sich und alle sozialen Einzelheiten des einen Teiles werden zur Umwelt des andern.

Der gegenwärtige Zustand des europäischen Kulturkreises und so mittelbar derjenige der ganzen Menschheit ist das Produkt einer Reihe von Kontaktswirkungen, welche ihren Ursprung in der sogenannten Völkerwanderung haben. Die römische Welt durchsetzte ihre Gesellschaft und ihre politische Organisation mit germanischen Elementen. Die erste nachhaltige Wirkung dieser Berührung war die Barbarisierung des römischen Kriegsvolks. Die zweite Folge des Kontakts der Germanen mit Rom war die Annahme des Christentums durch erstere. Die dritte und wichtigste Folge war die Übernahme der Imperiumsidee durch die Germanen. Die vierte Kontaktswirkung war die sukzessive Annahme der griechisch-lateinischen Bildungsgrundlage, welche sich zunächst in der Didaktik des ganzen Kulturkreises, sodann in der Annahme der lateinischen Sprache als Sprache der öffentlichen Welt, der Kirche und der Wissenschaft, ferner in der Annahme des griechischen Rationalismus, in der Rezeption des römischen Rechts und endlich in der Renaissance der antiken Kunst manifestierte. Neben diesen Haupterscheinungen steht höchst wichtig die Wirkung der eingestreuten Juden. Ihr Einfluß ist darum den Kontaktswirkungen zu-

zurechnen, weil sie sich nicht vermischten, und gipfelt in der Ausbreitung materialistischer Lebensanschauungen.

Der merkwürdigste und unwiderleglichste Beweis von der Wirkung sogenannter Imponderabilien in der sozialen Entwicklung ist die Macht des Begriffs „Rom" als Vorstellung weltmächtlicher Größe und die zauberhafte Anziehung, die Italien durch so viele Jahrhunderte übte. Welch furchtbare Verirrungen verdanken die Deutschen dem politischen Trieb, über Rom zu herrschen! Die geistige Unterjochung durch das Papsttum ist noch heute mit dieser Idee verquickt.

Während des ganzen Mittelalters — richtiger genannt der Jugendepoche der christlich-europäischen Zivilisation* — findet die Konsolidierung der europäischen Nationen statt, welche im Wesen nur eine Vorbereitung ist, sich von den griechisch-lateinischen Kontaktswirkungen zu befreien. Der erste Schritt zu dieser Emanzipation war die Reformation, welche infolge der römischen Kaiseridee zum guten Teile mißlang. Nicht um die konfessionelle Änderung handelte es sich hierbei, sondern darum, die Völker des Nordens sich selbst zurückzugeben. Rasch folgte der zweite Schritt, der Zusammenbruch des römischen Kaisertums mit allen seinen politischen Konsequenzen. Doch ist der entscheidende Schritt der Emanzipation noch zu machen: die Überwindung des innern Roms und die Unabhängigkeit germanischer Wissenschaft von der Antike überhaupt. Wohl gibt es manche Anzeichen, als ob sich die europäische Kultur zu diesem letzten Schritte aufraffen wollte; aber es verteidigen sich Rom durch das Papsttum und die Antike durch den germanischen Gelehrten äußerst hartnäckig, während gleichzeitig der Kontakt mit den Juden am Marke des Germanentums zehrt und ihm im Interesse des Kapitalismus den Rest von Tatkraft auszutreiben strebt. Ob dieser letzte Schritt, der Sieg des Positivismus in Wissenschaft und politischer Tat, in Europa gelingen wird, ist heute noch nicht erkennbar; schon machen sich neue Kontaktswirkungen aus dem Osten geltend, welche den europäischen Völkern hierfür die Kraft zu rauben drohen.

Während wir einerseits konstatieren mußten, daß die tiefgreifenden Kontaktswirkungen der Antike und des niedergehenden Römertums auf die Germanen deren ursprüngliche Kultur unterbunden haben, so müssen

---

* Otto Willmann, „Didaktik als Bildungslehre", 3. Aufl., Braunschweig 1903, I. Bd., S. 244.

wir doch auch hervorheben, daß die germanische Kultur durch diese Berührung sehr rasch umfänglich und tief zur Entwicklung gelangt ist. Ohne gleichsam auf die Schultern der alten Völker zu steigen, wäre es den nordeuropäischen Völkern nie gelungen, zur Erkenntnis und zum technischen Können der Gegenwart zu gelangen. Wie sehr der Kontakt mit fremden Kulturen notwendig ist, um nicht die eigene versumpfen zu lassen, zeigen uns die Chinesen. Diese haben alles erreicht, was sie zu erreichen für nützlich hielten; doch ist dieses alles nur eine Karikatur der Vollkommenheit. Alle sozialen Funktionen blieben in der Entwicklung stecken: die Wirtschaft in der einfachen Handarbeit, die Konfession in einem abergläubischen Ahnenkultus, die Wissenschaft in einer beschränkten Nützlichkeitslehre und trotz ihrer angesehenen Stellung in einem abstumpfenden Kult der Überlieferung, die Staatskunst trotz Gleichheit der Rechte in allgemeiner Rechtslosigkeit und Ohnmacht der Autorität. Es ist die Herrschaft der Gelehrten, welche nichts Brauchbares wissen und noch weniger etwas erforschen; denn das Fremde und Unbekannte wird als die Quelle alles Unheils angesehen. Es ist kein Zweifel, daß durch den Kontakt mit Europäern auch die Chinesen eine Änderung ihres Wesens erleiden werden, so wie es sich vor unsern Augen an Japan vollzog. Zu gegenseitiger Förderung kann aber die Kontaktsanregung nur dann vor sich gehen, wenn entweder Rassenverwandtschaft vorliegt, wie zwischen Römern und Germanen, oder Verwandtschaft der sich berührenden Kulturen, wie zwischen Japanern und Europäern.

Es ist mit dem Kontakt verschiedener Kulturen ähnlich wie mit der Vermischung verschiedener Rassen. So wie die Vermischung grundverschiedener Keimanlagen keine günstigen Qualitäten zu geben vermag, so ist auch der Kontakt zwischen Völkern auf vollständig verschiedener Kulturstufe nicht geeignet, zu sozial vorteilhaften Entwicklungen zu führen. Unverwandte, doch gleich mächtige Kulturen scheiden sich wie Öl und Wasser; ist eine Kultur bedeutend schwächer, so wird sie vernichtet oder bleibt nur unter dem Schutze exzessiver Klimate unberührt.

Je weniger ein Volk zivilisatorische Elemente in sich entwickelt hat, desto gefährlicher wird ihm der Kontakt mit hochzivilisierten Völkern; es fehlen die Interessen zu gegenseitiger Anregung und die Berührung ist bloß ein Anlaß zur Entfaltung absoluter Feindseligkeit. Läßt sich das schwächere Volk politisch unterwerfen, so ist vielleicht ein Arbeitsverhältnis möglich, wozu es schließlich zwischen der schwarzen und weißen Rasse

kommen muß. Ist es aber unbotmäßig, wie die meisten Stämme der amerikanischen Rasse oder wie die Zigeuner, da führt der Kontakt mit den Weißen zur Ausrottung oder zum Hinsterben. Sowohl die Vermischung wie auch der Kontakt sind hier nicht zum Vorteil der betroffenen Völker.

Zwischen den germanischen Völkern und den Ostasiaten bestehen zu viele Gegensätze der Rasse, Sitten, Lebensanschauung und Kultur, um an eine Vermischung trotz wachsenden Kontakts glauben zu können; wir sehen, wie dieser in Kalifornien und Australien sogar zu tiefer Entfremdung geführt hat. Soziale Beziehungen werden zwischen beiden sich also nicht direkt, wohl aber im Wege der Russen herstellen; denn diesen sind zahlreiche Anknüpfungspunkte mit den Mongolen eigen.

15. Die herrschenden Ideen.

Die im Bewußtseinsorganismus eines Menschen hinterlegten Erfahrungen seiner Entwicklungsreihe bestimmen die Urteile, welche das Individuum über die soziale Lage und seine Bedürfnisse hat. Seine Urteile werden also von dem angeborenen Interesse regiert, d. h. von dem Inbegriff der im Individuum durch die Anlagen morphologisch gegebenen Triebe. Dieses Interesse vermag man als die herrschende Idee des Individuums und, soweit es mit denselben Anlagen der ganzen Gattung gemeinsam ist, als die herrschende Idee der Gattung aufzufassen. So ist z. B. die Stellung der Hunderassen einerseits, der Raubtiere anderseits zum Menschen durch die beiderseitigen Anlagen gegeben. Es besteht zwischen Wolf und Hund eine durch die Geschichte ihrer Gattung gegebene Verschiedenheit des angeborenen Interesses, welches ihren sozialen Beziehungen zum Menschen eine verschiedene Idee zugrunde legt.

Diese herrschende Lebensidee oder Anschauung hat nun je nach der Entwicklungshöhe seines Interesses beim Menschen folgende verschiedene Tragweite:

1. Lebt das Individuum nur im Triebkreise des physiologischen und des Gattungsinteresses, so wird es nur von Ideen beherrscht, welche unmittelbar seine Ernährung und Fortpflanzung betreffen. Alle Ideen, die von ihm ausgehen, bewegen sich im Kreise dieser niedern Interessen. Es wird aber auch nur für Ideen Verständnis und Empfänglichkeit besitzen, welche diesen niedern Interessen dienen.

2. Erhebt sich das Individuum zum Individualinteresse, dann wird es wohl auch nur von Ideen beherrscht, welche seinem eigensten Interesse dienen, aber es wird die Ernährung, überhaupt alle persönlichen Bedürfnisse aus einem zeitlich weitern Gesichtskreise beurteilen. Seine Ideen werden die eigene Lebensdauer und alle persönlichen Vorteile im Auge haben.

3. Hat das Individuum sein Geschlechts- und Gattungsinteresse zum Sozialinteresse entwickelt, dann wird es seine persönlichen Interessen mit jenen seines Sozialverbands identifizieren. Das Individuum wird Ideen schöpfen und verstehen, welche dem dauernden Gedeihen der betreffenden Gemeinschaft dienen.

4. Hat sich das Individuum zum Transzendentalinteresse auf Grund des Individualinteresses entwickelt, so wird es für religiöse Ideen empfänglich sein, welche eine Fortsetzung des persönlichen Lebens nach dem irdischen Tode versprechen. Die herrschende Idee dieses Interessenkreises ist der jenseitige Lohn für diesseitige Verdienste. Hier kann sich das Individualinteresse auch auf soziale Ideen ausdehnen, indem in den Rahmen jener Verdienste die „guten" Handlungen fallen.

5. Lebt das Transzendentalinteresse auf Grund des Sozialinteresses, so ist das Individuum für selbstlose Religiosität empfänglich. Der persönliche Verzicht im Interesse der Umwelt ist die herrschende Idee.

Eine Idee ist nichts anderes als die Formulierung eines Bedürfnisses. Nach der Interessennatur des Ideenträgers werden nun verschiedene Bedürfnisse empfunden. Je höher das Individuum intellektuell steht, einen desto größern Zeitraum hat seine Idee im Auge, desto weitsichtigere Bedürfnisbefriedigungen werden von ihm erstrebt; je höher es sittlich steht, desto größer ist der Kreis, für dessen Bedürfnisse seine Ideen zu sorgen trachten; nur das Genie wird einen Vorausblick in die Bedürfnisse künftiger Zeitalter und großer Gesellschaftskreise tun und diese als Ideen erfassen.

Naturgemäß sind die Ideen sehr verschieden über die Menschheit verteilt. Wenn wir hierbei den höchst zivilisierten Völkern die weitreichendsten Ideen nach Zeit, Raum und Gegenstand beimessen, so ist damit keineswegs gemeint, daß alle Mitglieder derselben dieser hochentwickelten Interessen und Ideen fähig sind, sondern es soll dies nur sagen, daß innerhalb ihrer Gesellschaft diese Veredlung der Anlagen vorkommt, während sie bei den weniger entwickelten Rassen nicht anzutreffen ist. Umgekehrt

sind die niedersten Stufen der Interessenentwicklung und des Ideenkreises bei allen Rassen und Völkern anzutreffen; ja man kann annehmen, daß unter den höchst entwickelten Völkern als Erscheinung erkrankter und degenerierter Anlagen eine Interessen- und Ideenartung vorkommt, die kaum den rohesten Naturvölkern eigen ist und an Vertierung im üblen Sinne grenzt. Wir müssen uns bei Beurteilung der zivilisierten Gesellschaften vor Augen halten, daß die Ideen, welche diese Zivilisation tragen, nicht in den Massen leben, welchen überwiegend bloß niedere Interessen und Zwecke verständlich sind, sondern in den intellektuellen Spitzen dieser Gesellschaft. Es wird sich also hinsichtlich der Macht dieser Ideen auf die Gesellschaft um die Zahl, sittliche Tüchtigkeit und den praktischen Einfluß jener Gesellschaftsschichten handeln, welche die Träger der veredelten Interessen und ihrer Ideen sind.

Wir können von dem Ideenzustand einer Gesellschaft sprechen. Es kann sein, daß große Ideen vereinzelt in einem Volke vorkommen und auch geäußert werden, und daß dennoch der allgemeine Ideenzustand ein niederer ist, weil jene hohen Ideen keinen Einfluß gewinnen können. In den Schwankungen, allgemeinen Hebungen und Senkungen der Interessen, in der Verbreitung und Entschlummerung der Ideen spricht sich das intellektuelle Moment der sozialen Entwicklung aus. Es handelt sich nämlich in ihr darum, welche Ideen herrschend werden, d. h. die Massen zu ergreifen und die sozialen Zustände zu beeinflussen vermögen. Um die Wirkung der Ideen begreifen zu können, müssen wir daher den Ideenzustand der Massen und die Wesenheit der Ideen ins Auge fassen, welche zur Herrschaft gelangen sollen.

Die Massen mit ihrer geringen Einsicht empfinden ihre Bedürfnisse erst dann, wenn sie in den Kreis der niedern Interessen eintreten; sie werden bei ihnen sodann zur herrschenden Idee unter den bekannten Ausbrüchen der Leidenschaft, welche mehr zerstört als schafft. Erst wenn der Pöbel Hunger hat, denkt er an Brot. Nie aber denkt er an die tausend Umstände, von welchen die broterzeugende Landwirtschaft abhängt. Da, wenn bereits die Masse das Bedürfnis fühlt und äußert, eine Abhilfe nicht mehr möglich ist, führt die Idee der Massen zu Katastrophen. So geht es mit mehr oder weniger Abweichung mit allen Ideen der Massen. Nun gibt es aber Persönlichkeiten, welche das Bedürfnis schon zu einer Zeit voraussehen, in welcher demselben mehr oder weniger rationell und radikal Rechnung getragen werden könnte, wenn ihre abhelfende Idee

Herrschaft erlangen würde. Je voraussichtiger und rationeller eine Idee kommenden Bedürfnissen zu entsprechen vermag, desto weniger wird sie aber von den Massen verstanden, weil diese nur die niedersten Interessen erkennen. Gemeinnützige Vorkehrungen, um z. B. einer künftigen Hungersnot vorzubauen, sind den Massen gleichgültig; denn sie leiden weder im Augenblick schon Not, noch rührt sie die künftige Not der Nebenmenschen.

Gleichwohl ist es möglich und kommt ja tatsächlich vor, daß auch die Massen höhern und höchsten Ideen folgen. Der positive Monismus hat uns einsehen gelehrt, daß im Grunde genommen das höchste und entwickeltste Interesse schließlich dasselbe Ziel hat, wie das einfachste physiologische und Gattungsinteresse: nämlich Erhaltung und Vervollkommnung von Individuum und Gattung. Die höhere Idee, entwickelten Interessen entsprungen, sucht nur dieses Ziel indirekt und auf Umwegen besser zu erreichen. Es besteht daher prinzipiell kein Gegensatz zwischen der primitivsten Idee, betreffend das physische Gedeihen, und den höhern Ideen der sittlichen und intellektuellen Entwicklung und der innern Religiosität, als der tiefsten Idee des entwickeltsten Interesses. Die Ideenwelt bildet mit der sinnlichen Welt ein einheitliches Ganze, das nur insofern intellektuell durchbrochen werden kann, als der Mensch auf Grund seiner intelligiblen Freiheit auch unsinnige Ideen haben kann. Es ist darum möglich, daß irgendeine Idee über soziale Bedürfnisse der sozialen Entwicklung und dem Gedeihen der Menschen unförderlich sei; es bleibt aber ausgeschlossen, daß sie außerhalb des Zusammenhangs der Entwicklung und des Gedeihens stehe. Es ist daher möglich, daß die Massen den höhern Ideen folgen, wenn sie einen instinktiven Einblick in den Zusammenhang der Idee mit ihren engern Interessen gewinnen.

Dieser instinktive Einblick wird sich nur dann herstellen, wenn die Idee von Männern verkündet wird, die mit den Massen in den sozialen Beziehungen der Rassen- und Kulturgemeinschaft stehen. Und es wird dem Ideenschöpfer um so besser gelingen, die Massen die Übereinstimmung zwischen seinen hohen und ihren niedern Interessen fühlen und glauben zu machen, je enger der Kreis ist, dessen Interessen seine Idee dient und je weniger dieselbe ihrer Zeit vorangeeilt ist. Viele Ideen werden darum wirkungslos ausgesprochen, andere erleben erst spät oder nur im Wege von Zugeständnissen an die zeitliche und nationale Sachlage ihren Triumph.

Die Eingeborenen in den neuentdeckten Ländern stehen den Kulturideen der europäischen Völker meist völlig verständnislos gegenüber. Die

Möglichkeit, die Wilden zur Gesittung der Weißen zu heben, ist um so geringer, je größer der kulturelle Unterschied ist.* Daher die auffallende Erscheinung, daß die sittlich vorgeschrittensten Völker oft die unseligste Kolonialwirtschaft haben. Die Indianer wurden von den spanischen Konquistadoren mit unmenschlicher Grausamkeit behandelt. Dennoch brachten es schließlich die Indianer zu erträglichen Beziehungen zu denselben. Denn die Grausamkeit war nichts, was ihrer Vorstellungswelt ganz widersprach. Wohl aber bemächtigt sich der Indianer tiefe Hoffnungslosigkeit gegenüber der konsequenten Enteignung durch den fleißigen Germanen. Hier taucht in ihnen die Idee des Verfalls auf, welche ihre Handlungen bestimmt und sie als niedergehende Rasse erscheinen läßt, was sie ohne die Europäer gewiß nicht wären. Es gibt an und für sich keine niedergehenden Rassen; es gibt höchstens Opfer eines überraschenden Wechsels der Lebensbedingungen, dem eine Rasse nicht gewachsen ist.

Die Idee kann auf zwei Methoden ihrer Verwirklichung zugeführt werden: durch Gewalt oder durch Verständigung. Man kann die Menschen zu ihrem Besten zwingen, oder man kann den Menschen ihr Bestes zum eigenen Wunsche machen. Der Absolutismus schöpft seit jeher seine sittliche Berechtigung aus der Notwendigkeit, Ideen auszuführen, obgleich der beschränkte Untertanenverstand sich dagegen sträubt. Der zivilisatorisch erwünschte Vorgang ist jedoch, daß die Massen freiwillig ihre Macht der Idee zuwenden. Für die zwanglose Verbreitung höherer Ideen in den Massen sind wieder zwei Wege der Verständigung möglich: der Volksunterricht, der planmäßig wissenschaftliche Einsicht zu verbreiten sucht, und die politische Aufklärung. Ersteres besorgt die Schule, das wissenschaftliche Schrifttum und das belehrende Vereinswesen, letzteres die politische Propaganda durch den Parlamentarismus, das politische Vereins- und Versammlungswesen und die Presse.

Diese drei Mittel, Ideen zu verbreiten und zu verwirklichen, enthalten verschiedene Gefahren, daß falsche Ideen zur Herrschaft gebracht werden. Ob diejenigen, welche die Macht haben, ihre Ideen mit Gewalt zu verwirklichen, auch die objektiv richtigen Ideen haben, kann in den meisten Fällen bezweifelt werden, denn es ist das Charakteristische der politischen Macht, daß sie sich überwiegend auf starken Eigennutz stützt. Objektiv erfaßte Ideen über die wahren Bedürfnisse der Gesellschaft finden

* Hierauf beruht die welthistorische Mission der Russen in Asien.

wir wohl am häufigsten bei großen Denkern; sie erheben sich zur vollkommensten Interessenentwicklung und auch leichter über persönliche Interessen. Diese Denker in Wechselbeziehung zu den Massen, d. h. zu der öffentlichen Macht zu bringen, das ist das große Problem der Menschheit, dem wir heute noch ziemlich hoffnungslos gegenüberstehen.

Was die eine Form der Verständigung zwischen den Denkern und den Massen, den Volksunterricht, anbelangt, so ist es ja unzweifelhaft, daß die allgemeine Hebung der Bildung und die Verbreitung der Schätze der Wissenschaft das Niveau der in den Massen herrschenden Ideen jenen Ideen näher bringen, die von den Spitzen menschlicher Weisheit gedacht werden; aber die Kluft bleibt trotz gereiftester Volksbildung noch immer sehr groß, und zwar nicht nur darum, weil die Massen nur schwer für voraussichtige Ideen empfänglich sind, sondern auch weil sich zwischen diese Massen und die Denker das zünftige Gelehrten- und Schulmeistertum einschiebt, das seine Kenntnisse und seine Anschauungen nicht für eine vorübergehende Stufe der Erkenntnis, sondern für sichere, unumstößliche Wahrheit ansieht, deren Anerkennung verlangt wird, und das unnötigen Wissenskram als vermeintliches Heil den Massen aufdrängt.

In den Mitteln der politischen Aufklärung wieder schlummert stets die Gefahr, daß sich statt der richtigen, den Bedürfnissen der Massen entnommenen Ideen, die Ideen der Sonderinteressen irreführend geltend machen. Trotzdem ist die politische Agitation geeignet, den langsamen Fortschritt durch die Verbreitung der Wissenschaft zu beschleunigen. Die Politik bringt die Denker mit den Massen in direkten Kontakt, so daß manche richtige Idee höchster Interessennatur die Verbindung mit den niedern Interessen und der Macht findet. Es ist geschichtliche Tatsache, daß auf diesem Wege der tiefgreifendste Einfluß der Ideen eintrat, wenn auch nicht verschwiegen bleiben darf, daß er auch Ideen herrschend gemacht hat, die vom richtigen Bedürfnis abseits lagen und mannigfache Verwüstungen anrichteten. Aber so ganz verfehlt, wie es der despotischen Gewalt und ihrem Bureaukratismus etwa in Rußland erging, und wie es dem Gelehrtentum etwa in China widerfuhr, hat die politische Aufklärung nie gewirkt, weil ihre Ideen, mochten sie sich auch noch so ins Extreme verlieren und die Sonderinteressen wild aufregen, doch immer unter der Kontrolle der Massen standen, deren Interesse stets der Kern aller sozialen Entwicklung bleibt. Das Schicksal der Ideen steht überhaupt unter dieser Kontrolle; denn in letzter Linie wird doch das Massenbedürfnis sich Gehör ver-

schaffen, die hindernde Gewalt beseitigen, den Gelehrtendünkel durchbrechen oder die Sonderinteressen zum Schweigen bringen.

Wenn es auch wahr bleibt, daß eine Gesellschaft für eine Idee in jeder Hinsicht reif sein muß, soll diese herrschend werden, so dürfen wir diese Reife doch keineswegs als etwas Absolutes ansehen, wonach die richtige Idee naturnotwendig mit der Reife eintritt. Manche Gesellschaft bleibt stets hinter ihren Bedürfnissen zurück, manch anderer ist es beschieden, denselben vorauszueilen. Hier setzt die intelligible Freiheit großer Menschen erfolgreich ein, die voraneilende Idee zur Tat zu machen.

Es handelt sich im Leben der Völker darum, daß die Ideen rechtzeitig zur Wirkung kommen, um die soziale Entwicklung mit den Lebensbedingungen in Übereinstimmung zu bringen. Es hat keine Gefahr, daß Ideen verfrüht zur Verwirklichung kommen, dagegen stemmt sich schon die Macht der Interessen aller Art; nur selten irren sich Ideen durch den Nachahmungstrieb in der Zeit und im Objekt, wie dies bei Einführung der freien Verfassungen in den Balkanstaaten der Fall war. Überwiegend, ja in der Regel kommt die Verwirklichung der wichtigen Ideen zu spät, was die geschichtlichen Katastrophen jeder Art bestätigen.

16. Vergleichung des Wertes der Faktoren der sozialen Entwicklung.

Wir haben im vorstehenden eine ganze Reihe von Faktoren erörtert, die, in den einzelnen Menschen zur Wirkung kommend, in ihren Gruppen die soziale Entwicklung herbeiführen. Genauer besehen, sind *alle* diese Faktoren: Wohnraum, Rasseanlagen, Umwelt und Daseinskampf, die Überlieferung, die Tatsachen der Inzucht oder Vermischung, die soziale Berührung und die herrschenden Ideen nichts anderes als die Lebensbedingungen, und zwar die des Individuums und die seiner Ahnenreihe. Nur dann und insoweit irgendeine Tatsache, ein reales oder intellektuelles Geschehnis oder Verhältnis, als Lebensbedingung für ein Individuum oder eine Art fühlbar wird, beeinflußt sie die individuelle und soziale Entwicklung; umgekehrt nimmt alles auf die Entwicklung Einfluß, was Lebensbedingung geworden ist. Darum haben prinzipiell alle Faktoren die gleiche Wichtigkeit, und es ist nur methodologisches Mittel der Forschung, den Inbegriff der Lebensbedingungen in die einzelnen Faktoren zu zerlegen. Daß insbesondere auch die herrschenden Ideen zu den Lebensbedingungen zählen, das verbürgt die Bezeichnung „*herrschend*“; denn wenn es im Bereich

der intelligibeln Freiheit wohl auch Ideen gibt, die unabhängig von den Lebensbedingungen entstehen, so bleiben solche doch für die Entwicklung einflußlos. Herrschende Ideen sind stets das Produkt der Massenbedürfnisse, und diese wurzeln in den Lebensbedingungen.

Einseitig und wissenschaftlich verwerflich ist es daher, irgendeinen der Faktoren als allein maßgebend hinzustellen. So war es Mode, den Kampf ums Dasein als die Quellerscheinung der Entwicklung zu betrachten, später wurde dieser Faktor von der Umwelt (Milieu) abgelöst. Manchmal bestimmen das angeborene Interesse und mächtige Lebenseindrücke einen Denker, gerade einem der Faktoren die Bedeutung eines Prinzips zuzuerkennen. So wird Gobineaus genialer Lichtblick in die Bedeutung der Rasseanlagen dadurch beeinträchtigt, daß er nicht einer wissenschaftlichen Untersuchung, sondern dem Standesgefühl und der politischen Parteistellung Gobineaus entsprang. Wenn dieser den Verfall der Gesellschaft darin begründet findet, daß die letzte Herrscher- und Kriegerrasse sukzessive in dem Gemisch minderwertiger Rassen aufgeht, so scheint er zu glauben, daß die Inzucht die Rassenqualitäten der Germanen hätte dauernd erhalten können, während wir im 13. Abschnitt gesehen haben, daß jene Rassenwerte, deren Untergang im Rassengemisch Gobineau als unersetzlichen Verlust beklagt, — im Grunde genommen die Qualitäten des für Gott, König und Damen streitbaren Ritters — schon im 15. Jahrhundert, geschweige denn für den gegenwärtigen Daseinskampf nicht mehr entscheidend sind, außer Übung kommen, daher auch bei Inzucht abgestorben, durch die übrigen Faktoren von Grund aus modifiziert worden wären.

Wenn man bedenkt, daß die Germanen eine bei den Semiten entstandene Religion, griechische Kunstideale und römisches Staats- und Rechtswesen angenommen haben, wird man die Anschauungen über die ausschließliche Kulturbefähigung germanischer Rasseanlagen wohl mäßigen müssen. Die glänzendste Rasseleistung aller Zeiten ist wegen ihrer prinzipiellen Eigenart und wegen ihrer Priorität die Blüte der Antike; und Griechen und Römer waren doch gewiß keine reinen Germanen, vielleicht beruht der von den Rassefanatikern beliebte Zusammenhang derselben mit den Germanen überhaupt auf einer Fiktion. Darauf scheint hinzudeuten, daß die rein ästhetische Ausgestaltung der Kultur, wie sie Athen zukam, den Germanen gänzlich unverwandt ist, und daß gerade das wichtigste germanische Volk, die Deutschen, obwohl es durch 1500 Jahre sein poli-

tisches Vorbild in Rom sah, dieses Ziel weniger erreichte, als seine keltisch-romanischen Nachbarn.

Wie sehr anderseits die wichtigsten, in ihrer Wirkung augenscheinlichsten Lebensbedingungen, nämlich die des Wohnraums, von den andern sozialen Faktoren an Wirkung überboten werden können, zeigt Griechenland, wo die alte Gunst der geographischen Verhältnisse durch das unharmonische Gemisch slawisch-türkisch-semitisch-hellenischer Rasseanlagen, durch die unheilvollen Traditionen jahrhundertelanger türkischer Mißwirtschaft und durch die Änderung der Wege des Weltverkehrs gänzlich in Schatten gestellt wird. Wichtiger als die einst so maßgebenden Vorteile der Lage und der Gliederung ist für das neuhellenische Volkstum, daß in der Erinnerung an die einstige kulturelle Größe eine die Rassenmischung beherrschende nationale Idee gewonnen wurde.

So sehen wir, daß der Positivismus die von der materialistischen Geschichtsauffassung vernachlässigten oder einseitig behandelten Entwicklungsfaktoren zu würdigen versteht. Er reiht insbesondere die aus den realen Lebensbedingungen erwachsenen Ideen zwanglos dem monistischen System ein. Nicht nur ihrem Ursprung nach, sondern ebenso nach ihren Wirkungen knüpft die Idee an die realen Faktoren an, indem sie den Intellekt für verwandte Vorstellungen empfänglich, d. h. den Bewußtseinsorganismus für gewisse Vorstellungsreihen und Willensbildungen gangbar macht. Dies kann nur im Wege einer morphologischen Struktionsänderung erfolgen. Und dann wird durch oftmalige Vornahme der im Sinne der Idee veranlaßten Handlungen im Wege der Übung, Anpassung und Auslese die Haltung, die Muskulatur, der ganze Körper umgebildet. Die Idee der Ahnen wird zur Anlage späterer Geschlechter.

Wenn z. B. ein Stamm von Steppenbewohnern nomadisierend an eine Meeresküste kommt, werden seine Angehörigen zunächst wenig von der neuen Umgebung profitieren, solange sie den alten Erwerbsformen nachgehen können. Dies ändert sich sofort, wenn Dürre, Seuche oder Krieg den Nomaden die Herden nimmt und sie zwingt, ihre Nahrung am Meere zu suchen. Fischerei und Seefahrt werden nun zum Bedürfnis, und derjenige, welcher deren Bedeutung für seinen Stamm zuerst einsieht und seine Genossen dazu anleitet, zu fischen und zu schiffen, ist der Schöpfer einer Idee, die das Volk physisch und intellektuell zu Seefahrern macht, und auf der vielleicht des Stammes spätere wirtschaftliche und politische Größe beruht. Da haben wir die herrschende Idee, freilich nicht jene

Idee, welche Buckle als die einzige Ursache der menschlichen Entwicklung proklamierte, nämlich die Idee des Gelehrten. Was es mit der Einzigkeit solcher Ursachen auf sich hat, habe ich bereits genugsam erörtert, und wie wenig die aus der Vernunft geschöpften Ideen der Gelehrten auf die menschliche Entwicklung Einfluß gewinnen, zeigt die grausame Weltgeschichte. Wenn einst die Gelehrtenwelt, durchdrungen vom monistischen Positivismus, nur zweckmäßige Ideen aus den realen Bedürfnissen ableiten wird, dann werden die Gelehrten die Führer der Völker sein; jetzt mit ihrem Unverständnis für die Gesetzeseinheit der Natur und ihren der Wirklichkeit ganz fremden Doktrinen sind sie ohne Einfluß, und es bleibt den Zufallswerken kühner Praktiker überlassen, in die soziale Entwicklung einzugreifen.

Die einzelnen Faktoren der sozialen Entwicklung treten abwechselnd in den Vordergrund. Je einfacher die sozialen Zustände sind, um so wichtiger sind die fundamentalen Lebensbedingungen der Anlagen und des Wohnraums. Je reicher das soziale Leben wird, desto mehr schreitet die Entwicklung von der Modifikation der somatischen (grob sinnlichen) Anlagen zu einer des Intellekts vor; desto mehr wirken also alle übrigen feineren Faktoren.

Bisher wurde ein Faktor der sozialen Entwicklung geflissentlich außer acht gelassen, die Erkrankung der Anlagen. Dieser Faktor nimmt eine Sonderstellung ein: während nämlich alle andern Faktoren der sozialen Entwicklung überall vorhanden und immer wirksam sein müssen, bildet die Erkrankung kein unvermeidliches Glied der Entwicklung, sondern eine Abirrung von der normalen Bahn. Die Erkrankungen sind die Gegenerscheinung zu der veredelnden Entwicklung zu höhern Interessen. Sie entspringen der intelligibeln Freiheit, die Befriedigung des Interesses mit der Lust des Augenblicks zu vertauschen und das Individuum auf Gefahr der Gattung sich ausleben zu lassen; sie sind daher ein trauriges Vorrecht der höhern Organismen, während die niedern hiervon verschont bleiben. Sie können daher, eben weil sie der bedingten Willensfreiheit entstammen, am ehesten mit Erfolg bekämpft werden.

Bei den bezüglichen Maßnahmen gilt es Schutz der Gattung, nicht eine falsche Humanität. Die Erkrankung bildet eine Vorerscheinung der Auslese der im Daseinskampf untergehenden Individuen. Durch die Erkrankung tendiert die Natur die Ausscheidung jener Individuen, die aus was immer für Gründen nicht befähigt sind, sich ausreichend zu ernähren,

oder welche den Geschlechtstrieb nicht in einer der Fortpflanzungsmöglichkeit angepaßten Weise beherrschen können. Diese natürliche Auslese soll durch die Kultur ihrer Schrecknisse entkleidet, sie darf aber nie in ihrer reinigenden Funktion unterbunden werden. Hiermit ist die Möglichkeit eröffnet, daß die Menschheit, bis zum Schlusse im Besitz und Genuß ihrer Kräfte, schmerzlos bei sukzessiver Abnahme der Geburten mit den schwindenden Lebensbedingungen der Erde endigt, statt vorzeitig dahinzusiechen.

III. Die sozialen Funktionen.

Die Bevölkerung hat, wie Malthus sagt, stets die Tendenz, sich über die Unterhaltsmittel hinaus zu vermehren. Die gesamte Entwicklung vollzieht sich daher in einem fortwährenden Kampf um die Bedingungen der Erhaltung und Fortpflanzung des individuellen Lebens. Vermöge ihrer überragenden Stellung gegenüber der übrigen organischen und der anorganischen Natur ist der Daseinskampf der Menschen vorwiegend ein solcher untereinander, und vermöge der sozialen Natur wird dieser Kampf nicht von vereinzelten Individuen, sondern zwischen und innerhalb der sozialen Gruppen des zoon politikon geführt. Diesen Kampf, einen Spezialfall des Daseinskampfs aller Lebewesen, nennen wir die „Politik". Die verschiedenen Erscheinungsformen der Politik nennen wir darum die äußern Funktionen der sozialen Entwicklung. Ihnen steht als individueller Zweck des geführten Kampfes die innere Funktion der sozialen Entwicklung, das Privatleben der Individuen, gegenüber.

17. Die Wirtschaft und ihre Politik.

a) Die Grundelemente der Wirtschaft und ihre Trennung durch den Verkehr.

Die menschliche Bedürftigkeit ist die Ursache jener Tätigkeit, die auf die Herbeischaffung der stofflichen Lebensmittel gerichtet ist, und die wir Wirtschaft nennen. Die Arbeitsscheu einerseits, das eherne Muß der Befriedigung der physiologischen Bedürfnisse anderseits machen das Streben, mit dem geringsten Aufwand von Mitteln und Arbeit die größtmögliche Befriedigung zu erreichen, zum Prinzip aller wirtschaftlichen Tätigkeit. Während sich das physiologische Interesse von dem einfachen Drange nach der nötigen Nahrung zur unendlichen Vielgestalt der verfeinerten

Bedürfnisse und Genüsse des Kulturmenschen entwickelt hat, hat sich die Arbeitsscheu mit ihren Komplementärbegriffen, der Lust an der Muße und am Zeitvertreib, in höher entwickelten Individuen zum Streben umgestaltet, durch Klugheit und Geschick den größten Erfolg zu erzielen. Ja es ist zur Sache der höchsten, begeistertsten Anstrengungen geworden, Arbeit und Anstrengung möglichst entbehrlich zu machen. Es ist dies auf wirtschaftlichem Gebiet der der Interessenentwicklung analoge Vorgang, wonach die selbstsüchtigen Naturtriebe zu einem Wirken für die Gattung entwickelt wurden, ohne daß die Selbstsucht aufgegeben wird. Die Arbeitslust wurzelt in der Lust am Erfolg und diese in der Arbeitsscheu, sowie der Gemeinnutz im Eigennutz. So führte das wirtschaftliche Prinzip zur gesamten Technik, zur gemeinsamen Arbeit vieler Menschen an einem Werke und zur Arbeitsteilung, wobei die Organisation der Produktion vielfach durch Mittel der Gewalt begründet und erhalten wurde. So wurde die Wirtschaft aus einer individuellen zu einer sozialen Angelegenheit und bot den wichtigsten Anlaß zur politischen Unterwerfung.

Die gegebenen Lebensbedingungen tunlichst zu nützen, das ist die Aufgabe der Wirtschaft; die Schranken der lokalen, dem einzelnen zugänglichen Lebensbedingungen zu durchbrechen, die Lebensbedingungen des ganzen Erdkreises erreichbar zu machen und durch fördernde oder hemmende Institutionen dem einzelnen Wirtschafter eine bestimmte Stellung im wirtschaftlichen Wettbewerb zu geben, das ist der Inhalt der Wirtschaftspolitik, welche die verschiedenen Sozialgebilde zugunsten der in ihnen herrschenden Kreise betreiben.

Die uns unentbehrlichen und erwünschten Organismen und Mineralien sind über die Erdoberfläche ungleich verteilt. Dies hat eine Zirkulation der Güter zur notwendigen Folge. Je weitere Räume eine Produktion zu befriedigen hat, je fernere Lebensbedingungen eine Konsumtion in Anspruch nimmt, desto komplizierter wird die Wirtschaft, desto mehr treten Produktion und Konsumtion aus jenem Zusammenhang, in dem sie ursprünglich waren. Die gesamte Entwicklung der Wirtschaft dreht sich um die Tatsache, daß ihre Grunderscheinungen, Produktion und Konsumtion, durch den Verkehr getrennt werden; heute sind im allgemeinen der Produzent und der Konsument nach Raum, Zeit und gesellschaftlicher Stellung, nach Besitz und Recht außer jede Beziehung getreten. Zwischen sie hat sich der Verkehr mit all seinen Mitteln und Selbstzwecken eingeschoben; weder Produzent noch Konsument sind imstande, die mögliche

Übereinstimmung der Lebensbedingungen mit den Bedürfnissen einzusehen, geschweige denn herzustellen. Daher stammt das, was Engels „die Anarchie der gesellschaftlichen Produktion" nennt. Aber nicht das Privateigentum — wie er und Marx glauben — ist die Ursache der Trennung des Arbeiters vom einstigen Besitz der Produktionsmittel, sondern der Handel in seinem Übermaß. Derselbe findet nicht bloß eine Entlohnung für die Spedition und Verteilung der Waren, sondern sucht auch einen Gewinn. Er bemächtigt sich der Preisbildung und drückt einerseits den Preis, welchen er dem Produzenten zukommen läßt, erhöht anderseits den Preis für den Konsumenten. Da der Handel, insofern er über die Spedition von Gütern im Interesse von Konsumenten und Produzenten hinausgreift, zum Selbstzweck wird, ist in der Wirtschaft etwas entstanden, was aus dem Gesichtspunkte des Gemeinnutzes entbehrlich und schädlich ist. Der auf Gewinn ausgehende Handel hat mit den räuberischen Übergriffen des Feudalherrn im wirtschaftlichen Wesen denselben Effekt: die schaffenden Elemente der Wirtschaft werden ohne Erhöhung des Güterwerts benachteiligt.

Seit den großen geographischen Entdeckungen gewinnt der Handel jene Weltstellung, welche ihn in den Mittelpunkt der politischen Interessen bringt. Der Verkehr überwindet alle staatlichen Schranken, er wird der Schöpfer des Kosmopolitismus. Die Staaten ringen sich nach und nach von der Rassen-, Familien- und Konfessionspolitik los; an ihre Stelle tritt die Wirtschaftspolitik. Der spanische Erbfolgekrieg steht an der Wende dieser Veränderung; nach seiner Veranlassung scheinbar eine Erbfolgefrage der Häuser Habsburg und Bourbon, ist er hauptsächlich ein Kampf der germanischen Seemächte mit den romanischen um die wirtschaftliche Suprematie in den Kolonien. Seither entfesselt der mächtige Verkehr Hand in Hand mit der Bevölkerungsvermehrung die individuellen Anlagen zur höchsten Leistung; er ist es, welcher den Individualismus auf allen Gebieten zeitigt, die Freiheit als das höchste Gut und als Panacee für die Erreichung aller Glücksgüter erscheinen läßt. Aus ihm gewann die Vorstellung von der Gleichheit aller Menschen ihre reale Kraft. Dem anhebenden Weltverkehr entsprang die klassische Volkswirtschaftslehre mit ihrer Theorie von der selbstordnenden Kraft der freiwirkenden Wirtschaft. Die menschliche Intuition sah unbegrenzte Aufgaben vor sich, die mit der Anspannung aller individuellen Kräfte gelöst werden sollten. Hierzu war einerseits eine Mobilisierung der Arbeitskräfte, anderseits eine Bereit-

stellung von Produktionsmitteln in großen Massen erwünscht. Ersteres brachte eine tiefe Umwälzung in der Erwerbsweise der Menschen hervor, letzteres setzte das Kapital in seine Weltherrschaft ein.

Das Kapital hat seinen Ursprung in Ersparungen von reservierbarem Gut; es entstand daher anfangs durch eine Produktion über den eigenen Bedarf. Keine Erwerbsform ist aber so befähigt, Kapital zu gewinnen, es in der praktischen Form des Geldkapitals als Tauschmittelmenge bereit zu halten und es am nutzbringendsten Orte einzusetzen, als der Handel. Daher sind auch die Handelsvölker seit Menschengedenken die Darleiher von Kapital gegen Zins und Gewinn. Aus dem Handelsgewinn entstanden zumeist die Kapitalien zur Errichtung großer Verkehrsanstalten und zur Fabrikation im großen Stil. Jetzt vollzog sich der großartige Prozeß, welcher die Trennung der Produktion von der Konsumtion, die Desorientierung des Publikums über die preisgestaltenden Momente der Nachfrage und des Angebots vollendete und den Löwenanteil alles Gewinns dem Kapital und dem ihm dienstbaren Verkehr zuwandte, die Produktion in Abhängigkeit vom Handel brachte, die Arbeiter aber als lebenslängliche Lohnsklaven dauernd vom billigen Anteil am Arbeitsertrage ausschloß.

Wenn auch der Unternehmer den Arbeiter mit der Lebensnotdurft abfindet und also derjenige ist, welcher sich den Arbeitsmehrertrag anzueignen scheint, so ist dies doch überwiegend eine Fiktion. Weil der Preis der Produkte vom Handel gemacht wird, sind eigentlich alle Faktoren der Wirtschaft dem Handel tributär. Wenn es dem Kapital gelungen ist, die eigentlichen Produzenten, die Arbeiter, gleich den Arbeitsmitteln zu einem Faktor der Produktion herabzudrücken, so ist es dem Handel gelungen, die Produktion überhaupt zu einem Mittel werden zu lassen, um den möglichsten Gewinn aus der Güterbewegung zu ziehen. Dies gilt für den Welthandel so gut als für den parasitischen Zwischenhandel.

Diese kurze Schilderung der wirtschaftlichen Entwicklung auf Grund der sozialen zeigt, daß das, was die Menschen das „Blühen von Industrie, Handel und Verkehr" nennen, gleichbedeutend mit der Anarchie der Wirtschaft ist. Wenn im allgemeinen das Einkommen der Menschen sehr gewachsen ist, ja auch ihre Lebensführung, wenn wir Alkohol und Tabak als die entscheidenden Posten in Rechnung bringen, sich gehoben hat, so stehen doch diesen Vorteilen die furchtbare Ungleichheit in Einfluß und Besitz, die Orientierungslosigkeit der Produktion, die Krisenhaftigkeit der

Wirtschaftsverhältnisse, der Pauperismus im Mittelstande, die Unsicherheit der Existenz der Besitz- und Einflußlosen, das Wachsen des Proletariats und die Erschütterung der Landwirtschaft gegenüber, abgesehen von den entsetzlichen Mißständen, welche diese wirtschaftlichen Verhältnisse für die Massen in sittlicher und hygienischer Hinsicht haben.

Gegenüber diesen Tatsachen ist die Stellung der Sozialdemokratie eine merkwürdig verfehlte. Wenn es auch der Soziologie nicht obliegt, die Sozialdemokratie einer Kritik zu unterziehen, so werden doch durch eine solche Erörterung die soziologischen Grundzüge der Wirtschaftspolitik auf aktuellste Weise klargelegt.

b) Zur Kritik des sozialdemokratischen Programms.

Das sozialdemokratische Programm will durch eine Verwandlung der Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum und durch eine Warenproduktion im gemeinwirtschaftlichen Betriebe die Herrschaft des Kapitals aufheben. Allein den sozialdemokratischen Theorien haften Irrtümer an, welche, weil die Grundanschauungen betreffend, auch abgesehen von der Unrealisierbarkeit der kommunistischen Wirtschaft, ihren soziologischen Wert vernichten.

1. Die Schlagworte: Freiheit, Gleichheit, Internationalismus sind trügerische Phantome. — Die bedrückte Lage der Arbeiterbevölkerung wird von der Parteileitung richtig dargestellt. Aber alles, was hierfür als Abhilfe in Aussicht genommen wird, steht im polarsten Widerspruch zu den Tatsachen und Möglichkeiten der sozialen Entwicklung. Die Ursache dieser theoretischen Verirrungen liegt in der Genesis der ganzen Arbeiterbewegung. Dieselbe ging aus der politischen Befreiung des dritten Standes hervor und machte sich darum die Theorien der französischen Revolution zu eigen. Die Ideale Freiheit und Gleichheit in extremer Auffassung sind die Leitsterne für die politischen Ziele der Sozialdemokraten.

Aber die Menschen sind nicht gleich, wie im 8. Abschnitt gezeigt wurde, und wenn man ihnen im Widerspruche zu dem individuellen Wertunterschiede und den individuellen Arbeitsleistungen gleiche Lebensbedingungen schaffen wollte, so geschähe dies auf Kosten der Kultur und zum Nachteile der Vervollkommnung der Menschen. Dieselben werden ewig ungleiche Anteile an den Lebensbedingungen erstreben und haben. Zwangsweise Ausgleiche, die stets erneuert werden müßten, prämiierten die Dummheit, Faulheit und alle schlechten Anlagen. Die industrielle Reservearmee wird

in den Leistungsschwächern stets vorhanden sein; es kann also nur das die Aufgabe einer sozialen Reform sein, diese Arbeitslosen auf eine Minderzahl zu bringen und der Zahl der Arbeitsunfähigen möglichst anzunähern.

Die Freiheit ist unbedingt eine Utopie und es gibt nichts, was sie mehr ausschließt, als der Kommunismus, welcher nur eine Organisation strengster Pflichten sein kann. Der mit der Gleichheit in Beziehung stehende Kosmopolitismus ist nur ein taktischer Zug der Sozialdemokraten, um sich die moralische Macht der Arbeiter aller Nationen zuzuwenden. Der Internationalismus steht mit jeder denkbaren Durchführung sozialer Reformen im schroffsten Widerspruch, weil solche nur staatenweise und durch den Staat möglich sind. Infolge des wachsenden Einflusses soziologischer Erkenntnis haben auch die Führer der Sozialdemokraten — eingestanden wie Bernstein oder uneingestanden wie Bebel — ihr kommunistisches Programm insgeheim aufgegeben und offen vertagt und an dessen Stelle sich das vernünftige Ziel nach Vermehrung der politischen Macht gesetzt.

2. In politischer Beziehung ist die sozialdemokratische Bewegung verfehlt als Klassenbewegung. — Die Sozialdemokratie glaubt nämlich, weil in der französischen Revolution die bürgerliche Klasse gegen die bevorzugten Stände sich erhob, daß es sich abermals um die Rechte einer fest umschriebenen Klasse, eines vierten Standes handle. Bei ihren praktischen Aktionen leidet die Sozialdemokratie unter der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, diese angebliche Klasse zusammenzufassen. Das Kleingewerbe ist nur mühselig, die landwirtschaftliche Arbeiterschaft gar nicht unter ihre programmäßigen Vorstellungen zu bringen. Streng genommen, sind nur die Fabrikarbeiter die Träger ihrer Ideen. Wenn diese es auch gern sehen, daß sich andere Arbeiter mit ihnen verbinden, so haben sie doch mit diesen keine praktische Interessenverknüpfung, weil die Arbeiter außerhalb der Großindustrie grundverschiedene Bedürfnisse haben.

3. Die sozialdemokratische Bewegung entbehrt des förderlichen Einflusses auf die soziale Entwicklung, weil ihr der umfassende, zivilisatorisch höchst wichtige Begriff des Arbeiters unbekannt ist. — Sie kennt nur den Arbeiter an der Maschine und dessen Ersatzkreise, aber nicht denjenigen innerhalb der tausenderlei Kleinformen des wirtschaftlichen Lebens, nicht die Arbeiter des Intellekts. Besonders die letztern sind den Sozialdemokraten Teile der Bourgeosie. Diese Einseitigkeit des Arbeiterbegriffs

stammt aus dem revolutionären Ursprung der Sozialdemokratie, vom Blanquismus, wie sich Bernstein ausdrückt.* Nicht die gleiche Reformbedürftigkeit der Stellung aller Arbeiter überhaupt war für ihr Programm entscheidend, sondern der taktische Wert der in den Fabriken auf den Wunsch der ehrgeizigen Führer marschbereiten Arbeiterbataillone. Die soziale Frage ist aber auf die Fabrikarbeiterschaft nicht beschränkt und wäre mit dem Siege derselben über die Unternehmer nicht gelöst, sondern erst dann, wenn gegenüber den Ansprüchen der arbeitslos Genießenden das Recht der Arbeit Anerkennung gefunden hätte, d. h. wenn die Arbeit als solche zum Rechtstitel auf einen Anteil an den Lebensbedingungen geworden wäre.

4. Die Idee des Umsturzes ist unwissenschaftlich. — Wir bemerken in der Entwicklung zur Zivilisation eine allmähliche Annäherung vom Rechte der Gewalt über das Recht des schließlich aus der Gewalt abgeleiteten Besitzes zum Rechte der Arbeit. Diese Entwicklung spricht sich gegenwärtig besonders in der gesetzlichen Regelung des Arbeitsvertrags aus. Wir anerkennen, daß auch die sozialistische Bewegung eine Tatsache im Sinne dieser Entwicklung ist, bedauern jedoch, daß sie durch die utopistische Idee des Umsturzes die Massen verhetzt, statt deren Macht zur organischen Förderung des Rechtes der Arbeit zu nutzen. Zu der mit dem Gesetze kausaler Entwicklung in Widerspruch stehenden Katastrophentheorie ist insbesondere zu rechnen, daß die Sozialdemokraten von einem Streik nachhaltige Besserung erwarten, während die leidensvollen Triumphe auf diesem Wege in Kürze wieder verloren gehen müssen.

5. Verkehrte Stellung der Sozialdemokratie zum Handel. — Die Verwirklichung der kommunistischen Organisation ist vorläufig gewiß nicht zu erwarten. Es bleibt (zunächst) bei miteinander konkurrierenden Wirtschaftssubjekten. Nun werden bei dieser Konkurrenz darum alle Arbeitenden (auch die Besitzenden) vom Handel übervorteilt, weil ihnen bei der Trennung der Gütererzeugung von der Bedürfnisbefriedigung der Überblick über den Wert ihrer Arbeit, d. h. über den möglicherweise nach den Produktionskosten und der Nachfrage zu erzielenden Preis fehlt. Es gilt daher, die unsinnige Kluft zwischen Produktion und Konsumtion, die der Verkehr geschaffen, zu verringern, um eher einen solchen Überblick zu ermöglichen.

---

* Ed. Bernstein, „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie." Stuttgart 1899, S. 28 ff.

Auch hier zeigt sich die Sozialdemokratie auf falscher Fährte. Sie propagiert in freihändlerischem Sinne noch Ausdehnung des Verkehrs, Industrie für die ganze Welt, Vogelfreiheit des landwirtschaftlichen Marktes und hiermit statt Harmonie der Produktion eine Steigerung des Spazierenfahrens der Güter. Hierzu wird die Sozialdemokratie teils durch ihren liberalen Ursprung, teils durch das kurzsichtige Klasseninteresse des Fabrikarbeiters bestimmt, der nur an augenblicklichen industriellen Aufschwung mit Lohnerhöhung denkt, das Wohl des Ganzen und künftiger Generationen aber vergißt. Ist es doch kein Zweifel, daß im Zeitalter der allgemeinen Seßhaftigkeit* wohl alle Welt sich die industriellen Bedarfsartikel wird selbst anfertigen können, die heutigen Industrieländer aber an Lebensmitteln werden darben müssen. Die von der Sozialdemokratie unterstützte Industriepolitik fördert also zunächst den Handelsprofit und führt schließlich zum Ruin der alten Kulturländer. Eine Wirtschaftspolitik ist eben notwendig verfehlt, die ihre Ideen einer Klasse statt dem Bedürfnis der Massen entnimmt; vergl. oben sub 2.

6. Stellung der Sozialdemokratie zum Staate. — Eine gemeinnützige Wirksamkeit kann nur von einer objektiven, aus einem Kompromiß der Masseninteressen hervorgegangenen Autorität erwartet und nur mit den Mitteln der staatlichen Zwangsgewalt entfaltet werden. Aller Fortschritt geht durch den Staat. Politisch gesund ist daher das Streben der Arbeiter nach politischer Macht. Widerspruchsvoll, absurd ist ihr gleichzeitiger Kampf gegen die soziologisch einzig mögliche, einzig haltbare Staatsform, den Nationalstaat.

7. Die Sozialdemokratie formuliert die soziale Frage zu eng. — Sie betont in ihrer einseitigen materialistischen Auffassung nur das Wirtschaftliche und verschuldet hiermit, daß die übrigen gleich wichtigen Reformpunkte vernachlässigt werden. Wenn es auch wahr ist, daß die gegenwärtige Wirtschaftsordnung die Arbeitermassen enterbt, so ist ebenso wahr und in konkreten Fällen tiefen Elends nachweisbar, daß Not, Jammer und Unglück der Unsittlichkeit der breiten Massen zuzuschreiben sind. Wer zeugt die industrielle Reservearmee? Die Arbeiter selbst in freier Liebe, die allgemein herrschende Unverantwortlichkeit auf geschlechtlichem Gebiete. Nennen wir ferner Trunksucht und Unduldsamkeit gegen den Mitmenschen, so haben wir Umstände genannt, die in Tausenden von Fällen Unglück

* Vgl. oben 3. Abschnitt, sub 7.

verursachen, dem gegenüber wirtschaftliche Tatsachen wie niedere Löhne kaum empfunden werden. Die Forderungen des Erfurter Programms sind gewiß mit der Sittlichkeit vereinbar; das Unsittliche an demselben ist das, was es verschweigt, indem es nur sagt, was die Gesellschaft der Partei opfern soll, aber nicht, was die Partei der Gesellschaft leisten will. Die Partei vergißt, daß sie eine Minderheit ist, der eine Mehrheit von höherer Wichtigkeit für die Gesellschaft als die Lohnarbeiter gegenübersteht.

8. Stellung der Sozialdemokratie zum Stande der Unternehmer. — Neben der sexuellen Frage und dem Alkoholismus ist vielleicht die praktisch wichtigste Frage das Verhältnis innerhalb der einzelnen Betriebe zwischen Arbeitern und Unternehmern. Die grundsätzliche Feindschaft zwischen beiden, wie sie von der Sozialdemokratie geschürt wird, ist das unsittlichste und wirtschaftlich für beide Teile verderblichste Verhältnis. Hiermit gehen die unzähligen intellektuellen und sittlichen Anregungen zu gegenseitiger Unterstützung, zu Vereinfachungen und Ersparungen, zu gegenseitigem Hinüberhelfen über krisenhafte Zeiten verloren, die dem organischen Zusammenhang aller Glieder eines Unternehmens entspringen könnten, wenn die Interessensolidarität zwischen Unternehmern und Arbeitern, die ja doch schließlich von ein und demselben Unternehmen ernährt werden, erkannt würde.

Freilich, die Sozialdemokraten perhorreszieren eine solche Solidarität, weil durch Fesselung der Arbeiter an ein Unternehmen die politischen Aspirationen der Führer ihre Kämpfer verlieren würden. Gleichwohl ist allein auf dem Wege des Vorrückens der einzelnen Arbeiter in den Betrieben zu höhern Stellen auf Grund von Verdiensten um das Unternehmen, also durch Schaffung einer Arbeiteraristokratie, eine soziale Hebung des ganzen Standes möglich. Jeder soziale Fortschritt eines Standes beruht auf schichtenweiser Hebung der Wirtschaftsgruppen, und nur die öde Phrase von der Gleichheit der Menschen spiegelt dem Sozialdemokraten die Illusion vor, daß nach fortgeschrittener Konzentration des Kapitals in der Hand weniger „Expropriateure" nur einige wenige Ablösungen stattfinden müßten, um das ganze Kapital zum Gemeingut zu machen und die ganze Klasse auf einmal zu höherer Lebensführung emporzurücken. Übrigens ist dieser theoretische Standpunkt der Sozialdemokratie angesichts der statistischen Tatsache, daß die Zahl der Kapitalisten nicht abnimmt, sondern steigt, und daß jährlich Tausende und Abertausende in die Schichten der Besitzenden

und der Unternehmer eintreten, wissenschaftlich längst haltlos geworden und von ihren besten Führern aufgegeben.

Das angedeutete Ideal der Interessensolidarität zwischen Unternehmern und Arbeitern desselben Betriebs enthält auch einen Fingerzeig zur radikalen Lösung der sozialen Frage, nämlich im Wege der Vorrückung des Arbeiters zum Mitbesitzer, sei es in der Form der Aktien oder im Wege des Rechtes der Arbeiter auf einen Anteil am Ertrag. Freilich wird es noch lange dauern, bis der gegenwärtige Klassengegensatz sich glättet, bis die Feindseligkeit der Arbeiter überwunden ist, die jederzeit bereit ist, dem Fabrikanten gerade in kritischer Zeit das Messer an die Kehle zu setzen und sich dafür rächt, daß ein andermal wegen des minimalsten Preisrückgangs durch Sperrung der Fabrik die Arbeiterschaft aufs Pflaster geworfen wurde. Allein bei der zu erwartenden Stabilisierung der Wirtschaft im kommenden Zeitalter ist die Entdeckung und Entfaltung dieser Interessengemeinschaft zu erwarten.

9. Durch Nährung der Unzufriedenheit und Erweckung von Illusionen entwertet die Sozialdemokratie soziale Reformwerke in den Augen der Arbeiter und erschwert deren Wirksamkeit. — Allerdings ist es begreiflich, daß durch Wohltaten eine kämpfende Partei sich ihr Ziel nicht abkaufen läßt. Die Entwicklung des Rechtes der Arbeit ist die Kernfrage der Zivilisation. Diese Frage muß aber so gelöst werden, daß der Arbeiter ein Recht erwirbt; Wohltaten und Gnaden, wie sie teils in den Musterbetrieben munifizenter Unternehmer, teils in sozialpolitischen Maßnahmen der Staaten als politischer Schachzug gegen die Sozialdemokraten zutage treten, wirken entsittlichend und führen nie zum Ziel. So hat die deutsche Arbeiterschaft instinktiv empfunden, daß durch die große Arbeitergesetzgebung eine Aktion gegen ihre politische Richtung versucht wurde, daß ihrer Lebensführung unter die Arme gegriffen werden sollte, ohne die Rechtsordnung der wirtschaftlichen Privilegien des Besitzes zu tangieren, und sah sich trotz des großen Staatsbeitrags zu den Versicherungskosten nicht im mindesten zur Dankbarkeit veranlaßt.

Eins der sozialen Reformwerke, zu denen sich die Sozialdemokratie unfreundlich verhält, obwohl es den größten zivilsatorischen Fortschritt enthält, ist das Genossenschaftswesen. Dasselbe ist nicht nur wichtig wegen seines organisatorischen Grundzugs, der in den Genossenschaften die Stellung von Unternehmern und Arbeitern verknüpft, sondern insbesondere auch, weil die Genossenschaften ein Mittel sind, den zivilisationswidrigen

Handel auszuschließen, indem sie es auch dem kleinen Konsumenten ermöglichen, so wie die großen unmittelbar die Produzenten aufzusuchen.

Die sozialistische Arbeiterschaft, noch vor kurzem das Schreckgespenst, vor dem alle Kontinentalstaaten zitterten, hat heute nur mehr das Ansehen ihrer Stärke als politische Partei. Heute noch unterstützt von den Liberalen der verschiedensten Stände aus herkömmlicher Abneigung gegen die regierende Autorität, wird bei fortschreitender soziologischer Erkenntnis die Sozialdemokratie unter dem Eindrucke des Mangels an Erfolg wie alle alternden Parteien durch innern Hader geschwächt werden und in Fraktionen zerfallen. Dem Kapitalismus wird sie nicht gefährlich werden.

c) Zivilisatorische Wirtschaftspolitik.

Die heutige Herrschaft des Kapitals, dem dräuende Allmacht zugeschrieben wird, und das besonders als nordamerikanisches Großkapital angewidertes Staunen zu erregen vermag, wird auf andere Weise als durch Expropriation seitens der Sozialdemokratie gestürzt werden, nämlich durch das Recht der Arbeit, durch Organisation der Volkswirtschaften zu harmonischen Ganzen und durch Ausschließung des parasitären Zwischenhandels, sowie durch Ablösung seitens der Staaten in allen jenen Erwerbszweigen, die wegen ihres Monopolcharakters nach einer vom Gemeinnutz geführten Leitung verlangen. Das in den letzten Dezennien emporgekommene Großkapital wurzelt in dem Riesenverkehr, der sich in der letzten Spanne Zeit überstürzt entwickelte. So wie die Staaten ursprünglich wegen der Schwierigkeit, eine Volksherrschaft zu organisieren, was erst spätern Perioden gelang, in ihren Anfängen unter Despoten standen, so auch ist der Großkapitalismus unserer Zeit das Produkt des bisherigen Unvermögens, die sozialen Folgen der kaum erwachten Weltwirtschaft zu organisieren. So wenig den rohen Herrschaftsformen der ersten Zeiten eine Republik politisch Gleichberechtigter folgen konnte, die politische Entwicklung sich vielmehr in einem organischen Aufbau vielfach geschichteter Gruppen vollzieht, sowenig kann die Herrschaft der Kapitalisten von einer sozialistischen Konfiskation zugunsten eines alles nivellierenden Kommunismus abgelöst werden.

Es gibt eben keine Sprünge in der Entwicklung. Der Kapitalismus ist eine Übergangsordnung von der ursprünglichen Einzelproduktion mit ihren beschränkten Lebensbedingungen und isolierten Wirtschaftsgruppen zur Weltwirtschaft mit einer sittlich befriedigenden Verteilung aller Lebensbedingungen unter eine die Erde erfüllende Menschheit. Das kommu-

nistische Ziel der Besitz- und Einflußlosen entspringt also einem dunkeln Trieb, dem eine Wahrheit innewohnt, die aber nie praktisch, sondern nur metaphorisch genommen werden darf. Solche die letzten Ziele anzeigenden Triebe werden auf allen Gebieten menschlichen Strebens angetroffen, und die Soziologie erwähnt ihrer stets als einer berücksichtigenswerten Tatsache; sie sind aber unheilvoll, wenn sie unvermittelt in die Entwicklung eingreifen wollen.

So wie am Beginn der politischen Beziehungen zwischen den Stämmen und Rassen blutige Umwälzungen häufig waren, welche Herrschaften stürzten, um neue emporzubringen, so auch ist zu Beginn des kapitalistischen Zeitalters der Kredit nur mangelhaft gestützt. Die Wirtschaft wurde daher bei politischen, elementaren und konjunkturalen Zwischenfällen von Krisen und Katastrophen bedroht. Schon heute bildet das Kreditsystem ein derart wohlorganisiertes Gebäude der verschiedenartigsten Wechselversicherung, daß tiefgehende Kreditstörungen nur selten Platz greifen. Zeigen sich solche wie in Deutschland 1902, so bedeuten sie nicht mehr Erschütterungen des Großkapitals wie noch im Jahre 1873, sondern nur eine Reinigung des Marktes von Werten unhaltbarer Unternehmungen, nach welcher der Markt seine Sicherheit sofort wieder gewinnt. Die frühern Katastrophen haben sich in Verflauungen aufgelöst. Mit der politischen Konsolidierung der Staaten, welche die Kriege seltener werden läßt, ist auch eine wirtschaftliche Konsolidierung eingetreten. Umgekehrt ist auch das Kapital, das die heftigen Erschütterungen der Kriege fürchtet, ein Faktor für die Aufrechterhaltung des politischen Friedens geworden.

Die ökonomischen Verhältnisse werden mehr und mehr gesicherte und hiermit übersehbare werden. Die Unberechenbarkeit der Sachlage, welche den Handeltreibenden unkontrollierbaren Profit bringt, weicht einer geordneten Weltwirtschaft. Hierdurch wird der Handel, soweit er mehr ist als notwendige Spedition und Güterverteilung, seine Rentabilität verlieren; Handel als Selbstzweck, dieses Krebsleiden der Weltwirtschaft, wird hiermit eliminiert.

Eines der wichtigsten Momente für die Stabilisierung der Wirtschaft ist darin gelegen, daß, sobald alle kulturfähigen Erdstriche im Besitze der Kulturnationen sich befinden, in jedem Lande das Streben erwacht, sich vom Ausland möglichst unabhängig zu machen, weil auf Zufuhr aus dem Auslande nicht dauernd und nur gegen hohe Preise zu rechnen ist. Das führt jede Nation notwendig dazu, nach Harmonie in ihrer Produktion zu

streben und sich zur Erhaltung der notwendigen Produktionskreise vom Ausland abzusperren, wie das ja heute schon sogar für das Handelsland kat' exochen von seinem größten Staatsmann, nämlich von Chamberlain, unter imperialistischer Zusammenfassung des englischen Mutterlands mit seinen Kolonien erstrebt wird. Dies wird den Volkswirtschaften einen gesunden Charakter verleihen und das Kreditsystem außer die Gefahren stellen, welche in der wirtschaftlichen Abhängigkeit von fernen Ländern gelegen sind. Der Weltverkehr wird sich auf die den einzelnen Wirtschaftsgebieten ausschließlich oder vorzüglich eigentümlichen Produkte beschränken. Daher sind heute schon alle jene Maßregeln zivilisatorisch, welche dem kommenden Ende der heutigen Hypertrophie des Verkehrs und der allgemeinen Rückstauung Rechnung tragen.

Es gilt als ein nationalökonomisches Axiom, daß der menschliche Eigennutz mit einer gewissen Unfehlbarkeit die Vorteile des einzelnen wahrt. Das angeborene Interesse ist wohl mächtig, aber nichts weniger als unfehlbar, weil es einer Entwicklung unterworfen ist. Die Menschen sind unfehlbar im engsten Interessengebiet, sie irren aber in dem Maße leichter, als sich zwischen ihre Bedürfnisse und die praktische Befriedigung derselben eine größere Zahl von Zwischenstadien und Mitteln zum schließlichen Zwecke einschiebt; und dies ist bei wirtschaftlichen Fragen stets der Fall. Wenn schon der Produzent über die Nachfrage und Anerkennung seiner Erzeugnisse vielfach irrt, so ist der Konsument trotz der Wahlfreiheit den schwersten Täuschungen über die Qualität seines Einkaufs ausgesetzt.

Auf diese Fehlschlüsse basiert der Handel in unserer Zeit des Verkehrsparoxismus seine zwecklosen und zweckwidrigen Güterverschiebungen. In seinem Dienste stehen alle sittlichen und intellektuellen Schwächen der Konsumenten, vor allem die Mode, um dem Großkapital von den Schöpfungen der Produktion den Löwenanteil zuzuwenden. All die Verlogenheit der Verkäufer, die mit einer unglaublichen Dummheit der Konsumenten rechnende Reklame, das Agentenunwesen, das so weit geht, daß fast auf den Vertrieb der Ware mehr Geld und Mühe gewendet wird als auf die Herstellung derselben, all das sind Folgen der mangelnden Übersichtlichkeit der Produktion und des verwirrenden, zum Selbstzweck gewordenen Verkehrs und Handels. Die wachsende Intelligenz der Menschen, besonders aber die mit der Sozialisierung in Zusammenhang stehende Sittlichung wird sie aus den Fangarmen des Zwischenhandels befreien,

welcher die Preisunwürdigkeit seiner Ware gewöhnlich auf die deroutierte Wirtschaft der Konsumenten begründet, die Zahlungsfristen und Raten verlangen. Die Ausrottung des parasitischen Handels, die Beschränkung des hypertrophischen Verkehrs auf das Maß des Vernünftigen und Notwendigen, die Bildung fester Absatzwege und eine Regelmäßigkeit in den Bezugsquellen sind die wesentlichen Voraussetzungen einer Gesundung der Wirtschaft im großen und kleinen.

18. Volksvermehrung und Bevölkerungspolitik.

Obgleich die Zahl der Geburten und der Kinder beim Menschengeschlecht weitaus geringer ist als bei fast allen Tiergattungen, wäre es der Fortpflanzungsfähigkeit der Menschen längst möglich gewesen, die Erdoberfläche mit einer Bevölkerung von vielen Milliarden zu füllen, wenn nicht eine Reihe hemmender Einflüsse tätig wäre, die uns seit Malthus geläufig sind. Die Naturvölker zumal scheinen mehr von der Gefahr des Aussterbens als von der der Übervölkerung bedroht. Erst nachdem durch Kultur die ärgsten Gefahren für das Leben unschädlich gemacht wurden, ist die Möglichkeit einer regelmäßigen Bevölkerungszunahme gegeben. Als Australien entdeckt wurde, waren dessen Ureinwohner, die wohl seit Jahrtausenden dort vorhanden waren, nur spärlich über den Kontinent verteilt. Die amerikanische Rasse wurde nur dort dicht angetroffen, wo höhere Kulturen bestanden. Die Vermehrung der Nomaden ist allenthalben schwach. Die furchtbaren Völkerschwärme, von denen die Geschichte zu erzählen weiß, stellen sich der ernsten Kritik als arge Übertreibungen der durch Schreck überhitzten Phantasie dar.* Die germanischen Wandergruppen der Völkerwanderung bestanden aus ein paar tausend Kriegern mit Weibern und Kindern, und die Hunnen schrumpfen zu relativ kleinen Reiterschwärmen zusammen.

Da die Intensität und Ergiebigkeit der Produktion vorläufig noch gar nicht absehbare Fortschritte machen wird, können wir praktisch nur von einer relativen Übervölkerung reden, die in einem Mißverhältnis zur gegebenen Wirtschaftsweise besteht. Soviel ist sicher, daß dieselben Landstriche in geschichtlichen Zeiten abwechselnd stark und schwach bevölkert waren, daß in manchen Gegenden heute armselige Stämme hungern, wo

* Delbrück, „Geschichte der Kriegskunst".

früher eine reiche und zahlreiche Bevölkerung gesessen ist, daß aber im allgemeinen die Ernährungsmöglichkeit mit der Volksvermehrung ungeheuer gewachsen ist. Dabei nehmen die Schwankungen der Bevölkerungsmassen nach dem überall zu beobachtenden Gesetze der Einebnung aller Erscheinungen an Heftigkeit zusehends ab und verliert insbesondere die fürchterliche Trias: Krieg, Pestilenz und Hungersnot (Mißwachs) mit steigender Kultur mehr und mehr ihre Schrecken. Gegen die Ungunst geologischer Verhältnisse allerdings, wie z. B. die Austrocknung des zentralasiatischen Beckens, ist auch die Kultur machtlos.

Wachstum der Bevölkerung und Kindersegen wurden in Theorie und Praxis vom Staat und von Privaten je nach den Verhältnissen für Segen oder Fluch gehalten, was zu den verschiedensten staatlichen Maßnahmen, gesellschaftlichen Gebräuchen, geschlechtlichen Sitten und Unsitten geführt hat. Verminderung der Lebensbedingungen, kultureller und Rassenunwert, dann der Niedergang der politischen Individualität sind regelmäßig von einem Schwinden der Bevölkerung begleitet. Daher nehmen die arischen Rassen, obwohl ihre Zeugungskraft nicht größer ist als die der andern, immer mehr die Erde in Besitz.

Anderseits wissen wir, daß die Kultur, wenn man will Überkultur, geneigt ist, die Kinderzahl selbst unter das Maß herabzudrücken, das ernährt und auferzogen werden könnte. Wir finden daher ein Aussterben alter Geschlechter, ein Proliferieren der Armen, einen Zug vom Land in die Stadt und eine Wanderung vom Osten in den höher kultivierten Westen.

Letzteres enthält wegen Verschlechterung der Blutanlagen eine soziale Gefahr, die besonders dann fühlbar ist, wenn bei nationaler Schwäche der höher kultivierten Völker ihre Assimilierungskraft nicht ausreicht, die Einwanderer ihrem Volkstum einzuverleiben. Darum muß die Soziologie, welche die Behauptung zivilisierter Staaten nur auf nationaler Grundlage für möglich hält, die nationale Indolenz, wie sie vielfach bei Deutschen getroffen wird, für einen sittlichen Mangel und für eine Gefahr für die Zivilisation erklären. Aus diesem Gesichtspunkte ist es auch für Kulturstaaten ein Verbrechen, ihre auswandernden Volksüberschüsse direktionslos zersplittern und für das Volkstum verloren gehen zu lassen. Es ist vielmehr eine nationale Pflicht, wenn schon nicht Kolonien zu gründen, so doch die heimische Auswanderung in bestimmte Gebiete zu leiten und in fernen Landen Zentren nationalen Lebens zu schaffen, an denen das Mutterland politisch und wirtschaftlich eine Stütze erfahren kann.

Im Zeitalter der allgemeinen Seßhaftigkeit ist übrigens eine Rückstauung des nach Westen gerichteten Bevölkerungsdrangs zu erwarten. Auch die Slawen werden bei kultureller Reife ihre Populationsüberlegenheit einbüßen, wie sich bereits jetzt die Geburtenüberschüsse bei den Tschechen in den letzten Dezennien fortgesetzt vermindern. Amerika aber wird, noch bevor die Sättigung seines Volksbedarfs zur absoluten Sperrung seiner Grenzen führt, im Interesse seines Rassenwerts die bereits fühlbaren Beschränkungen der freien Einwanderung bedeutend verschärfen und seine Stellung zur Negerfrage in jenem Sinne ändern müssen, der der instinktiven gesellschaftlichen Abneigung gegen die Schwarzen entspricht.

Mit einem der Betrachtung der Organismen entlehnten Bilde wird oft behauptet, daß ein Sozialgebilde sich nach und nach überlebt, verfällt und stirbt. Hierbei denkt man nicht an jene Fälle, wo z. B. ein Stamm oder eine Konfession durch den nachkommenlosen Tod seiner Mitglieder erlischt, sondern daran, daß sich die dem Verbande zugehörigen Individuen verlieren und zu andern Sozialgebilden übergehen. Ein solches Ende tritt regelmäßig ein, wenn das leitende Interesse des Verbands, das zu seiner Entstehung geführt hat, sich nicht mehr in Übereinstimmung mit den inhärenten Interessen seiner Mitglieder befindet.

Die Konzentrierung einer größern Zahl von Menschen auf demselben Raume wie sie besonders in und vor den Burgen der Herrscher stattfand, erforderte eine vorausschichtige, komplizierte Organisation der Wirtschaft, brachte eine soziale Schichtung und Teilung der Arbeit mit sich, führte also zur Kultur. Es bedarf eines scharfen Aufeinanderprallens der Einzelinteressen, um das auch den einzelnen förderliche Sozialinteresse erkennen zu lassen; es bedarf der massenhaften Erfahrungen der enggedrängten, mitteilsamen Städtebewohner, um gemeingültige Erfahrungen, d. h. sichere Erkenntnisse, gewinnen zu lassen. Städtegründung ist darum das Merkzeichen der Entwicklung vom Natur- zum Kulturvolk.

Wenn wir große Denker in Einsamkeit ihre Systeme bereiten sehen, so stammt dies nicht von ihrer Unabhängigkeit von der Stadt, sondern bedeutet bloß den Rückzug vor ihrem Lärm.

Wenn die Städte über jenes Maß anschwellen, das der soziale Verkehr bewältigen kann, so treten die bekannten Nachteile der Menschenanhäufung hervor. So sicher die Kultur des intellektuellen Verkehrs bedarf, so gleichgültig sind für sie die unbenutzten und unbenutzbaren Verkehrsgelegenheiten in einer Millionenstadt. Dazu kommt, daß im Zeitalter

der Presse die anregenden Wirkungen des geistigen Verkehrs auch ohne physisches Beisammensein möglich sind. Der eitle Stolz der Nationen auf große Städte ist daher völlig unangebracht. Es besteht vielmehr die zivilisatorische Forderung durch Ausscheidung alles dessen, was unabhängig von der Großstadt gedeihen kann, die Menschenmassen zu verteilen und besonders Hochschulen, Humanitätsanstalten, Kasernen und vor allem Fabriken aufs Land zu verlegen.

19. Die Politik der Gewalt.

Der Mensch entspräche der Notwendigkeit der Ernährung und den Konsequenzen der Vermehrung gern friedfertig, wenn diese Grundfunktionen den Konflikt nicht bereits in sich bergen würden. Der Mensch ist wie das Tier an und für sich ebenso kampfscheu, wie er arbeitsscheu ist. Nur die Not ist es, die ihn arbeiten und kämpfen lehrt. Was wir bei den Raubtieren als Kampflust finden, ist nur die ihnen eigentümliche Form, Nahrung zu suchen. Feinden, welche sie bedrohen, weichen sie aus; selbst der Löwe flieht, wenn er kann. Unter ihresgleichen kennen die Tiere, abgesehen von den Akten geschlechtlicher Zuchtwahl, keinen Kampf; einen solchen führen erst die Menschen, und zwar deshalb, weil diese durch Kultur eine derart herrschende Stellung über die übrige Natur erlangt haben, daß der Kampf ums Dasein sich zu einer gegenseitigen Konkurrenz zugespitzt hat, und weil die intelligible Freiheit sie befähigt, bei Mangel am Nötigen die mitzehrenden Mitmenschen als Ursache ihrer Entbehrungen zu betrachten und als solche zu behandeln.

Den wichtigsten Anlaß zum Kampfe bietet die Schaffung des Eigentums, sei es durch Arbeit, sei es durch Raub, d. h. jene soziale Einrichtung, wonach die Güter der Verfügung einzelner unterstellt und dem Zugriffe anderer entzogen werden. Durch Anteil, Anwartschaft oder Mitgenuß an dem Eigentum der Verwandten erhalten die Beziehungen zwischen den Blutsgenossen einen veränderten und verstärkten Inhalt. Mit dem Objekt für die Kampfeslust ist auch das Schutzbedürfnis gegeben. Selbst die friedfertigen seßhaften Stämme der Arbeitsrassen rächen mit maßloser Grausamkeit Verbrechen gegen das Eigentum.

Vor allem führt aber der ungleiche Anteil an den Lebensbedingungen zu Zusammenstößen zwischen Gruppen verschiedener Rassen. Der Nomade wird zum Krieger, d. h. Raub und Eroberung werden zur Form seiner Ernährung. Die stabilisierte Eroberung, die Organisation der Gewalt,

wonach der Krieger Herrscher wird und sich dauernden Genuß von der Arbeit anderer sichert, das ist der primitive Staat. Der Staat ist also ein Gebilde der Gewalt, das Produkt der Kämpfe beider Rassetypen, welche nunmehr sozial verschmelzen.

Die Gewalt ist und bleibt aber eine dauernde Funktion der sozialen Entwicklung. Der Staat, eine Schöpfung der Gewalt, kann ohne Gewalt nicht bestehen. Die Kultur aber, die einst die Kampfobjekte für die Gewalt geschaffen hat, macht in ihrer weitern Entwicklung zum Kampfe untauglich. Die kulturelle Verfeinerung, welche die Römer den Waffen entfremdete und mehr und mehr den Schutz nach außen und die Gewalt im Innern den Barbaren überließ, hat den Untergang des Römischen Reiches und hiermit auch der römischen Kultur verschuldet. Ein gleiches wird stets wiederkehren, wenn Hyperkultur die Herrschenden zur Gewaltanwendung unfähig werden läßt.

Dies gilt insbesondere auch für die modernen Staaten und Kulturen, obgleich Barbaren, die uns bedrohen, vorläufig nicht sichtbar sind. Das innere Chaos genügt, um Staat und Kultur zu zerstören. Erlischt die öffentliche Gewalt, so erheben sich mit dem Zusammenbruch der Rechtsordnung jene Gewalten, die nur zerstören. In einem solchen Chaos kann nur eine neue Gewalt, eine neue Herrschaft die zum Wiedererstehen der Kultur nötige Ordnung und Ruhe schaffen.

Von dem glücklichen Zusammenstimmen der wirtschaftlich-kulturellen Funktion mit der kriegerisch-politischen Funktion, wie es besonders bei jenen Völkern zutrifft, die deutlich aus der Unterwerfung von Arbeitsrassen durch germanische Wanderstämme hervorgingen, hängt vor allem das Gedeihen der Völker ab.

Wenn wir aber sagen, daß die Gewalt dauernd eine Funktion des sozialen Lebens bleibt, so heißt das nicht, daß die Anwendung der Gewalt heute und künftig ebenso roh und plump erfolgen muß wie einst.

In primitiven Zuständen werden Gewalt und Herrschaft einerseits, Arbeit und Kultur anderseits von verschiedenen, übereinander gelagerten Schichten geübt. Wie wir schon oben im 13. Abschnitte gezeigt, verschmelzen unter dem Einflusse der geänderten Auslese diese Schichten zusammen zur Nation. Es findet eine Beugung, Verwischung und Annäherung der beiderseitigen Rassenmerkmale, der Herrschenden sowohl wie auch der Arbeitenden, statt. Der Herrschende beteiligt sich am wirtschaftlichen Leben, wenn auch nur in bevorzugter Stellung, der Dienende wird zum Waffenhandwerk heran-

gezogen und erwirbt gegenüber der Willkür der Herrschaft Rechte, für deren Übung und Respektierung er auch zu kämpfen bereit ist. Die letzte ausgesprochene Kriegerkaste, die Samurai, ging mit der letzten Umwälzung Japans in der nunmehr durchweg sozialisierten Gesellschaft Japans auf.

Wir haben also im modernen Staate ein kompliziertes System von Machtkreisen vor uns, innerhalb deren jeder ein Herr ist. Diese Machtkreise sind die öffentlichen und privaten subjektiven Rechte. Jeder, der ein Recht hat, zu dessen Schutze er die öffentliche Gewalt in Bewegung setzen kann, und wäre es auch nur das Recht auf sein armes bißchen Eigen, gehört in Ansehung dieses Rechts der herrschenden Schichte an.

Da hier kein Raum mehr für Willkür ist, geht die gewalttätige Eigenschaft der Herrscherrassen verloren und entwickelt sich auch in der Arbeitsrasse die Fähigkeit, Gewalt für sein Recht zu gebrauchen. Gewalt im großen, der Krieg, tritt zurück; Gewalt im kleinen, der Kampf ums Recht, wird das Wichtigere. Wenn es auch Gewaltmenschen, wie die Wikinger, heute nicht mehr gibt, so gibt es doch immer noch Gewalttätige, die ihren Vorteil ohne Rücksicht auf fremde Rechte suchen, wenn auch nicht mit Aufopferung ihres Lebens, so doch ohne Scheu vor einem Skandal. Die dienende Klasse anderseits ist unbotmäßig und, wenn auch nicht mutig, so doch brutal geworden. Die Zivilisation hängt daher von der bewußten Gewaltanwendung der sozialen Autorität für den Gemeinnutz gegen die Willkür der Gewissenlosen ab.

Die Fähigkeit zu energischer Gewaltanwendung auf sittlicher Charaktergrundlage, welche ungescheut über Leben und Tod waltet und vor keiner für den Gemeinnutz notwendigen Tat zurückscheut, ist eine Fundamentalforderung der Zivilisation, denn der Kampf für die Freiheit der Gewissenhaften gegen die Gewissenlosen wird dank der Skrupellosigkeit der letztern stets ein Gewaltkampf sein.

Aber auch für die Gewaltanwendung im großen, für Kriege zwischen Völkern, werden dauernd Gründe vorhanden sein. Die Koexistenz verschiedener Nationen, weniger durch Abstammung als durch Milieu und Traditionen verschieden und durch politische und wirtschaftliche Zusammenfassung zu rivalisierenden Einheiten geworden, verbürgt für immerwährende Zeiten die Wichtigkeit und den Ernst der äußern Politik. Wenn auch die Kriege der Herrenrasse und deren Ausläufer, die dynastischen und Kabinettskriege, heute der Vergangenheit angehören, so findet doch unsere Zeit Ursachen zu ebenso heftigen Kriegen in den Interessen des Handels,

der Wirtschaft und des Abflusses der Bevölkerungsüberschüsse. Der Spanisch-Amerikanische, der Chinesisch-Europäische, der Russisch-Japanische Krieg sind volle Wirkung jener herrschenden Beweggründe.

Kosmopolitismus und dekadenter Humanismus haben knapp an der Grenze ihrer Wirksamkeit — denn das Ansehen beider nähert sich seinem Ende — einen jener Auswüchse der Phantasie gezeitigt, die aus der Verkennung der naturgesetzlichen Notwendigkeit soziologischer Tatsachen stammen. Die Idee des ewigen Friedens, die durch internationale Schiedsgerichte realisiert werden soll, ist ein Ausläufer jener Ideenrichtung, welche den Staat durch Rousseaus contrat social entstanden glaubt, also nicht durch einen naturgesetzlichen Prozeß, sondern durch menschliche Willkür, und welche in voller Mißachtung der zwingenden Gewalt, die ihre Interessen über Menschen und Völker haben, wähnt, durch moralische Betrachtungen, politische Fragen entscheiden zu können. Politische Fragen sind aber stets Machtfragen, und wenn sie auf andere Weise als durch Gewalt, nämlich durch Vertrag oder Unterwerfung unter einen Schiedsspruch, ausgetragen werden, so rührt dies nur daher, daß im Vertrag der mutmaßliche Ausgang eines Gewaltkampfs auf Grund der bekannten Erfolgschancen vorweggenommen wird, oder daß die Entscheidung mit Waffengewalt ebenso unbestimmt und zufällig, aber bedeutend kostspieliger erscheint, als der Spruch eines Schiedsrichters. In beiden Fällen bestimmt nur das Interesse, von der Gewaltanwendung abzusehen. Aber keine Moral oder Humanität der Welt wird einen Stärkern bewegen, auf einen wahrscheinlichen Erfolg gegen einen Schwächern zu verzichten, oder einen Schwächern bestimmen, vitale Interessen zu opfern, wenn die Gewaltanwendung einigen Erfolg verspricht.

Allerdings geht das Menschengeschlecht dereinst dem idealen Zustande eines dauernden Friedens entgegen. Aber dieser wird nicht ein Werk der Zivilisation oder Gesittung sein, sondern das Resultat der Erschöpfung der Naturkräfte, des Schwindens der Konfliktsanlässe, der allgemeinen Seßhaftigkeit der Menschen in harmonisch entwickelten Volkswirtschaften.

Allein vorläufig sind wir von diesem Stadium noch weit entfernt, und die von Weibern beiderlei Geschlechts propagierte Friedensidee ist verfehlt und ihren Trägern verderblich. Selten noch wurde eine falsche Idee so überzeugend ad absurdum geführt als die Friedensidee durch den letzten großen Krieg. Bestrickt durch die Phrasen und humanistischen Sophismen eines Bloch, die Nikolaus II., den schwächlichen Ausüber der

russischen Gewaltpolitik, zum Haager Friedenswerke verlockten, war er unfähig, die bedrohliche Sachlage in Ostasien richtig zu schätzen, sich entweder entsprechend zu rüsten, oder die Ziele der russischen Politik innerhalb der Grenzen des ohne Gewalt Durchführbaren zu halten. Feig und doch begehrlich, hielt die russische Politik einen Krieg für unmöglich.

Ernste Gefahren für den Weltfrieden liegen in dem durch den Russisch-Japanischen Krieg erst begonnenen Widerstand der gelben Rasse gegen die Weltherrschaft der Weißen. Die nächste aber birgt die Monroe-Doktrin, deren Ausgestaltung in wenigen Dezennien zum Weltkrieg führen muß, wenn nicht vielleicht das feminine Europa sich kampflos dem starken Nordamerika ergibt. Beachten wir, wie schon heute trotz der kolossalen Machtüberlegenheit Europas gegenüber der Union diese in allen Erdteilen einen nachdrücklichen Einfluß entfaltet, Europa aber, wie sich in der Regelung der Panamakanalfrage gezeigt hat, von allen internationalen Fragen Amerikas vollständig ausschließt, so können wir uns vorstellen, wie dieses Staatswesen handeln wird, wenn ganz Amerika und vielleicht auch Australien unter seinem Einfluß stehen werden. Diese Abdankung Europas läßt sich nur dadurch erklären, daß unter dem Einflusse kapitalistischer Weltauffassung in Europa die Funktion der Gewalt im Absterben begriffen ist.

Schon zeigt sich die Unfähigkeit, Gewalt anzuwenden, wo Gewalt am Platze ist, in traurigen, zivilisationsschädlichen Folgen. In Waffen starrend, durch kolossale Auslagen für Heere ruiniert, die beim Mangel jeder aktiven Staatspolitik nach außen bereits Züge des Marasmus aufweisen, ist Europa zu feig zur Lösung der wichtigsten politischen Fragen. Ich erinnere hier vor allem an die orientalische Frage, deren Lösung zugunsten des Kapitals, zur Schmach der beteiligten Mächte, zum namenlosen Jammer der künstlich in ihrem Mißgeschick erhaltenen Balkanvölker, ja sogar zur Qual der Osmanen hintertrieben wird. Das große britische Volk war kaum imstande, ein paar tausend Buren zu bezwingen, wie nicht anders von einem Heere erwartet werden konnte, dessen Offiziere als Ersatz für den Zweikampf die kameradschaftliche Prügelstrafe eingeführt haben. Wenn so etwas beim tatkräftigsten germanischen Volke möglich ist, so wird erklärlich, daß die mittelländische Rasse selbst Naturvölkern nicht mehr standzuhalten vermag, wie der klägliche Ausgang der italienischen Kämpfe mit den Abessiniern zeigte. Im Donaureiche läßt man sich in Scheu vor Gewalt durch die chauvinistische Renommage einer Nation, die

der Kriegshistoriker von einer wenig rühmlichen Seite kennt, derartig imponieren, daß sich die ganze Monarchie den kulturwidrigen magyarischen Zwecken unterwirft. Das Maulheldentum hat in ganz Europa durch den Individualismus öffentliches Ansehen gewonnen. Gleichzeitig scheuen sich selbst mächtigste Personen nicht, nordamerikanischem Hochmute zu schmeicheln, während dieser fast unbewaffnet die alte Welt, die an Gewaltmitteln erstickt, mit Hohn und Gewaltstreichen regaliert.

Eine solche Schilderung der Sachlage ist das dekadente Europa nicht gewohnt zu hören, erscheint aber bei nüchternster Prüfung der Verhältnisse berechtigt. Unter Überschätzung der wirtschaftlichen Funktion ist Europa fast aktionsunfähig geworden. In tiefer Scheu vor jeder Gewaltpolitik läßt es alle Schäden fortwirken. In internationalen Verwicklungen ist die befreiende Lösung durch eine kühne Politik zu vermissen, die die Gewalt nicht scheut, um veraltete Beziehungen den geänderten Machtmitteln entsprechend, also gesund auf neuer Grundlage zu regeln. Im Innern werden Mißstände geduldet, die nur durch Gewalt beseitigt werden können. Bei zivilisationsfeindlichen, subversiven und anarchischen Bestrebungen des Pöbels wird vergessen, daß oft ein Schuß im Anfang ein Blutbad und Hunderte von Verhaftungen in der Folge entbehrlich machen würde.* Unwiderleglich fest steht die Erfahrung, daß Unrecht und Laster in allen Lebenslagen dem Recht und der Tugend weit überlegen sind, wenn es diesen nicht gelingt, die öffentliche Gewalt in ihre Dienste zu stellen. Die Scheu vor der Gewalt am rechten Ort, zur rechten Zeit ist die wesentlichste Ursache des trägen Verlaufs der Zivilisation und der Unmöglichkeit, vielem Jammer der Menschen vorzubeugen.

20. Die Konfessionen und ihre Politik.

Wir haben bereits oben im 4. Abschnitt des Transzendentalinteresses als eines rein subjektiven Interesses gedacht. Religion als gedankliche Versenkung in den Ursprung und Zweck unseres Seins quillt aus dem Innern der Persönlichkeit, in deren Vertiefung und Werterhöhung sie sich

* Der wirtschaftliche Zeitgeist geht in seiner Angst vor jeder gemeinnützigen Gewalt so weit, daß er selbst einem krassen Individualisten wie Nietzsche das Recht gibt, über moralische Neurasthenie zu spotten, welche die Gesellschaft soweit verzärtelt hat, daß sie selbst für ihren Schädiger, den Verbrecher, Partei nimmt, weil ihr die Vorstellung, strafen zu sollen, wehe tut. („Jenseits von Gut und Böse", S. 138.) Vgl. hierüber unten 35. Abschnitt sub b.

erfüllt. Es wurde jedoch schon an der genannten Stelle und im 10. Abschnitt angedeutet, wie die äußere Betätigung religiösen Sinnes zu einer sozialen Tatsache wird, die schließlich von der Religiosität relativ unabhängig bei den meisten Menschen durch die Abstammung und durch den Einfluß der Umgebung gegeben ist, und wie vor allem die Traditionen die Haltung des Individuums in dieser Frage bestimmen. Im folgenden sei dies näher ausgeführt.

Das Transzendentalinteresse und die ihm entspringenden Vorstellungen und Gefühle berühren an sich das soziale Leben nicht. Sowenig Wissenschaft und Kunst Funktionen der sozialen Entwicklung sind, sowenig dürfen wir die Religion denselben zuzählen. Alle diese Erscheinungen sind Produkte der intellektuellen Entwicklung der Individuen, welche je nach ihrer Entwicklungshöhe zu einer individuellen Weltauffassung, zu mehr oder weniger Verständnis und Sinn für das Wahre und Schöne gelangen. Das religiöse Bedürfnis drängte bei den geistig führenden Individuen zu einer mehr oder weniger bestimmten Beantwortung der religiösen Fragen, zur Aufstellung einer Glaubensformel, die ausgesprochen und durch Kulthandlungen betätigt wird. Indem es auf diese Weise die Konfession geschaffen, hat das Transzendentalinteresse seinen rein subjektiven Charakter aufgegeben; die Konfession beginnt nun durch die Macht der stärkern Individualitäten auf die zurückgebliebene Umgebung und durch die Überlieferung auf die Nachkommenschaft sozial wirksam zu werden. Die einmal geschaffene Glaubensauffassung wird jetzt auch solchen Individuen eigen, die aus innerer Gemütsentfaltung nie zu ihr gelangt wären.

Da der Mensch ein soziales Wesen ist, hat seine Glaubensformel, besonders wenn sie nicht einem eigenen transzendentalen Bedürfnis entwachsen ist, nur deshalb und dann für ihn Wert, wenn sie auch von der Mitwelt anerkannt wird. So führt das Transzendentalinteresse im Zusammenhang mit der sozialen, d. h. nur in und mit der Gesellschaft lebenden Natur des Menschen zu einem wichtigen Element des sozialen Lebens, zum konfessionellen Interesse. Die Konfessionen erwecken den Schein, als wollten sie die Mitwelt für ihre Wahrheit gewinnen. In Wirklichkeit aber kann der Mensch nur das für Wahrheit halten, was auch andere glauben. Darum liegt das Proselytenmachen und die Meinung des Alleinseligmachens in der Natur aller Konfessionen.

So wie Wirtschaftsart, Kampfesweise und soziale Gliederung bei den verschiedenen Rassen nach Lebensbedingungen und Entwicklungsweise ver-

schieden sind, so kommt auch den Konfessionen der ursprünglichen Rassen eine verschiedene Charakteristik zu. Die arbeitenden Rassen, an den Boden gefesselt, den sie von ihren Ahnen übernommen, erheben sich nicht über die Vorstellung lokaler Schicksalsmächte und den Ahnenkultus. Bei den weit zerstreuten Handelsrassen verstärkt sich das Gefühl der stammlichen Einheit durch Verehrung eines nationalen Gottes. Die Glaubensvorstellungen von Stämmen, die ein wechselvolles, gefahrenreiches Leben führen, haben einen mystischen Grundzug. Einstigen Nomadenvölkern entstammen die gedankentiefsten Konfessionen: der Brahmaismus, der Jahveglaube und der Islam. Den Zusammenhang zwischen Rasse und Konfession aufzuklären, ist eine wichtige Aufgabe der vergleichenden Religionswissenschaft. Für die Soziologie genügt es aber zu wissen, daß die Konfession ursprünglich mit den Rasseanlagen innig verwachsen war. In der Folge freilich wurden bei der zunehmenden Rassenmischung die fertigen Konfessionen ohne Rücksicht auf deren Übereinstimmung mit den Rassenanlagen und dem verschiedenen transzendentalen Bedürfnis der Völker weiter verbreitet. Die Glaubensideen haben in mannigfacher Hinsicht die Rassenanlagen überwunden und die mächtigsten Konfessionen, Buddhismus, Christentum und Islam, erstrecken ihre Herrschaft frei über die Rassegrenzen. Doch wirken auch dann noch die Rassenanlagen auf die Glaubensvorstellungen ein, so daß z. B. trotz formaler Einheit der Katholizismus der Nordländer von dem der Südländer sich sehr unterscheidet.

Diese Entwicklung, die konfessionelle Zerreißung des Rassenverbands, die Vermischung der Rassen und die Macht der konfessionellen Ideen auch auf Rassefremde haben den Konfessionen eine von allen übrigen Funktionen der sozialen Entwicklung unabhängige Stellung gegeben. Daß dies überhaupt möglich wurde, ist vorwiegend darin begründet, daß die Konfession ihren religiösen Inhalt zum größten Teile verloren hat. Je mehr die Konfession aufgehört hat, natürliche innere Religion zu sein, je unabhängiger die konfessionellen Vorstellungen von dem spezifischen Transzendentalinteresse der Individuen und der Rasse werden, desto geeigneter werden sie zur Ausbreitung in allen Rassen, d. h. desto stärker wirken sie konfessionell.

Die Konfession ist ein Mittel sozialer Vereinigung und politischer Zwecke. Weil der Glaube nicht mehr aus den Rassenanlagen zwanglos erblüht, sind die Priester notwendig, und diese werden naturgemäß aus Lehrern des Volkes im Hinblick auf die sittlichen Lehren zu dessen Be-

herrschern. Diese Entwicklung wird besonders unterstützt, wenn dem Bedürfnis nach sozialer Ordnung vom Staate nicht entsprochen wird. Durch die konfessionellen Sittengebote wird dann die Konfession zu einer Institution im Interesse der Ordnung einerseits, der Priester anderseits. Jeder Priesterschaft ist schon durch ihr Bestehen das Ziel ihres Strebens vorgezeichnet: Ausdehnung des Glaubensverbandes und Befestigung ihrer Herrschaft innerhalb desselben. Wohl ist anzunehmen, daß die Herrschaftsabsicht der Priester dem edlen Interesse entspringt, ihre Glaubensuntertanen der vermuteten Vorteile der Konfession teilhaftig zu machen, und auch das Sehnen der Gläubigen geht dahin, vom Priester jener trostreichen Segensmittel versichert zu werden, welche im Diesseits und Jenseits die göttliche Gnade verbürgen; allein hiermit wird jede Priesterschaft unwillkürlich dahin gedrängt, eine Macht über den Willen der Gläubigen zu erlangen und in kirchlichen und weltlichen Dingen einen beherrschenden Einfluß zu üben. Je enger die priesterliche Hierarchie mit dem Staate verwachsen ist, also bei der nationalen Kirche oder der Staatsreligion, desto weniger macht sich die politische Stellung der Priesterschaft geltend, um desto mehr hervorzutreten, je weniger die Grenzen von Nation und Staat mit dem ethnographischen und geographischen Umkreis der Konfession zusammenfallen.

Es bedarf keiner Erörterung, daß unter allen internationalen Priesterschaften die der römisch-katholischen Kirche es am besten verstanden hat, mit ebensoviel Weisheit als Erfolg die Gewissen der Gläubigen in ihrem Interesse rege zu erhalten. Die protestantischen Konfessionen kommen als Landeskirchen nach dem eben Gesagten als besondere politische Mächte kaum in Betracht. Die römische Kirche hat so sehr alles Religiöse abgestreift, hat es so sehr aufgegeben, individuelle und rassenmäßige Transzendentalinteressen zu pflegen, daß ihrer Verbreitung in allen Rassen und der Zugehörigkeit von vollkommen verschieden veranlagten Individuen, ja selbst von Religionslosen zu ihrer politischen Organisation kein Hindernis im Wege steht. Gefördert wird die kirchliche Politik durch die Bundesgenossenschaft der verschiedensten politischen Interessen und Sozialverbände, welche durch die Aufklärung Besitz und Einfluß verloren haben oder zu verlieren fürchten. Es gravitiert gleichsam alles, was die Entwicklung scheut, nach den Metropolen priesterlicher Hierarchie, mögen sie nun Rom, Lhassa, Moskau oder Benares heißen.

So kommt es, daß unter Leo XIII. das Papsttum in einer Weise prosperierte und selbst in vorwiegend protestantischen Ländern eine Macht

entfalten konnte, die man im 18. Jahrhundert nicht mehr für möglich gehalten hätte. Die einen folgen aus nationalen Gründen, die andern aus Gegnerschaft gegen den Staat, diese zur Förderung ihrer autonomistischen Bestrebungen, jene um ihrem Antisemitismus Ausdruck zu geben, manche als Parteigänger depossedierter Dynastien, der Adel endlich im Interesse der Aufrechterhaltung überwundener Organisationen den kirchlichen Fahnen. Der Umstand, daß die wissenschaftliche Aufklärung die Vorstellung von einer durch den Priester vermittelten göttlichen Hilfe in irdischer Bedrängnis dem Gesichtskreis selbst des gemeinen Mannes ziemlich entrückt hat, daß die Furcht vor Hölle und Teufel und hiermit der Respekt vor dem Beichtvater sehr abgenommen haben, ja daß die breiten Massen in den Industrieländern glaubenslos geworden sind: alle diese Umstände werden der Kirche nicht gefährlich, und selbst wo man dem Haß gegen die Kirche begegnet, wie bei der österreichischen Los-von-Rom-Bewegung, sind nationale Beweggründe, nicht religiöse entscheidend.

Die Naturwissenschaften und der Positivismus haben das Ansehen aller Offenbarungen und Dogmen mehr erschüttert, als sich die Menschen gestehen. Man kann wohl mit Recht sagen, daß die Anerkennung konfessioneller Lehrsätze und Gebräuche mehr dem Festhalten an ehrwürdigen und liebgewordenen Gewohnheiten als einer moralischen Überzeugung zuzuschreiben ist. Freilich sind die Abstufungen dieses Stimmungswechsels zahllos und die Stellung des Menschen zur Frage, ob er glaubt, ist unbestimmt und wechselnd. Hierbei kann man die Beobachtung verallgemeinern, daß die Strenggläubigkeit bei den Konfessionen in dem Maße wächst, als sie innere Religiosität von ihren Bekennern verlangen. Das Sektenwesen, das in der Regel den Laienkreisen entspringt, ist stets ein Merkmal innerer Religiosität und ein Versuch, derselben konfessionellen Ausdruck zu geben. Darum ist in den Sekten Strenggläubigkeit zu treffen. Auch in Weltkirchen, vor allem im Katholizismus, ist innere Religiosität zu finden. Nur lebt sich dieselbe hier relativ unabhängig von den konfessionellen Glaubenssätzen aus.

Man glaube nicht, daß das religiöse Bedürfnis verstummen wird. Gerade weil die Wissenschaften das Ansehen konfessionellen Formelkrams geschwächt haben, und weil die rohe Hoffnung, bei höhern Mächten parteiische Hilfe zu finden, seltener wird, regen sich in den Menschen wieder die feinern Interessen für die Transzendenz unserer Wesenheit. Es zeigt sich dies einmal in dem Erwachen eines mystischen Zuges in den Ge-

fühlen der Menschen, dann aber vor allem in der Betätigung wahrhaft religiösen Sinnes. David Strauß hat die Frage gestellt: Sind wir noch Christen? Nach meiner Ansicht sind die zivilisierten Völker und Volkskreise, auch die außerhalb des christlichen Bekenntnisses stehenden, heute mehr Christen, als es die Christenheit in der Blüte des kirchlichen Zeitalters war. Die Nächstenliebe als Hauptinhalt der christlichen Lehre ist heute zu einer mächtigen Erscheinung des praktischen sozialen Lebens geworden, die brutale Gewalt erscheint allgemein zurückgedrängt.

Unter solchen Eindrücken regt sich in auserwählten Intellekten jenes Transzendentalinteresse, welches nicht auf einen subjektiven Lohn im Jenseits rechnet, sondern in der selbstlosen Hingabe an den Gemeinnutz innere Befriedigung findet und in der Anschauung der Natur und der geheimnisvollen allgegenwärtigen Urkraft den Kern aller Religiosität erblickt. Es erwacht dann die Einsicht, daß der Entwicklung des Transzendentalinteresses nichts abträglicher ist, als die Verquickung desselben mit der Politik durch die Priesterschaften, die wir heute allenthalben im heftigsten Kampfe für politische Interessen sehen. Nicht in der Trennung der Konfession vom Staate, sondern in der Trennung der Konfessionen von aller Politik muß die Zukunft das Mittel finden, jene innerliche Religiosität zu erwecken, die auch eine Grundlage der Sittlichkeit sein kann, was die Konfessionen bisher gar nicht oder nur höchst unvollkommen waren.

Aus der Gleichgültigkeit für formale Dogmen und aus der Wahrnehmung des offenen Mißbrauchs des Transzendentalinteresses für politische Zwecke durch die Konfessionen wird sich die innere Religiosität erheben, welche alles von sich fern hält, was den realen Interessen angehört. Je mehr der Mensch in das Wesen der Natur eindringt, desto sicherer tritt ihm die metaphysische Tatsache von der Transzendenz aller Wirklichkeit entgegen. Trotz der Haltung der Wissenschaften, die es ablehnen, sich mit Metaphysik zu befassen, nähern wir uns einer Zeit, wo der stets kolossale Einfluß der Religion auf die soziale Entwicklung sich in noch verstärktem Maße geltend machen wird.

21. Das Privatleben.

Obgleich in den vorstehenden Abschnitten die sozialen Funktionen erschöpft scheinen, weil alle Kategorien sozialer Betätigung in Betracht kamen, so erübrigt doch noch eine soziale Funktion zu besprechen, welche keine zu sein scheint, aber im Grunde genommen als Kern und Zweck

der ganzen sozialen Entwicklung gelten muß, das Privatleben. So wie wir am Beginn unserer Untersuchungen darauf verwiesen, daß alle menschlichen Bestrebungen eigentlich subjektiv sind (2. und 4. Abschnitt), daß alle Betätigung nur das Ziel hat, das Individuelle, sei es direkt, sei es auf dem Umweg über das Soziale, zu fördern, so auch kommen alle sozialen Funktionen schließlich im Privatleben zur Wirkung. Wie die vielen Ichs sich entwickeln, gehaben und vergehen, das ist der letzte Inhalt des sozialen Lebens. Es ist das Resultat des monistischen Positivismus, daß die Einseitigkeiten der rein subjektiven und der rein altruistischen Betrachtungsweise aufgehoben sind in einer einheitlichen Auffassung der sozialen Entwicklung, reflektiert im Subjekt, so daß es deutlich wird, daß es diesem nicht wohlergehen kann ohne günstige soziale Beziehungen.

Den besprochenen äußern sozialen Funktionen ist daher das Privatleben als innere Funktion zur Seite zu stellen, welche die Probe darauf macht, ob jene ihren Zweck erfüllen. Bei dieser funktionellen Gegenseitigkeit von Individuum und Gesellschaft wurzelt die Zivilisation in der Herbeiführung einer Solidarität aller billigen Interessen. In der Mißachtung dieser gegenseitigen Bedingtheit, sei es durch Subjekte, die keine Rücksicht auf die Gesellschaft nehmen, sei es durch eine Gesellschaft, die gegen Individuen gleichgültig ist, liegt die Barbarei. Es ist die soziale Funktion des einzelnen, sich und seinen Beruf gemeinnützig zur Geltung zu bringen. Also nicht den Verzicht auf die Individualität verlangt die Zivilisation, sondern Behauptung derselben im sittlichen Sinne, d. h. unter jenen Verzichten, die durch die Interessenübereinstimmung aller geboten sind.

Untrennbar von dem einzelnen ist seine Familie. Das Privatleben fällt überein mit dem Familienleben. Nicht im Individuum, sondern erst in der Familie besitzen wir das Element der sozialen Entwicklung, weil ja das Individuum in vielen Stadien seines Lebens hilflos ist und erst mit der Familie die Möglichkeit der Selbständigkeit, Fortpflanzung und Vervollkommnung gegeben ist. Die ungeheure Bedeutung der Familie für die Zivilisation liegt darin, daß in ihr stets jene Mischung von Individual- mit Sozialinteresse vorhanden ist, welche selbst dem stärksten subjektiven Streben eine veredelte Richtung auf den Gemeinnutz eines, wenn auch engen Kreises verleiht. Der Familienlose ist nur bedingt ein nützliches Mitglied der Gesellschaft. Erst die Familie gibt dem Menschen Spielraum für seinen unbesiegbaren Eigennutz, den er für sie entfalten kann, ohne in ihm gänzlich unterzugehen.

Die Familie ist der Mikrokosmus der Gesellschaft. In ihrem Schoße treten die wirtschaftlichen, gattungsmäßigen, ja selbst die gewalttätigen Funktionen der sozialen Entwicklung zutage. Der Zustand der Familie ist das Abbild des Zivilisationszustands der Gesellschaft, und dieser ist der Abglanz des Zustands der Mehrheit der Familien.

Seine innere Weihe erhält das Privatleben dadurch, daß sich der Mensch in seiner Familie eine eigenste Sphäre behauptet und dieses Gebiet relativ unnahbar von der Außenwelt abschließt. Erfahrungsgemäß steht die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Familienkreises in keinem Gegensatze zum Gemeinnutz. Der Familiensinn hat dem Gemeinsinn nie schädliche Konkurrenz gemacht. Im Gegenteil, je mehr sich die Familie behauptet, desto fester ist das Gemeinwesen begründet. Das galt von der römischen Familie und gilt noch mehr vom christlichen Hause: nur im schützenden Umkreis der Familie gedeihen die starken und zugleich zarten Charaktere.

Verkehr und Kapitalismus haben auch diesen Verband gelockert. Unter den betrüblichen Wirkungen des Individualismus ist die Erschütterung der Einheit der Familie eine der traurigsten. Während mit mehr Nachdruck als heilsam das Individuum im sozialen Leben hervortritt, sind die Wurzeln der Individualität bedroht, weil das Privatleben der Öffentlichkeit preisgegeben ist. Ein anarchischer Geist reißt die Familie auseinander. Die Selbstentwicklung der Geschlechter und die Gleichgültigkeit für das Gemeinsame, vielfach auch für das Kind, sind die Folgen. Der Mann und das emanzipierte Weib haben kein Heim, nur mehr Schlafstätten. Nicht nur die Arbeit, auch die Muße, das Vergnügen und die Erziehung der Kinder gehören der Öffentlichkeit. Der Mensch, ob Mann oder Weib, ist frei; d. h. jeder macht mit seiner Zeit und seinem Einkommen, was er will, und trachtet, den Kreis seiner Verpflichtungen und Rücksichten auf Null zu reduzieren. So opfert der moderne Mensch seiner Selbstsucht sein Privatleben, also den Zweck seiner Selbstsucht, und verliert hiermit seine Würde.

Der Mensch sucht die Anlehnung, die ihm die Seinen nicht mehr bieten, bei Genossen in der Öffentlichkeit, bei denen er aber jene Treue, die nur aus der Solidarität der Interessen entspringen kann, unmöglich findet. Indem sie ihn seiner natürlichen Freunde beraubt, zwingt die Zerstörung des Familienlebens den Menschen, durch seichte Kameraderie und hohle Geselligkeit die Wahrheit, daß er allein steht, zu verbergen. Im öffentlichen Leben ist wenig Treue und Aufopferung, wohl aber viel

Heuchelei und gegenüber Höhergestellten Bedientenhaftigkeit zu finden. Das Privatleben schrumpft auf die Pflege niederer körperlicher Angelegenheiten zusammen. So endet die persönliche Freiheit in dem Verlust der freien Persönlichkeit.

Es ist eine Illusion, wenn vielfach geglaubt wird, daß das Streben, das Leben formell zu verschönen, also Kunstbildung und -genuß, den Wert der Persönlichkeit erhöht. Denn die Kunst hinkt der sozialen Entwicklung ohne selbstgestaltenden Einfluß nach. Reiche Kunstentfaltung ist stets der Abschluß einer Periode intellektuellen und politischen Aufschwungs und nur zu oft die Einleitung des Niedergangs. Weil die Kunst auffällig ist und sinnlich lohnt, ohne vom Genießenden Schwieriges zu begehren, ist es ihr nur zu oft gelungen, die lebhaftesten Interessen der öffentlichen Meinung zu absorbieren, was stets zum Nachteil des Wahrheitsstrebens und des Gemeinwohls geschah. Über dem Kunstenthusiasmus gewisser Gesellschaftskreise, welchen die urteilslose Masse nachläuft, bleiben die Quellen und Garantien des menschlichen Fortschritts unbeachtet. Alles was ein Kunstwerk für die menschliche Entwicklung Vorteilhaftes äußern kann, wurzelt nicht in der Kunst an sich, sondern in den Ideen, welche, oft längst vorher entstanden, im Kunstwerk zum Ausdruck gelangen. Daß ein Künstler erstand, der diese Ideen gestaltete, ist ein Beweis, daß ihre Macht bereits zur Geltung gekommen ist.

Das Parthenon bezeichnete den Eintritt der Dämmerung der griechischen Götterwelt; die gotischen Kirchen entstanden, als der kirchliche Zeitgeist sank; Raphael schuf seine Madonnen hart vor der Reformation, die den Marienkultus verwarf; Richard Wagners Musik begleitete höchstens, erzeugte aber nicht den Geist, der zur Wiedererrichtung Deutschlands führte, usw. Es ist wenig geistreich, einem Maler, Bildhauer oder gar Schauspieler eine Stellung in der Welt zu geben, wie sie gewisse Künstler genießen, die wie Götter verehrt werden. Die Gegenwart zumal zeichnet sich durch eine maßlose Überschätzung und Aufdringlichkeit des Kunstlebens aus. Die Kunst ist und bleibt, was sie seit Urzeiten war, ein Schmuck, die Verherrlicherin eines Andern, Eigentlichen, eine Blüte am Stamm der Entwicklung, die Begeisterung verdient, weil sie für das Wahre und Große begeistert. Die Erzeugnisse der Dichtkunst insbesondere haben nur durch ihren Inhalt, die Dichter nur, wenn sie auch Denker sind, einen Wert. Die Überschätzung der Form, des rein Künstlerischen, enthält für die zivilisatorische Wirkung der Kunst die Gefahr, daß sie zu einem Fetisch-

dienst verleitet, der unheilvoll ist, wenn in dem Dichter kein tieferer sachlicher Wert steckt. Ich scheue mich nicht zu sagen, daß die Abgötterei, die in Deutschland mit Goethe getrieben wird, und die so vieles Unvollkommene und Selbstgefällige mitumfaßt, dessen Bedeutung für die Menschheit und die deutsche Nation weit überbietet. —

Es ist wohl anzunehmen, daß die Einschränkung des Verkehrs eine Reform des Privatlebens herbeiführen wird. Sobald der Mensch nicht mehr nur nach außen blickt und nur von außen alles erhofft, nicht mehr mit seinem Eigennutz an der Entwicklung von Weltinteressen hängt, wird in ihm wieder das Bedürfnis nach Erweiterung seiner privaten Sphäre entstehen. Ermattet von dem Jagen nach unerreichbaren Zielen, wird er wieder die Wechselbeziehungen in der Familie als wahren Zweck der sozialen Funktionen schätzen lernen.

IV. Die Sozialgebilde.

22. Die Sozialverbände des Blutes.

a) Die Familie.

Der einfachste Sozialverband ist die auf dem Geschlechtstrieb basierende Verbindung von Mann und Weib. Schon beim nächst höhern Sozialverband, der Verbindung der Eltern mit dem Kinde, wird über die physiologische Grundlage hinausgegangen. Zwar die Beziehung der Mutter zum Kind beruht wegen der ersten Nahrung des Kindes ebenfalls auf dem rein physiologischen Bedürfnis der Säugung. Das Verhältnis der Vaterschaft jedoch ist nicht physiologischer sondern rein sittlicher Natur. Im Hinblick auf die dringendere Macht physiologischer Beweggründe ist das Weib mit dem hilflosen Kinde enger verbunden, an der Aufrechterhaltung des Familienverbands daher stärker interessiert als der Mann. An ihr ist es daher, durch die Entwicklung von Gemütsbeziehungen den Mann zu fesseln, so daß er über die Konzeption hinaus bis zur Trennung des Kindes von der Nährmutter beiden anhängt, sie schützt und ernährt. Zur Herstellung dieser Gemütsbeziehungen ist das Weib von der Natur mit den Gaben der Anmut, der Schmiegsamkeit und Geduld, der Kraft im Leiden und der Unterwürfigkeit ausgestattet.

Diese naturgesetzliche Struktur der Familie ist auch für alle künftige Gestaltung derselben richtunggebend. Es ist ein völliges Verkennen der Natur sozialer Beziehungen, wenn man die Verpflichtungen des Mannes mit jenen des Weibes auf eine Stufe stellt. Was real wirken soll, muß auch real begründet sein. Es ist ein Verdienst der soziologischen Erkenntnis, die Hohlheit eingebildeter Motive und sogenannter idealistischer Auffassungen von Gleichberechtigung der Geschlechter und dergleichen aufgedeckt zu haben.

Gelingt es der Frau nicht, durch Herstellung von Gemütsbeziehungen den Familienverband zu einem festen zu gestalten, so nehmen die Beziehungen zwischen den Geschlechtern die mannigfaltigsten, oft unnatürlichsten Modifikationen an. Entsprechend den Zuständen, die wir heute noch bei Wilden antreffen, dürften seit der Entstehung des Menschengeschlechts die verschiedensten Formen vorgekommen sein, wobei vollkommene Promiskuität selten, die Sklaverei des Weibes häufig war. In beiden Fällen spielt das Kind eine nebensächliche und traurige Rolle. Bei ersterer kommt es mitunter, wenn die Kultur überhaupt bis zur Stellung sittlicher und rechtlicher Fragen vorgedrungen ist, zum Mutterrecht. Alle diese Erscheinungen genauer zu erforschen, ist Sache der Völkerkunde. Die Soziologie hat besonders diejenige Ehe ins Auge zu fassen, welche auf der biologischen Grundlage zivilisationsgemäß erscheint, und kann sich daher mit der Hervorhebung der markantesten Gesichtspunkte begnügen.

Die Seßhaftigkeit der Rassen, die zur Bodenbearbeitung vorschreiten, beseitigt die Ursachen zu einem Wechsel im geschlechtlichen Verband und fügt zu diesem ein wirtschaftliches Element hinzu, das die Dauerhaftigkeit fördert. Frau und Kinder erhalten nämlich einen neuen Anwert als Arbeitskräfte. Dabei leben die meisten Männer nach dem Zahlenverhältnis der Geschlechter mit einem Weibe. Nur Reichtum gestattet den Besitz eines zweiten. Beim Nomaden hingegen ist es das Herrschaftsverhältnis, das zur Dauerehe führt, und zwar zur Vielweiberei der Mächtigen. Dabei war entweder die Frau als geraubt oder gekauft sklavisches Genußmittel des Mannes, oder sie war als geschätzte Gehilfin in den Sorgen des Alltags bei Klugheit und Entfaltung einer gewissen Heldenhaftigkeit in den schwierigen Lagen des Krieges auch Genossin und Freundin des Mannes wie bei den Germanen. Das Ansehen, das eine Frau genießt, drängt die andern Frauen in die Stellung von Kebsweibern, drängt diese schließlich hinaus und führt zur monogamen Ehe. So wird in der christlich-germanischen Welt, durch die konfessionellen Vorstellungen der Kirche mächtig gestützt, das Weib zu einem eigenberechtigten Glied der Gesellschaft; das sinnliche Moment in der Ehe wird in den Hintergrund geschoben und durch die Sorge für die Nachkommenschaft veredelt. Kinderreichtum wird in Übereinstimmung mit alttestamentarisch-jüdischen Anschauungen als göttlicher Segen betrachtet, zumal eine Vermehrung der Menschen bis zur Gegenwart als wirtschaftliches und staatliches Bedürfnis galt.

Diese Prosperität des Familienverbands, innerhalb dessen die Ansprüche des Gemüts und die physiologischen Interessen ihre volle Befriedigung finden können, verleiht den europäischen Rassen ihre Überlegenheit und ist die wichtigste Ursache ihrer siegreichen Ausbreitung. Hierbei ist es das unvergängliche Verdienst der Kirche, durch unentwegtes Festhalten an der Untrennbarkeit der monogamen Ehe diesen Aufschwung auf das mächtigste gefördert zu haben.

Die großen wirtschaftlichen Umwälzungen, welche der erwachende Weltverkehr und die maschinelle Industrie mit sich brachten, haben auf den sittlichen Grundzug der Familie tief zurückgewirkt. Sie zerstörten einerseits die ruhige, der Dauerehe günstige Seßhaftigkeit der Massen, schufen in der Zusammenziehung von Menschen in den großen Gewerbstädten den Boden für eine laxe Entwicklung der Geschlechtsbeziehungen und schufen jene Übervölkerung, welche dem Armen Kinderreichtum als Fluch erscheinen läßt, und ihn gleichzeitig verleitet, Weiber und Kinder als Arbeitskräfte auszubeuten. Während objektiv genommen in jedem Kinde ein neuer Konkurrent in dem schon ohnehin harten Daseinskampf entsteht, greift eine individualistische Unbekümmertheit um sich, wonach die unintelligente Klasse der Geschlechtslust ohne Rücksicht auf das Entstehen einer Nachkommenschaft huldigt. In den höhern Kreisen entfesselt umgekehrt der Individualismus, der Luxus und das Streben, den Besitz möglichst ungeteilt beisammen zu halten und zu vererben, alle Unsitten, welche auf die Verminderung der Kinderzahl ohne Beschränkung der sinnlichen Begierden gerichtet sind. So begegnen sich die Besitzenden und die Besitzlosen ausgehend von zwei verschiedenen Polen der Eheentwürdigung in der Prostitution.

Die Wirkungen dieser Entwicklung sind:

1. Jene Kreise, welche nach ihren Lebensbedingungen die tüchtigste Nachkommenschaft erzeugen und erziehen könnten, haben keine oder nur eine geringe. Haben sie eine, so vernachlässigen sie die elterliche Erziehung, welche die eigentliche Gewähr einer sittlichen Entwicklung der Kinder ist, überlassen diese Bestellten und bleiben so der sittlichenden Einflüsse der Erziehung überhoben.

2. Jene Gesellschaftsschichten hingegen, welche am wenigsten in der Lage sind, Kinder gedeihlich zu entwickeln, proliferieren schrankenlos.

3. Die Rassenanlagen der armen Klassen, besonders die krankhaften Anlagen werden daher in der künftigen Bevölkerung mehr und mehr überwiegen.

4. Die Männer der besitzenden Klassen scheuen den Eheverband. Sie entbehren hiermit der sittlichenden und hygienisch wohltätigen Wirkungen des Ehelebens. Die blindlings und unüberlegt geschlossenen Ehen der Besitzlosen haben keine dauernde Lebensgemeinschaft zur Folge. Die Arbeiterschaft huldigt faktisch der freien Liebe, die auch von den Individualisten der andern Klassen als Postulat aufgestellt wird.

5. Das Weib, das nur in der Ehe Befriedigung seiner Triebe auf gesunder Basis finden kann, sucht bei der weitverbreiteten Eheloſigkeit und der unerquicklichen Gestaltung der Ehe Befriedigung im wirtschaftlichen und intellektuellen Leben, um so wie der Mann die Ehe gleichgültig betrachten zu können.

6. Wenn die Konkurrenz der Weiber mit den Männern eine allgemeine geworden sein wird, wenn die Nachwirkungen der alten Auffassung, daß das Weib im Schutze des Mannes steht, überwunden sein werden, wird das konkurrierende Weib von den stärkern Männern früher oder später rücksichtslos niedergeschlagen werden wie eine schwächere Rasse. Die Not der Männer wird diese einst zwingen, den Traum von der Gleichwertigkeit der Geschlechter grausam zu zerstören. Die Berücksichtigung der weiblichen Schwäche ist eine der edelsten Erscheinungen der Sittlichkeit, kann aber nur aus der Beschränkung des Weibes auf seinen häuslichen Beruf erfließen.

7. Da die Masse der Weiber dies und ihre geringere physische und psychische Befähigung für den öffentlichen Kampf einsieht, sind trotz Emanzipation die Jagd nach dem Manne durch Putz und Koketterie, Dirnenhaftigkeit und bei den Besitzlosen Dirnentum heute stärker als je.

8. Das traurigste Los trifft die Kinder. Schwankend zwischen der verderblichsten Verziehung bei den Reichen und Verwahrlosung bei den Armen, wachsen sie unter Eindrücken empor, welche das Gewissen nahezu ausrotten. Die Jugend wird frech und anarchisch.

Alle die traurigen Folgen müssen sich unter der Herrschaft des Verkehrs und des Individualismus noch verschärfen. Der Widersinn dieser Zustände wird aber immer deutlicher. Die Vervollkommnung der arbeitersparenden Technik wird es immer unmöglicher machen, daß alle Menschen, beide Geschlechter, in der Beteiligung an der wirtschaftlichen Arbeit einen das Leben ausfüllenden Beruf finden. Es wird bei steigender Menschenvermehrung menschliche Arbeitskraft immer weniger gesucht werden. Um so stärker wird daher das Bedürfnis nach jener Funktionsteilung empfunden

werden, welche die monogame Dauerehe vollzieht, wonach dem Weibe, abgesehen von der Fortpflanzung, grundsätzlich bloß die Ausgestaltung und Veredlung des Privat- und Familienlebens zufällt. Wenn dann im Zeitalter der allgemeinen Seßhaftigkeit der Verkehr zurückgedämmt wird und in harmonisch abgeschlossenen Wirtschaftsgebieten das Privatleben sich vertieft und wieder Transzendentalinteressen wirksam werden, wird die einzig zivilisationsgemäße, weil auf physiologischer Grundlage aufgebaute Art der Familienstruktur zum endgültigen Siege kommen: die monogame Ehe, in der das Weib als der physiologisch stärker interessierte Teil, den schützenden und ernährenden Mann durch Erweckung von Gemütsbeziehungen für die Dauer des Lebens an sich und ihre Kinder fesselt.

b) Die Sozialverbände der Rassen- und Stammesgemeinschaft; das Judentum.

Die Zusammenhänge der Blutsgemeinschaft als Folge gleicher Abstammung, also die der Rasse und des Stammes, sind durch Wanderung und Blutmischung derart durcheinander geworfen und gekreuzt, daß es fraglich ist, ob sie überhaupt noch als besondere Sozialgebilde angesehen werden können. Die Rasseanlagen sind unzweifelhaft eine maßgebende Grundlage für das soziale Verhalten, doch ist es nur in den seltensten Fällen möglich, dieselben bei den einzelnen Individuen nachzuweisen. In den zivilisierten Kulturkreisen zeigt sich die Bevölkerung als ein Konglomerat aller jener Rassen, welche innerhalb des Wohnraums lebten. Man muß weit wandern, um eine unzweifelhaft aus andern Rassen hervorgegangene Bevölkerung zu treffen. Die Unterschiede der Sprache und Tracht, der Sitten- und Bildungsstufe dürfen uns hierbei nicht beirren, weil alle diese Merkmale bekanntlich verhältnismäßig rasch unter der Einwirkung der Umgebung angenommen und abgelegt werden.

Wenn wir uns nur an die anthropologischen und ethnologischen Rassenmerkmale halten, ist ein Rassenunterschied nur bei Vergleich der Bevölkerung größerer Gebiete festzustellen. Innerhalb derselben besteht kaum mehr ein Gefühl oder eine Wirkung der Zusammengehörigkeit; wir können höchstens im Verhältnis ganz heterogener Massen zu einander, wie zwischen Weißen, Schwarzen und Gelben, das Vorhandensein einer Fremdheit und Abneigung gegen Mischung und sozialen Verkehr konstatieren. Für die Beziehungen innerhalb der zivilisierten Kulturkreise ist jedoch das Rassenbewußtsein zumeist verstummt oder, richtiger gesagt, irregeleitet. Das

Bewußtsein von der Bedeutung der Rasseanlagen lebt noch immer; weil es aber unmöglich ist, die wahren Rassenzusammenhänge aufzufinden und zu pflegen, wird an der Hand der offen zutage liegenden Sprach- und Kulturunterschiede das Rassengefühl in den Dienst anderer Zusammenhänge gestellt, für die von den Massen kritiklos eine Rassengrundlage angenommen wird; d. h. das Rassengefühl wird auf den Begriff der Nationalität übertragen. Wir werden auf das Nationalbewußtsein mit fingierter Rassengrundlage in einem spätern Abschnitt noch zurückkommen.

Obwohl also im allgemeinen die Rassengemeinschaft nicht die Kraft hat, Sozialverbände zu schaffen und zu erhalten, kommt es doch anderseits mitunter vor, daß selbst innerhalb derselben Rasse bei Vorhandensein von Inzucht und Hindernissen des Verkehrs sich Zweige, sogenannte Stämme, mit wenn auch wenig tiefgreifenden, so doch scharf abgegrenzten Stammesunterschieden bilden, die als Sozialgebilde merkbar werden. Es kann ferner bei Rassen, die sich bei einer gewissen lokalen Sonderung nicht bloß morphologisch, sondern auch intellektuell verschieden entwickelten, enge Interessenannäherung die Kluft wohl teilweise überbrücken; dennoch wird eine Neigung der Gruppen zur Sonderung erübrigen, wie sich dies z. B. in dem Gegensatz der bretonischen zu den romanischen Franzosen zeigt, welcher die rassenhafte Grundlage für ganz verschiedene Lebensanschauungen und politische Prinzipien abgibt.

In der Regel aber bildet die Verschiedenheit der Abstammung keinen Anlaß zu einer sozialen Differenzierung. Die gemeinsamen Vorstellungen über Billigkeit, wirtschaftliches und sittliches Bedürfnis, die Anpassung der Sitten und der Sprache bei politischer Unterwerfung gleichen die Rassen- und Stammesunterschiede vollkommen aus. Hierauf beruht die Möglichkeit nationaler Entwicklung trotz Rassenverschiedenheit. Germanische und alpine Rasse bilden miteinander gemengt nebeneinander die französische und die deutsche Nation. Nur so ist es möglich, daß man, und zwar mit Recht, z. B. von Wienern spricht, obwohl Wien ein Mischkessel aller europäischen Rassen und Stämme ist. Die Unterwerfung aller Zuwanderer unter das unpolitische, leichtblütige und bequeme Lebensprogramm dieser Stadt macht aus ihnen eine soziale Einheit. Auf diese Weise können sogar die Hauptrassen durch Vermittlung von Halb- und Viertelblut zu einer nationalen Übereinstimmung kommen, wie wir sie in Mexiko und Südamerika beobachten.

Ganz anders gestalten sich die Beziehungen des Blutes, wenn sie an einem starken Interesse Anlaß und Grund zur Vereinigung finden. Wir wissen, daß der Landstreicher sich aus der Gesellschaft ausscheidet, ohne daß seine zivilisationswidrige Wesenheit in einer Rasseneigentümlichkeit begründet sein muß. Wird aber die Landstreicherei von Individuen betrieben, denen, wie den Zigeunern, eine besondere Rasse zukommt, dann bilden dieselben, als fahrendes Volk miteinander interessenverknüpft, ein Sozialgebilde auf Grund der Abstammung. Ähnlich wird bei den zerstreuten Handelsrassen durch das gemeinsame wirtschaftliche Interesse ein starker Rassenzug lebendig erhalten. Armenier, Perser und Griechen bilden im Orient je ein Sozialgebilde einheitlicher Abstammung, obgleich nicht diese oder die Konfession, sondern der Handel das leitende Interesse ist.

Der zur höchsten Vollkommenheit gediehene Sozialverband dieser Art ist das Judentum. Die Ausbreitung desselben auf nahezu alle Kulturkreise, der kolossale Einfluß der Juden, den diese seit langem auf die soziale Entwicklung der zivilisierten Rassen genommen haben und noch lange üben werden, hat ihnen eine allgemeine Bedeutung verliehen. Eine ernste Soziologie ist gar nicht denkbar, welche sich nicht gründlich mit dem Judentum beschäftigt, und zwar schon im theoretischen Teile, weil dem Judentum nicht eine spezielle Bedeutung zukommt, wie irgendeiner andern Rasse, sondern eine universelle. Die verschiedenen Gesellschaften, denen die Juden innewohnen, haben sich im Laufe ganzer Kulturperioden dem Vorhandensein der Judenschaft angepaßt, so daß sie wie ein notwendiges Glied in ihrem Aufbau erscheinen.

Die Gemeinsamkeit des Handelsinteresses, durch jahrtausendelange Übung im Judentume selbst herrschend und für dasselbe charakteristisch geworden, veranlaßte die Juden, das Rassengefühl lebendig zu erhalten, und das ist auch der Grund, warum ihre atavistische Konfession mit strengen und oft unsinnigen Formvorschriften unberührt von allen Reformideen sich erhielt, obwohl gerade die Juden auf allen Gebieten die Vorkämpfer für Aufklärung und Fortschritt sind. Das wirtschaftliche Interesse, dieses mächtigste aller Interessen und bei den Juden besonders ausgebildet, weil ihnen die Befriedigung auf vielen andern Interessengebieten von der übelwollenden Mitwelt versagt blieb, brachte diese Rasse dazu, unbekümmert um Freisinn und die liberalen Anschauungen von Gleichheit aller Menschen an Konfession und Rasse festzuhalten.

Mit der schon für andere Rassen ganz unhaltbaren Anschauung, Religion sei eine Privatsache, die nur das Individuum angehe und mit der Wissenschaft nichts zu tun habe, hat die liberale Wissenschaft den jüdischen Gesellschaftsverband einfach ignoriert. Ganz abgesehen davon, daß es sich hier nicht um Religion, sondern um Konfession, also um eine eminent soziale Tatsache handelt, ist es nicht einmal richtig, daß der Jehova-Glaube das für das Judentum Wesentliche ist, wie am allerbesten wohl daraus hervorgeht, daß die allgemeine, auch das Judentum ergreifende Verbreitung der religiösen und konfessionellen Indifferenz den jüdischen Zusammenhang nicht im mindesten tangiert hat. Schon der Zeitgeist, der das Judentum fördert, nämlich der des Kapitalismus und Verkehrs, deutet darauf hin, was die Juden in Wahrheit sind: ein wirtschaftlicher Gesellschaftsverband aller Rassenangehörigen, bei dem die Konfession das Mittel der Vereinigung ist.

Wenn wir im folgenden den Versuch machen, diese Anschauung zu begründen, geschieht es insbesondere, um ihre Rassenindividualität den Juden selbst verständlich zu machen. Denn es ist gewiß, daß die Juden trotz außerordentlicher Befähigung ihres Intellekts mit ehrlichster Überzeugung über sich nichts zu bemerken wissen, als was Lessing seinen Nathan aussprechen läßt. Richtige Ansichten über das Judenproblem zu gewinnen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Soziologie im Interesse der Wirtsvölker sowohl, als auch der Millionen im tiefsten Elend schmachtenden Juden Osteuropas.

Die Israeliten waren eines jener Mischvölker Syriens, denen es trotz eines nicht unkriegerischen Sinnes bei der Nähe Ägyptens und der gewaltigen Kriegsmächte Vorderasiens nicht gelang, die politische Selbständigkeit zu behaupten. Das Charakteristische für sie war der aus sagenhaftem Ursprung hergeleitete Monotheismus, der Glaube an den Gott ihrer Väter. Dieser Glaube an eine besondere Beziehung ihres Volkes zum allmächtigen Gott und der Vergleich ihrer vorgeschrittenen religiösen Anschauungen mit dem krassen Polytheismus ihrer Umgebung gab ihnen, obwohl sie sonst die Kulturvölker jener Zeit kaum überragten, das Bewußtsein, ein auserwähltes Volk zu sein. Dieses Nationalbewußtsein blieb, auch als mit der assyrischen Gefangenschaft des Volkes Israel die Zerstreuung der Juden, die Diaspora und deren Handel begann. Der naturgemäße Mittelpunkt ihrer nationalen Gefühle war das Heiligtum ihres Gottes. Das hatte die Entwicklung einer Hierarchie zur Folge, die, weil

sie nicht wie andere politische Organisationen durch kriegerische und politische Mißerfolge in ihrem Ansehen getroffen wurde, sich auch im Unglück erhalten und zur vollen Theokratie entfalten konnte. Durch die Prophetie wurde das Judentum gegen das Heidentum glücklich verteidigt. Seit der sogenannten Auffindung der Thora (der fünf Bücher Mosis, 621 v. Chr.) wurde die bisherige Unbestimmtheit des Bekenntnisses überwunden; die prophetische Entwicklung desselben ist zu Ende, die Hierarchie herrscht durch das Gesetz, das häretische Königtum tritt in den Hintergrund der Ereignisse.

Das babylonische Exil, das auch die eigentlichen Juden zum großen Teil aus Palästina führte, erweiterte die Diaspora und gab den Juden Anlaß, sich als besonderes Sozialgebilde nicht bloß innerhalb ihrer engern Umgebung, sondern in der Welt überhaupt zu fühlen, über welche sie sich nun handeltreibend verbreiteten. Der Hohepriester Esra formulierte 458 v. Chr. das Judentum zu einer strengen Konfession; das Gemeinsame liegt im Gottesdienst, die Juden werden ein heiliges Volk, dessen König Jahve selbst ist. Der Ritus, dessen Ausgestaltung jetzt begann, ist ein Lehr- und Zuchtmittel, mit welchem die Konfession den einzelnen eingefleischt wurde. Diesem Ritus, welcher das ganze Leben Vorschriften und Formeln unterwirft, blieben die Juden trotz seiner peinlichen Strenge im Hinblick auf dessen Bedeutung für den Zusammenhang stets treu. So sehr war ihnen das besonders durch den messianischen Glauben, einst zur Weltherrschaft zu kommen, geförderte konfessionelle Fühlen durch die rituelle Askese Rassenanlage geworden, daß selbst die Zerstörung des Tempels und hiermit der Untergang einer einheitlich organisierten Hierarchie ihren konfessionellen Fanatismus nicht zu erschüttern vermochte. Wohl aber wurde durch die nunmehr gänzliche Zerstreuung das Bewußtsein einer internationalen Stellung und der Notwendigkeit des Zusammenhaltens gegen die Feindschaft aller Völker verschärft.

Zahlreiche Völkerschaften hat ein ähnliches Los betroffen und alle sind mehr oder weniger spurlos in dem Rassengewoge untergegangen; nur die Juden stehen, gestützt auf ihren Ritus und das Gesetz, auf die nationale Idee und die messianische Verheißung, unvermischt innerhalb aller Rassen da. Wie gern führt man das Judentum als Beispiel der entscheidenden Wirkung der Rassenanlagen an. Unsere Darstellung zeigt aber nichts hiervon. Wir fanden ein Volk ohne ausgeprägte Rassenmerkmale, welches sich den von außen kommenden Impulsen anpaßt, auf Grund einer Idee

zu einer besondern Individualität gelangt und das sich sodann durch Inzucht zu einer von aller Umgebung abstechenden Dauerform entwickelt. Die Juden des Altertums waren etwas ganz anderes als die heutigen Juden. Jene waren ziemlich kriegerisch, politisch unklug, kulturell wenig leistungsfähig. Sie trieben Viehzucht und Ackerbau und waren von innerm Hader zerrissen. Seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. treten sie aber immer deutlicher als das hervor, was sie heute sind, eine Einheit, gründend im Gesetz und Ritus, welche jede kriegerische oder gewalttätige Anlage grundsätzlich — nicht aus Feigheit — aufgegeben hat, an politischer Klugheit alle andern Rassen weit hinter sich läßt und sich, losgelöst von einer geographischen Grundlage, dem Handel und allen freien Berufen zugewendet hat.

Wir haben schon hervorgehoben, daß ein bloß auf der Gemeinsamkeit des Blutes durch Abstammung beruhender Sozialverband bei der Zerstreuung und drohenden Vermischung sich nicht zu erhalten vermag. Gewiß enthält die jüdische Konfession mit ihrem Nationalgott, der keine Proselyten will, mit ihren Verheißungen künftiger Weltherrschaft, mit ihrem eingefleischten, Fremde abstoßenden Ritus, mächtige Mittel, um die Juden im Völkerchaos rasserein zu erhalten; aber alle diese Mittel würden binnen kurzem versagen, wenn nicht die wirtschaftliche Überlegenheit durch den Verband gesichert wäre und so das gesamte angeborene Interesse, vor allem das wirtschaftliche, in den Dienst der Rasse und des Sozialgebildes gestellt würde. Rasse und Konfession sind Mittel, die wirtschaftliche Prosperität ist aber der Zweck. Rasse und Glauben sind für die Juden die Außenseite, wirtschaftliches Gedeihen durch Förderung des Verkehrs und entsprechende Einwirkung auf die öffentlichen Institutionen, also Förderung des dem Verbande Nützlichen trotz individueller Konkurrenz, ist der Kern des Judentums. Darum waren auch die Kämpfe der Judenhasser aller Zeiten, die die Juden nur in ihren Außenseiten angriffen, vergeblich.

Kein Volk hat sich so intakt erhalten wie die Juden; an jede Rasse ist das Verhängnis der Vermischung herangetreten; jede Konfession hat ihren Niedergang erlebt oder zeigt die Spuren des Wechsels aller Dinge; nur das Judentum steht unbezweifelt ohne Reformbedürfnis da. Wenn auch der moderne Jude im Ritus lax geworden ist, so ist er doch absolut Jude geblieben, und das ist das Entscheidende. Der Christ hingegen, der seine kirchlichen Gebräuche vernachlässigt, ist innerlich auch vom Christentum abgefallen. Für den Juden ist das Judentum kein Transzendentalinter-

esse, sondern eine Angelegenheit seiner Existenz, seines Vorteils und der Zukunft seiner Nachkommen. Andere konfessionelle Lehrsätze schwächt die Zeit, die jüdische Verheißung von der Weltherrschaft des auserwählten Volkes erlangt immer mehr Kraft, und heute, wo der Verkehr der Beherrscher des sozialen Lebens ist, scheint die Zeit der Erfüllung gekommen. Jesus Christus war für die Juden wirklich jener Messias, den die Propheten angekündigt haben, denn seine Lehre der Duldung hat ihnen die Bahn der Weltherrschaft geebnet. Für niemanden ist er erfolgreicher den Kreuzestod gestorben, er war ihr erfolgreichster Nationalheros. Denn nichts ist für ein internationales Handelsvolk wichtiger als Nächstenliebe, Selbstlosigkeit, Gewissenhaftigkeit — aber alles das nur bei den andern, sie selbst können nichts davon brauchen. Es war darum ein von dem schärfsten Rassenurteil geleiteter Instinkt, diesen Messias nicht anzuerkennen; selbst Christen geworden, wären sie längst verschwunden.

Die wahren Vollstrecker des Christentums aber waren nicht die mittelalterlichen Priester, sondern Humanismus und Liberalismus. Die Herrschaft des freisinnigen Zeitgeistes war in dieser Hinsicht die Zeit des vollkommensten Christentums. Unter ihm konnten die Juden die Interessen ihres Sozialverbands mit aller Macht verfechten. Die kriegerischen Zeiten der Völkerwanderung und des Mittelalters mußten für das Judentum überwiegend entbehrungsvoll sein. Durch sein Nationalprinzip hatte es auf Erfolge durch Gewalt verzichtet und konnte während dieser Zeit nur seine Anlagen für Erfolge durch Klugheit schärfen. Als aber die Politik des Verkehrs die der Gewalt immer mehr zurückdrängte, da wurde durch möglichste Beseitigung aller Schranken jene Sachlage geschaffen, die das Lebenselement der Juden bildet. Nunmehr kam der Lohn für die jahrtausendelange entsagungsreiche Vorbereitung der konfessionellen und rassenmäßigen Individualität. Der beste Beweis dafür, daß das Judentum ein Sozialverband mit wirtschaftlichen Interessen ist, besteht in dessen mächtigem Hervortreten mit dem Eintritt des Zeitalters der Wirtschaft und des Weltverkehrs. Denn wären die Juden, wie man oft glaubt, nur eine Glaubensgemeinde, welche in der Masse ihrer Mitbürger aufgehen wollte, wenn man ihnen nur gleiche Rechte verliehe, dann wäre es nicht möglich, daß gerade durch den Freisinn, der doch Religion und Rasse zur Nebensache macht, das internationale Judentum als geschlossener Verband in erhöhtem Maße prosperieren könnte. Wo der Freisinn nicht herrscht, wie in Polen mit seiner aristokratischen Gesellschaftsorganisation,

in Rußland mit seiner Omnipotenz der Regierung, da sind die Juden überwiegend arm und bedrückt. Es bewährt sich an dem Judentum die Regel, daß jene Individualitäten prosperieren, deren Anlagen mit der Entwicklung korrespondieren, während jene Individualitäten untergehen müssen, die sich im Gegensatz zur Entwicklung befinden und von ihr nichts lernen.

Während sich der internationale Wirtschaftsverband der Juden emporschwang, wußte die übrige Welt, mangels soziologischer Erkenntnis, nichts von demselben, sondern glaubte, die Besonderheit der Juden liege in ihrer Konfession. So kam es, daß Christentum und Freisinn den Juden Rechtsgleichheit in derselben Gesellschaft eroberten, gegen welche die Juden auf Grund ihrer sozialen Geschlossenheit wirtschaftlich überlegen vorgingen, was die Rechtsgleichheit de facto zu ihren Gunsten aufhob. In dem Wahne, es handle sich im Antisemitismus nur um eine Glaubensunduldsamkeit oder um eine Abneigung gegen Menschen fremder Abstammung, wird noch heute von Nichtjuden für das Judentum gekämpft. Von seiten der Juden wird, um für sie einzunehmen, gern auf die Verfolgungen verwiesen, welche sie erdulden mußten. Hierbei müßte 1. untersucht werden, von wem diese Verfolgungen ausgingen, und wären 2. die Verfolgungen selbst erst kritisch zu beleuchten.

ad 1. Die ärgsten Verfolgungen erlitt das Judentum von der katholischen Kirche. Die Ursache hiervon lag nicht in der Lehre Christi, sondern in dem hierarchischen Geiste, den die Kirche aus dem Judentum herübergenommen. Obwohl Christus unter der offenbarsten Feindschaft seitens des Judentums lehrte und starb, so gibt es doch viele Belege dafür, daß er sich nicht als Gegner, sondern als Reformator des Judentums fühlte. Schon durch die Herkunft des Heilands und der Evangelisten war ein Zusammenhang des Neuen Testaments mit dem Alten gegeben, der durch Berufungen auf die Propheten und das Gesetz auch dogmatisch hergestellt wurde. An diese Zusammenhänge knüpfte die Entwicklung der christlichen Konfessionen an, um die Lehre Christi, die für den Daseinskampf gänzlich ungeeignet ist und ihre Anhänger wehrlos preisgibt, für weltliche Bedingungen lebensfähig zu machen. Dazu bot das Alte Testament, welches mehr eine politische Geschichte als eine Glaubenslehre ist, ausreichende Handhaben. In der Tat sind alle christlichen Hierarchien besonders das Papsttum, nur eine Wiedererweckung des Hohepriestertums. Die Priesterschaft aber ist überall die Quelle konfessioneller

Unduldsamkeit. Trefflich sagt Ludwig Stein: „Der theokratische Gesichtskreis der Hebräer hat über den von Menschen für Menschen errichteten Staat, wie er sich in der Sozialphilosophie des Griechentums spiegelt, entscheidend gesiegt.“*

Und so ist es das Judentum in den christlichen Kirchen, das das Judentum außerhalb derselben verfolgt hat und heute noch verfolgen würde, wenn nicht der christliche Gedanke im Humanismus zum Siege gekommen wäre. Die Abneigung der Juden und ihre politischen Bestrebungen richten sich vorwiegend gegen das Papsttum und die Jesuiten, nicht weil diese andern Geistes sind als die Juden, sondern weil sie dasselbe sind wie sie: ein Sozialverband, der nach außen ganz etwas anderes zur Schau trägt, als ihm zugrunde liegt; sie sind Konkurrenten um die Weltherrschaft, der die Völker hier einer Priesterschaft, dort einer Handelsrasse durch die Konfession unterworfen werden sollen.

Es ist kein Zweifel, daß in diesem Kampfe das Judentum über das Papsttum bereits gesiegt hat. Dieses hat nicht nur mit dem Kirchenstaate seine weltliche Herrschaft verloren, auch seine moralische Herrschaft ist längst untergraben. Während das Papsttum mühselig durch politische Künste Ansehen und Einfluß zu behaupten sucht, erwacht im Judentum das Streben, seinem wirtschaftlichen Sieg einen konfessionellen an die Seite zu setzen, indem es den Tempel in Jerusalem als Zeichen seiner Weltherrschaft wieder aufbauen und einen orthodoxen Hohepriester dort einsetzen will. So vergeblich das Papsttum die Herausgabe seines Patrimoniums erhofft, so sicher wird der Zionismus in Zusammenhang mit dem jüdischen Großkapital das gelobte Land der Glaubensgemeinschaft als Mittelpunkt ihres nationalen Lebens durch Geld und politischen Einfluß wiedererwerben.

ad 2. Was aber die einstigen Verfolgungen der Juden selbst betrifft, so waren sie im Vergleich zu den Blutbädern, welche die Interessenkämpfe in aller Welt entfesselt haben, überhaupt unbedeutend. Allerorts gab es die gräßlichsten Grausamkeiten und Massenmorde. Die Verfolgungen der Juden, die Zerstörung Jerusalems durch die Römer waren nicht ärger als die andern Kämpfe derselben gegen hartnäckige Gegner und werden von den raffinierten Christenverfolgungen bei weitem

* „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“, 2. Aufl., Stuttgart 1903, S. 191.

überboten. Die Judenverfolgungen in Spanien waren ein Glied in der allgemeinen Politik dieses Staates gegen Glaubensfremde, die als Staatsfeinde angesehen wurden. Die Verfolgungen im übrigen Europa waren unbedeutend, auch wenn wir diejenigen hinzurechnen, welche dem Märchen vom Ritualmord entsprangen, und gingen nie so weit, daß sie die Juden zur Auswanderung veranlaßt hätten, wie etwa die Verfolgung der Hugenotten. Im Gegenteil: die Juden erfuhren wegen ihrer wirtschaftlichen Leistungen mannigfache Bevorzugungen; sie wurden von den Fürsten mit Freiheiten ausgestattet, geschützt, ja sogar unter Versprechungen und Schenkungen ins Land gezogen, z. B. durch die Jagellonen nach Polen. Wollte man gewisse Einschränkungen der Freizügigkeit oder die Ghettos als besondere Grausamkeiten hinstellen, so wäre zu bedenken, daß ja auch die Masse der Christen bis ins 19. Jahrhundert leibeigen war. Die Bedrückungen der Juden in Rußland scheinen gering, verglichen mit der Rechtlosigkeit der russischen Bauern wenigstens bis 1863. Wenn mit Recht gesagt wird, daß der Jude im Osten Europas in bitterer Not lebt, so darf man daneben die traurige Lebensführung der untern Volksklassen in Polen und Rußland nicht unerwähnt lassen. Auch die Bauern Rußlands darben und erleben periodische Hungersnöte, in denen Tausende zugrunde gehen, obwohl sie im allgemeinen mühevoll arbeiten, während der Jude in den Städten, ohne Nennenswertes zu leisten, feilscht und der Zeit entgegenwartet, wo ihn auch in Rußland der Verkehr und die Emanzipierung der unintelligenten Massen die wirtschaftliche Oberhand gewinnen läßt.

Wo die Juden in Elend schmachten, sind sie auch nach ihren Rasseanlagen in der Volkswirtschaft nur Drohnen, wenn nichts Schlimmeres, um erst dann in der Stufenleiter wirtschaftlicher Entwicklung zu nützlicher Tätigkeit emporzurücken, wenn sie sich der Aufgaben des Verkehrs, aller Handelsformen und der freien Berufe bemächtigen können.

Es drängt sich die Frage auf, wie sich das Verhältnis der jüdischen Handelsrassen zu den großen Kulturrassen entwickeln wird. Die Antwort hierauf ist durch die Tendenz der sozialen Entwicklung gegeben. Wohl läge es in der Macht der europäischen Rassen, die ja aus der Handhabung der Gewalt hervorgegangen sind, auch gegen die sie benachteiligenden Handelsrassen mit Gewalt vorzugehen. So hat man im Mittelalter ab und zu die Juden mit Feuer und Schwert verfolgt, wie das damals eben die Form des Wettbewerbs der Völker untereinander war. Das

ist aber in Zukunft innerhalb der zivilisierten Welt nicht zu erwarten. Abgesehen von Gewaltmaßregeln, welche im Sinne der staatlichen Rechtsordnung erfolgen, sind seit Entwicklung des Verkehrs Verfolgungen nicht möglich, weil die Wechselseitigkeit der Interessen der ganzen Gesellschaft solche Durchbrechungen der Kontinuität der wirtschaftlichen Ordnung nicht verträgt. Die Juden stehen heute unter dem Schutze des allgemeinen Kreditbedürfnisses. Wir sehen z. B., daß in Wien, wo der heftigste Antisemitismus herrscht, die Juden zusehends gedeihen. Wohl schließt man sie von der politischen Tätigkeit aus, im wirtschaftlichen Leben prosperieren sie ungestört, weil hier die Zwecke der Zivilisation Gewaltanwendung ausschließen. Es gibt nur einen Weg, die Überlegenheit des jüdischen Sozialverbands innerhalb unserer kapitalistischen Wirtschaftsorganisation zu vermindern; dieser findet sich in einer Hebung der wirtschaftlichen und intellektuellen Anlagen des konkurrierenden Volkes. Der Weg der Gewalt lenkt aber von dieser Hebung ab und verlockt zu Aktionen, welche die Anlagen sogar verschlechtern.

Es liegt nun in der sozialen Entwicklung überhaupt, daß das Judentum die Vorteile seiner Rassequalitäten einbüßt. Mit der allseitigen Ausfüllung der Wohnräume verschwindet die Hypertrophie des Verkehrs. Der Kapitalismus verliert seine Weltbedeutung. Die Massengewinne und Riesenprofite werden durch die autonome Wirtschaftsorganisation der Nationen und durch eine zivilisierte Rechtsordnung, welche das Recht der Arbeit zur Geltung bringt, unmöglich. Unter solchen Verhältnissen verschwindet der Vorteil der jüdischen Interessenassoziation. Es wird sich herausstellen, daß ein Anschluß an die autonomen Wirtschaftsgebiete vorteilhafter ist. Mit dieser Erscheinung bricht aber das Judentum zusammen, weil das wirtschaftliche Interesse an der Aufrechterhaltung des internationalen Verbandes die einzige wahre Quelle seiner Haltbarkeit ist. Die jüdische Konfession allein wird ebenso wenig wie eine andere Konfession mächtig genug sein, ihre Anhänger zu einem eigenartigen, in sich geschlossenen Sozialgebilde zusammenzuhalten. Es beginnt der Abfall vom Judentum. Damit endigt aber auch die Inzucht und der starre Rassenzug. Die Juden werden dann das, was heute von ihnen mit seltener Geschicklichkeit als Fiktion aufrechterhalten wird: Mitbürger der andern Staatsbürger. Bei dieser Modifikation bin ich nicht imstande, die Meinung gutzuheißen, die heute über die Rassenmischung von Juden mit Ariern herrscht. Die jahrhundertelange Gemeinschaft der wichtigsten Lebens-

bedingungen hat eine solche Annäherung der beiderseitigen Anlagen bewirkt, daß eine Mischung mit günstigem Erfolge denkbar ist. (Vgl. oben Seite 66.) Das jüdische Blut kann zum Vorteil der wirtschaftlich und intellektuell weniger veranlagten Rassen gereichen, während die Mängel der jüdischen Rasse, der selbstsüchtige, gemütlose Materialismus, sich in der Überzahl der andern verlieren.

Die Assimilierung des intelligenten Judentums wäre für die übrigen Rassen, und die Assimilierung des armen Judentums wäre für dieses selbst Erlösung und Wohltat. Das Verschwinden des Judentums ist eine Voraussetzung der Zivilisation. Solange aber die Auflösung des jüdischen Verbandes noch der fernen Zukunft angehört, werden alle Völker gut tun, sich vor den Gefahren der jüdischen Herrschaft im wirtschaftlichen und öffentlichen Leben zu bewahren. (Siehe unten 31. Abschnitt c., sub 4.)

c) Der Sozialverband des Adels.

Besondere Blutsverbände innerhalb der Völker bilden die Adelsfamilien als obere, herrschende Schichte der Bevölkerung. Ihre besondere soziale Stellung wurde durch Krieg, Raub und Gewalt begründet; allein die Notwendigkeit eines Herrschaftsverhältnisses zum Zwecke des Rechtsschutzes übertrug ihnen eine wichtige soziale Funktion und ließ vor Zeiten das Institut des Adels als kulturelles Erfordernis erscheinen. Durch Fortsetzung des kriegerischen Berufs in der Generationenfolge entwickelten und erhielten sich erbliche kriegerische Anlagen, und wenn auch viele einst Vornehme und Freie verbauerten und mit dem unterworfenen Blute verschmolzen, anderseits Unterworfene und Unfreie in den Adel einzudringen wußten, so blieb doch im allgemeinen durch Inzucht und Erblichkeit des Berufs und der mit ihm verbundenen Lehen der mittelalterliche Adel ein vom mindern Volke abgeschlossener Blutsverband. Es entstanden, wenn auch nicht rassenmäßige adlige Dauerformen, so doch wiederkehrende Typen adliger Herkunft.

Daß bei der öffentlichen Bedeutung der Gewalt in den unruhigen und unsichern Zeiten die Inhaber und Ausüber derselben die wirtschaftlichen Faktoren unterdrückten, ist natürlich, ebenso aber auch, daß mit der Festigung der staatlichen und rechtlichen Ordnung sich dieses Verhältnis zum Nachteil des Adels änderte. Der Adel, besonders der Lehensadel, ein schwerfälliges, oft unbotmäßiges Werkzeug staatlicher Gewaltübung, wurde von der kulturellen Staatsgewalt mit Hilfe nicht rassenmäßiger

Krieger, nämlich mit Sold- und Konskriptionsheeren, politisch gestürzt und erhielt sich als Sozialverband hauptsächlich auf Grund seines ererbten Besitzes. Er wird aus dem Berufe des Kriegers und Unterherrschers verdrängt und büßt hiermit ebenso seinen rassenmäßigen Vorzug wie seine kulturelle Bestimmung ein. In Frankreich und Spanien macht er den tiefen Fall zum Hofadel, in welchem alle wertvollen Qualitäten durch die verächtlichste, nämlich Bedientenhaftigkeit, abgelöst werden. In England wird der Adlige ein Genußmensch, der zur Erhaltung seiner Stellung Politik treibt. In Italien geht er in blutigen Fehden unter oder verschwindet in der Kirche. In Polen, wo seine Unterwerfung unter die Staatsgewalt nicht gelang, führt er den Untergang des Reiches herbei. Der russische Adel endlich ist entsprechend der besondern Stellung des russischen Kulturkreises überhaupt kein rassenmäßiger Adel kriegerischen Ursprungs, sondern ein Günstlingsadel. In Deutschland schließt der Adel, soweit er nicht selbst landesherrliche Souveränität erlangt hat, mit der Staatsgewalt seinen Pakt, wonach er als Hof-, Militär- und Beamtenadel sein Ansehen und seine Macht durch die Beziehungen zur Krone stützt und durch Besorgung der Staatsgeschäfte eine neue Mission zu übernehmen, einen neuen Grund der Existenzberechtigung zu gewinnen scheint. Er füllt gleichsam in einträglichen Ehrenstellungen die weite Respektskluft zwischen den breiten Massen und den Dynastien.

In der Tat wollte man die Beobachtung machen, daß Mut der Verantwortung und eine energische Führung der öffentlichen Geschäfte im Erbadel, dem Reichtum den niederdrückenden wirtschaftlichen Kampf erspart, und dem die Erziehung früh die Gewohnheit des Befehlens gibt, eher zu treffen seien, als anderswo. Ohne Zweifel geben die Traditionen glänzender Geschlechter auch schwächern Individualitäten das so wichtige Selbstvertrauen. Genauer besehen, fußt jedoch dieses Selbstvertrauen nicht in sich, sondern nur in der erbärmlichen Neigung der charakterlosen Menge, vor äußerm Glanze zu kriechen und in Titeln eine Bürgschaft für Tüchtigkeit zu sehen. Wenn auch gewiß der einstige kriegerische Beruf geeignet war, kriegerische Anlagen zu züchten, so ist doch das bevorzugte Leben unserer Adligen nicht geeignet, zu erblich befähigten Führern im öffentlichen Leben zu machen, weil hierzu Qualitäten erforderlich sind, die in bevorzugter Stellung nie geübt werden, ja die zu verlieren Familien mit erblichem Reichtum am meisten in Gefahr sind. Je mehr sich die Völker intensiver Kultur hingeben, desto mehr wächst die Bedeutung der

Qualitäten des self-made man auch für die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; es wird daher die individuelle Tüchtigkeit gesucht werden müssen, die sich in schwerem Daseinskampf emporzuarbeiten versteht. Diese Einsicht wird die kritiklose Anerkennung der Führung des Adels erschüttern, ihre Bevorzugung im politischen Leben beenden und ihren schon durch die Konkurrenz der Geldaristokratie bedrohten Blutsverband lockern. Es ist ein Interesse der Zivilisation, daß der adlige Sozialverband verschwinde.

Wie sehr unser Adel die Qualitäten des Rittertums eingebüßt hat, zeigt am besten der Umstand, daß vielfach Adlige an der Spitze der Antiduellbewegung stehen. Gewiß ist das Duell eine Institution, die bei Vorhandensein eines ausgebildeten Ehrenschutzes und einer Veredlung der Gesittung nicht zivilisationsgemäß erscheint, besonders weil allzu häufig der zufällige Ausgang des Zweikampfs die Gerechtigkeit vermissen läßt. Es ist aber gewiß, daß der Zweikampf als Überkommnis der germanischen Waffenehre heute nicht etwa einer Veredlung der Sitten oder einer geklärten Rechtsanschauung weichen muß, die wohl in den intellektuellen Führern der Bewegung, aber nicht in der Menge vorhanden ist, die ihr zu Erfolgen hilft — sondern der materialistischen Denkungsweise unseres Zeitgeistes. Die idealistischen Gründe gegen das Duell wurden stets gekannt und vertreten — doch ohne Erfolg. Was die Kirchengesetze zur Zeit ihrer größten Macht nicht erreichen konnten, das vollbringt heute spielend eine niedrige Denkungsart. Noch ist es nicht entfernt gelungen, das Duell durch eine andere Form des Ehrenschutzes zu ersetzen. Man gibt es vielmehr ruhig auf, Schurken, denen das schwache oder plumpe Gesetz nichts anhaben kann, zur Verantwortung zu ziehen und abzuschrecken. Nicht das Duell ist eine Unsitte, sondern nur dessen Entartung, wie sie im 17. Jahrhundert in Frankreich herrschte, heute in deutschen Studenten- und ungarischen Parlamentskreisen anzutreffen ist.

Ich wage zu behaupten, auf die Gefahr, überwundener Anschauungen bezichtigt zu werden, daß der korrekte, durch Ehrengerichte geregelte und veredelte Zweikampf nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft angehört. Wenn eine idealistische Lebensanschauung wieder herrschend sein wird, wenn weniger Individualisten, aber mehr Persönlichkeiten vorhanden sein werden, wird das Bedürfnis neu erwachen, für eine Schmach, für die es keine Sühne durch die Rechtsprechung gibt, durch eigene Tat sich Genugtuung zu verschaffen, d. h., vom Standpunkt des Gemeinnutzes gesprochen, ehrverletzende Handlungen und Äußerungen unter die Gefahr des Zweikampfs zu stellen.

Durch nichts erfährt der adlige Sozialverband eine stärkere Stütze, als durch die Neigung der Dynastien, sich mit Abstämmlingen adliger Geschlechter zu umgeben. Es rührt dies von der irrigen Meinung der Herrscher her, daß ihre Stellung so wie die des Adels auf einem Vorzug des Blutes und auf ererbten Rechten beruhe, wonach sie im Adel Interessenverwandte und eine Stütze des Thrones sehen, so wie die Meinung vom Gottesgnadentum, die Auffassung, es sei ihnen die Herrschaft von Gott verliehen worden, die Dynastien zu Schützern des Glaubens machte. Allein diese Ansichten sind heute nicht nur intellektuell überwunden, sie verlieren auch in den Massen ihre Wirkung. Die Dynastien haben aber solcher Begründungen gar nicht not. Sie, deren Bestand die Kontinuität der Rechts- und Staatsordnung verbürgt, sind ein wertvolles Glied der Gesellschaft geworden. Ihr Bestand und ihre Macht werden durch ihre wohltätige Funktion im Sinne des Gemeinnutzes gerechtfertigt. Ihre beste Stütze haben sie in einem klaglosen Funktionieren des Staatsorganismus, an dessen Spitze sie stehen. Wenn die Dynastien aristokratische Politik treiben, verkennen sie in gleicher Weise die historische Wurzel ihrer Macht wie die soziologische Bedeutung ihrer Stellung, die sie am besten schützen, wenn sie sich vom Adel und dessen Interessen völlig unabhängig machen. Wo sie sich nur als vornehmsten Teil des Adels betrachten, müssen sie das Schicksal dieses Sozialverbands teilen.

23. Die Sozialgebilde der Gewalt; der Staat.

Die einfachsten Formen der Gewalt sind Anfall und Notwehr. Vermöge seiner sozialen Natur übt der Mensch auch die Gewalt nicht allein, sondern in sozialen Organisationen. Gewalttätige Sozialgebilde, z. B. räuberische Horden, Stämme oder Banden sind aber nicht Sozialgebilde der Gewalt, weil für diese die Gewalt bloß das Mittel zum Zweck, aber nicht das einigende Band, nicht die Ursache der Gemeinschaft ist. Wohl aber sind jene Interessenverbände Sozialgebilde der Gewalt, welche entstehen, um fremder Vergewaltigung Gewalt entgegenzusetzen. Die Abwehr, nicht die initiative Gewalt, ist das Charakteristische dieser Sozialgebilde. Schon in der primitiven Gemeinde ist das Bedürfnis gegeben, gewalttätige Ausschreitungen einzelner und ganzer Gruppen und die Angriffe Fremder zurückzuweisen. Bald ging der Anwendung der Schutzgewalt im Innern ein Rechtsspruch bestimmter Organe, ein gerichtliches

Verfahren voraus; die Verteidigung nach außen bedingte kriegerische Einrichtungen: so sind auch die friedlichen Arbeitsstämme zu Organisationen der Gewalt gediehen, wenn diese auch mangels rassenmäßiger Kampfanlagen schwächlich blieben. Die kriegerischen Stämme hingegen benützten die Organisationen der Gewalt nicht nur zur Verteidigung, sondern vor allem zu Raub und Eroberung. Ihre Gewaltanwendung ging über Schutz und Abwehr nach innen und außen hinaus, ja diese Seiten der Gewalt wurden mangels rassenmäßiger Anlagen für kulturelle Interessen vernachlässigt.

Die vollkommenste Organisation der Gewalt zur Aktion nach außen und zum Schutze gegen Übergriffe der Individuen im Innern ist der aus der Unterwerfung kulturtragender Arbeiter durch kriegerische Stämme entstandene Staat. Hier schafft Kultur die schutzbedürftigen Güter und läßt sie des Schutzes wert erscheinen, und hier sind auch die Anlagen zu einer kräftigen Handhabung der Schutzgewalt zu finden. Im 19. Abschnitt wurde gezeigt, daß die Gewalt eine dauernde Funktion des sozialen Lebens ist, daß Gewaltanwendung im großen, nämlich der Krieg, die stets gültige ultima ratio bleibt, und daß Gewaltanwendung gegen gewissenlose Individuen immer ein Erfordernis der Zivilisation sein wird. Es sollte darum die bleibende Notwendigkeit einer staatlichen Organisation gar nicht in Zweifel gezogen werden.

Es hat aber das Zeitalter des Verkehrs die wirtschaftlichen Interessen derart in den Vordergrund gerückt, daß nicht bloß das Verständnis für die soziale Aufgabe der Gewalt verloren ging, sondern daß die Gewalt des Staates an sich als eine Gefahr für die Gesellschaft angesehen wurde. Schließlich wurde von einer Bewegung, von der der theoretische Anarchismus der letzte Ausläufer ist, die Meinung erweckt, daß es möglich wäre, ohne Staatsgewalt in Gemeinwesen zu leben, in welchen die Menschen nur aus innern Antrieben sittlich handeln, und wo jede Gewalt durch Schiedsgerichte vermieden wird. Da entstanden jene Definitionen, welche, wie diejenige Gierkes: „Der Staat ist der Niederschlag des allgemeinen Willens", ihre Quelle im contrat social Rousseaus haben, während doch der Staat ein historisch gewordenes Herrschaftsverhältnis ist, bei dessen Entstehen nie ein allgemeiner Wille und beinahe immer ein persönlicher Wille wirksam war. Man vertauschte in jener Zeit der Dialektik das erhoffte Endziel staatlichen Lebens mit dem Wesen desselben und verfiel so dem Fehler, das wichtigste Kriterium des Staates: seine Organisation der Gewalt, zu übersehen.

Diese Gegnerschaft gegen den Staat hat seine Wurzel in dem instinktiv empfundenen Gegensatz zwischen dem barbarischen Staat, wie er ist, und dem zivilisatorischen Staat, wie er sein sollte. Die Staatsgewalt ist jeweils in den Händen jener, die in der geschichtlichen Entwicklung mächtig geworden sind. Diese mißbrauchen den Staat für ihre Sonderinteressen. Die staatliche Schutzgewalt als Vertretung nach außen und als Rechtsschutz im Innern kommt nie rein zum Ausdruck, und die zivilisatorische Entwicklung muß sich stets gegen die jeweiligen Machtträger im Staate vollziehen. So konnte es geschehen, daß man den barbarischen Staat, der Sonderinteressen dient, mit dem Staate an sich vertauschte. Über den Mißständen im Staate übersah man, was er tatsächlich auch in seiner gegenwärtigen Form leistet, und daß aller Fortschritt nur durch den Staat verwirklicht werden kann.

Der französische Sozialismus war noch durchtränkt von Haß gegen den Staat an sich. Diese „freisinnige" Auffassung wurde schon von der deutschen Sozialdemokratie aufgegeben, die gerade vom Staate alles erwartet; sehr richtig verwandelte sie daher den Kampf gegen den Staat in einen Kampf um die Herrschaft im Staate. Die sozialdemokratische Utopie eines kommunistischen Staates hat die soziologische Einsicht insofern gefördert, als sie die Anschauung verbreitete, daß es der Staat ist, dem überhaupt die Aufgabe zukommt, in der Gesellschaft die gewünschten und gebotenen Zustände herzustellen. Jetzt erst lernte man erkennen, daß die Gewalt des Staates ebenso wohltätig als furchtbar sein könne; aus dem Nebel der disparatesten Denkweisen tritt die Vorstellung von dem zivilisatorischen Staat als Sozialgebilde der objektiven Gewalt hervor.

Unser europäischer Staat dient heute noch vorwiegend Klasseninteressen, dem Adel, der Kirche, vor allem dem Besitz, der Arbeit aber nur insoweit, als sich diese gefürchtet zu machen weiß. Dieser Staat ist der objektiven Gewalt noch unfähig, jener Gewalt, die sich nur dem Gemeinnutz zur Verfügung stellt. Er wird von den Besitz- und Einflußlosen bekämpft, weil sie sehen, daß er die Interessen der Bevorzugten stützt, und er hat auch das Vertrauen dieser verloren, weil die Regierungen mitunter doch objektive Absichten erkennen lassen; das Kapital endlich will einen schwachen Staat, um die Chancen des Verkehrs rücksichtslos auszubeuten und in seinen wirtschaftlichen Spekulationen durch Beschränkungen der Vertragsfreiheit oder gar durch kriegerische Operationen nicht gestört zu werden. Aus solchen Verhältnissen erklärt sich die Zerfahrenheit der Ge-

waltanwendung im heutigen Strafrecht, das bald grausam, bald ohnmächtig, jedenfalls seinen Zweck, die Gesellschaft zu schützen, nicht erfüllt und dennoch bestehen bleibt.

Wir sind also vom zivilisatorischen Staat noch weit entfernt. Nur wenn die Träger aller schutzbedürftigen und zivilisationsgemäß schutzwürdigen Interessen an der Staatsgewalt partizipieren, kann diese eine objektive Wirksamkeit entfalten. Eine solche hat die Ideologie des Liberalismus wohl vorgespiegelt und als Ideal aufgestellt; aber bei dem frei waltenden Interessenkampf ist das Resultat stets nur eine Gewaltanwendung zugunsten der Besitzenden, ohnehin schon Mächtigen. Weil der Staat seine Gewalt oft schlecht verwendet, sucht man ihn zu schwächen. Das ist verfehlt: er muß stark bleiben, ja seine Gewaltanwendung muß vielfach noch härter und rücksichtsloser werden, — aber er muß dem Gemeinnutz dienen, nicht den Sonderinteressen der heutigen Gewalthaber. Eine Herrschaft, welche das objektiv Gemeinnützige erwirken und schützen will, wird sich zu Abschreckungen, Verhinderungen und Befehlen aufraffen müssen, welche den heutigen individualistischen Vorstellungen unfaßbar sind. So wie das Zeitalter des Verkehrs eine an Zügellosigkeit und Willkür grenzende Freiheit gezeitigt hat, so wird das Zeitalter des Rechts der Arbeit und der harmonischen Produktion bei vermehrten Konfliktsanlässen des dichtesten Ineinandergreifens von Interessen allseits sichere Abgrenzung der Rechte, vor allem aber absolute Raschheit und Verläßlichkeit in der Ausübung der öffentlichen Gewalt verlangen. Die Staatsmaschine wird mit unwiderstehlicher Wucht und Präzision ihren Gang nehmen. Die treibende Kraft der Staatsmaschine aber muß der Gemeinnutz sein. Alles Edle, Sittliche, Gemeinnützige genießt Sicherheit und Freiheit und kann vom Staat unberührt seinem veredelten Individualismus nachleben; alles Gemeine, Unsittliche und Ungerechte gerät zwischen die Räder der Staatsmaschine und wird zermalmt.

Die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer solchen objektiven Gewalt wird herrschend werden, wenn die Wohnräume allseits besetzt und die Wirtschaftsgebiete zur Harmonie der Produktion gezwungen sein werden. Dann wird die Existenz nur bei umfassender Vorsorge der objektiven Gewalt für Volkshygiene, Rassenzucht, für die Erhaltung und Verbesserung der Produktionsquellen möglich sein. Die Notwendigkeit der objektiven Gewalt verbürgt aber bereits deren Verwirklichung; denn jedes zum Bewußtsein gelangte soziale Bedürfnis ist eine Idee, die sich durchsetzt.

24. Die Sozialgebilde der Ideen.

Die Anthropologen haben wie alle Naturwissenschaftler die Neigung, nur die grob stofflichen, sinnlich wahrnehmbaren Elemente der sozialen Entwicklung zu beachten. Ein gleiches tut die materialistische Wissenschaft in ihrer Geschichtsauffassung. Die erkenntnistheoretische Grundlage des Positivismus, der das sinnlich Wahrnehmbare, den Stoff, nur als Erscheinungsform bestimmter Energien erkennt, schützt den Soziologen vor solcher Einseitigkeit. Es ist zweifellos richtig, daß die morphologischen Anlagen des Menschen alles in sich schließen, was dessen soziales Verhalten zur Umwelt bestimmt. Dennoch sind wir nicht imstande, durch bloße Betrachtung des Morphologischen das Soziale zu fassen, weil sich die subtilern, gewiß auch morphologisch zum Ausdruck gelangenden, aber unseren Sinnen nicht mehr faßbaren Energiewirkungen dieser Betrachtung entziehen. Die Soziologie darf es daher nicht vernachlässigen, den intellektuellen Verkehr in den Kreis ihrer Studien einzubeziehen, den sie wohl als Wirkung der ererbten und erworbenen Anlagen erkennen, aber nie als formale Erscheinung erfassen kann.

Die intellektuellen Energiewirkungen werden in dem Maße wichtiger, als sich das menschliche Interesse zu höhern Formen entwickelt und die bedingte Willensfreiheit (siehe oben Seite 23 ff.) einsetzen läßt. Ja in der sozialen Struktur überwiegen dieselben oft die Wirkung jener Anlagen, die sinnlich faßbar sind. Auf dem intellektuellen Verkehr der Menschen beruhende Ideen einigen auf Grund des gleichen Interesses die Angehörigen verschiedener Rassen trotz somatischer Unterschiede zu Sozialgebilden der Ideen. Intellektuelle Interessengegensätze reißen anderseits die Angehörigen derselben Rasse, die Glieder einer Familie auseinander.

Während die Sozialgebilde des Blutes: Familie, Stamm, Rasse, unmittelbar dem physiologischen und Gattungsinteresse entspringen, emanzipieren sich die Sozialgebilde der Individual-, Sozial- und Transzendentalinteressen von der grob stofflichen Grundlage unseres Seins und können soziale Beziehungen eröffnen, die in vollem Gegensatz zu ihr stehen. Besonders die Sozialgebilde der Gewalt haben die Massen dazu erzogen, sich von den Instinkten loszulösen und bewußte Absichten Herr ihres Verhaltens werden zu lassen. Wenn sich z. B. der Staat zwangsweise ein Gebiet einverleibt, dessen Bewohner weder nach ihrer Abstammung, noch nach ihren Bedürfnissen seinem Volke zuzurechnen sind, so sind bei der Er-

oberung sozialisierende Ideen maßgebend gewesen, die der intelligibeln Freiheit entsprangen. Es kommt so in der sozialen Entwicklung jene bedingte Willensfreiheit zur Geltung, die alle Vervollkommnung einleitet, aber auch die Gefahr einschließt, die reale Interessengrundlage aus dem Auge zu verlieren.

Die verschiedenartigsten Ideen können Sozialgebilde hervorbringen; die meisten derselben beruhen auf Sozialinteressen, wonach sich Menschen mit gleichen Bedürfnissen um das gemeinsame Ziel, die einigende Idee, auf Grund der Interessensolidarität zusammenschließen. Doch kann sich ein solcher Zusammenschluß auch auf dem Boden des Individual- und Transzendentalinteresses ergeben, indem gleiche Ziele die Menschen einen, auch wenn sie für jeden nur Sonderziele sind. Die Gesamtheit jener, die für die leitenden Ideen tätig sind, bildet einen „Gesellschaftsverband".* Außerdem aber gibt es Ideen, welche gewissen Personenkreisen eine bestimmte Stellung anweisen. Hier macht nicht die eigene Idee ihre Träger zu einem Sozialgebilde; dasselbe lebt vielmehr von der wirklichen oder vermuteten Bedeutung, die es für seine soziale Umgebung besitzt. Hierbei ist stets vor Augen zu halten, daß die niedern Interessen in letzter Linie der Grund auch der höchsten, diese gewissermaßen das Mittel zum Zweck sind, und daß Ideen, die scheinbar den höchsten Interessenformen entspringen, auch von den Massen durch instinktives Erfassen des Zusammenhangs mit ihren niedern Interessen geteilt werden können.

Hier sollen nur beispielsweise zwei Sozialgebilde von Ideen auf ihre soziologische Wesenheit geprüft werden: das der Dynastien und das der Unterdrückten.

Sobald eine Menschengruppe eine gewisse Kulturhöhe erreicht hat, kann sie einer Führung und Verwaltung nicht entbehren, es tritt das soziale Bedürfnis nach einer Regierung ein, das, zur Idee geworden, einer Familie eine besondere Stellung verleiht. Diese scheint zunächst im Individualinteresse der dynastischen Familie gelegen, sie wurzelt jedoch in einer außerhalb der Dynastien im Volk herrschenden Idee.** Es ließ nämlich das

* Im 4. Teile von „Wesen und Zweck der Politik" werden unter „Gesellschaftspolitik" die Gesellschaftsverbände des Adels, der Kirche, der Dynastien, des Großkapitals, des Mittelstands, des Gaunertums, der kommunistische Gesellschaftsverband u. a. erörtert; andere Gesellschaftsverbände sind z. B. die des Freimaurertums, der Professorenwelt, der Sportwelt, der Wagnerianer, der Antialkoholiker usw.

** Die Begriffe Sozialgebilde der Idee und Gesellschaftsverband decken sich also durchaus nicht.

tiefempfundene Bedürfnis nach einer Kontinuität der „Autorität", d. h. der unangefochtenen und darum starken, erfolgreichen Leitung, trotz aller Enttäuschung und Gegenbeweise stets wieder die Idee sich entwickeln, daß die Qualitäten der Ahnen, die durch Tüchtigkeit das Geschlecht emporbrachten, in der Dynastie vererbbar seien. Was hat sich die Anthropologie und Genealogie Mühe gegeben, zu diesem Autoritätsglauben eine tatsächliche Unterlage zu ermitteln! Vergebens; alle Forschungen in den verschiedenen Dynastien des Könnens haben versagt und nur die Lehre erbracht, daß von der Vererbung, also auch von der Rasse, nicht viel Aufschluß über die individuellen Qualitäten zu erhoffen ist. Abgesehen von musikalischen Dynastien, die aber kaum auf Vererbung, sondern eher auf den Einfluß der Umwelt in der Kindheit zurückzuführen sind, gelang es der Forschung nicht, hervorragende Qualitäten in einer Familie vererblich nachzuweisen. Eher noch gelang es, die Vererbung antisozialer oder perverser Qualitäten zu konstatieren, weil diese häufig auf Erkrankung des Keims beruhen.

Trotz aller Lehren der Geschichte blieb die Anhänglichkeit an Dynastien bestehen, weil ihnen das wichtige Bedürfnis nach Konservierung der Autorität zu Hilfe kommt. Zu einer Zeit, wo dieses Bedürfnis wohl bestand, aber seinem Wesen nach nicht erkannt wurde, schuf es sich zu seiner Befriedigung die Idee der Dynastie und den dynastischen Autoritätsglauben. Dieser ist um so stärker, je unreifer das Volk. Wird er erschüttert, so wankt der Thron. Erst bei politischer Reife wird das Autoritätsbedürfnis so klar empfunden, daß die dynastische Autorität als zivilisatorisches Bedürfnis respektiert wird, auch wenn der Glaube an die ererbte Tüchtigkeit und das ererbte Recht des Monarchen geschwunden ist. Die Autorität der Herrscher bleibt bestehen, wenn sie nur halbwegs jenes Bedürfnis befriedigen. So werden die Dynastien von politisch reifen Völkern zu Regententugenden direkt gezwungen. Im Besitz derselben haben sie von der „Aufklärung" nichts zu fürchten.

Diese Aufklärung werden die Dynastien nicht hindern; vergebens würden sie sich auf Kirche und Adel stützen, um das Volk in dem unreifen Autoritätsglauben zu erhalten. Sie werden daher das dynastische Individualinteresse, das mit dem Sozialinteresse der Kontinuität der Rechts- und Machtverhältnisse zusammenfällt, am besten dadurch schützen, daß sie die Herrscherqualitäten erstreben und insbesondere durch die Erziehungsweise der Thronfolger einige Bürgschaft bieten, daß sie dieselben auch besitzen. —

Die soziale Entwicklung wurde (siehe oben Seite 78 ff.) zu allen Zeiten von Ideen geleitet; d. h. ein Bedürfnis, welches den Lebensbedingungen entwuchs, kam in einer Idee zum Ausdruck, welche von leitenden Persönlichkeiten ausgesprochen und praktiziert wurde. Diese Ideen haben, insofern sie in der sozialen Entwicklung eine Bedeutung erlangen sollen, eine Erweiterung der Lebensbedingungen für den Kreis ihrer Anhänger zum Zwecke. Wegen der dringenden Natur des Bedürfnisses und der Masse der Anhänger gehören zu den mächtigsten Ideen die Kampfideen der Unterdrückten und Benachteiligten, die sich, solange sie in der vernünftigen Einsicht der Mächtigen keine Hilfe fanden, in den theologischen Zeitaltern regelmäßig des Transzendentalinteresses bedienten, um Anhang und Erfolg auch in den Reihen der Herrschenden zu gewinnen. Hierher gehören die Bewegungen des Urchristentums als der Religion der Mühseligen und Beladenen, des Buddhismus, der sich gegen den brahmanischen Kastenstaat richtet, und die verschiedenen Reformen des Islam durch die Wahhabiten im 18. Jahrhundert, die sich gegen die schroffe Schichtung innerhalb der moslemitischen Welt wandten.

Die Mittel der Gewalt wurden von den Unterdrückten nach der Natur ihrer minderbefähigten Rasse zuerst ohne Erfolg in zahllosen Heloten-aufständen, Sklaven- und Bauernkriegen versucht, bis nach gründlicher Mischung und Ausgleichung der Blutanlagen die demokratischen Bewegungen und Revolutionen siegreich wurden. Hierbei haben sich die Reformideen von der konfessionellen Verquickung emanzipiert, um die philosophische Denkweise der Zeit des Verkehrs für die Besitz- und Einflußlosen zu Hilfe zu rufen.

Es liegt in der Natur der sozialen Kämpfe, daß der Sieg einer sozialen Idee das Emporsteigen ihrer Anhänger in eine höhere Klasse mit sich bringt: ursprünglich die Erhebung der Sieger aus der primitiven Freiheit zu den bevorzugten Ständen, später in der geschichteten Gesellschaft das Aufrücken der bisher Unterdrückten zur Rechts- und Besitzgleichheit. Trotz aller Erfolge wird der Kampf für Gleichheit der untern Klassen ein ewiger sein, weil bei der Ungleichheit der Menschen stets nach unten Volksschichten ausgeschieden werden, die das Emporsteigen nicht mitmachen können, und weil die Entwicklung stets die Schwachen hinabdrückt. Der Kampf der Unterdrückten für ihre Gleichheit mit den obern Schichten ist daher unsterblich, er wird sich nach Ausmerzung des Geburtsadels gegen die Aristokratien des Besitzes und aller Erwerbsformen richten.

Die Stärke der wirtschaftlichen Kampfideen wurzelt in ihren nahen Beziehungen zum physiologischen Interesse; die Nichtbefriedigung desselben bringt ja alle andern Interessen zum Schweigen. Die wirtschaftlichen Kampfideen sind daher geeignet, die auf dem Gattungs- und Sozialinteresse aufgebauten Verbände der Rasse und der Nation aufzulösen, ja sogar das enge Band der Familie zu zerstören. Die nationale Idee zieht sich auf die Spitzen der staatlichen Gesellschaft zurück, während sich die Massen internationalem Sozialismus ergeben, soweit sie nicht in der Nationalität ein Sozialgebilde zur Förderung auch der wirtschaftlichen Interessen erblicken.

Die zersetzende Wirkung der Sozialdemokratie äußert sich daher in den Staaten verschieden nach der historisch gewordenen nationalen Struktur derselben. So ist z. B. in Deutschland das maßlose Anschwellen der sozialdemokratischen Partei in der traurigen nationalen Geschichte begründet; auch weil sich hier die Lebensbedingungen für die Besitzenden plötzlich viel günstiger gestalteten, verstärkte sich der Auftrieb der Besitz- und Einflußlosen zur Macht. In Großbritannien ist das sukzessive Emporrücken der untern Klassen seit langem in einer Bahn, welche die gefestigte Nationalidee schont, von deren Sieg im imperialistischen Sinne auch die untern Klassen Raum zum Emporrücken erhoffen.

Eine äußerst glückliche Organisation gegenüber der sozialistischen Idee zeigt Ungarn; in seiner Gesellschaft herrscht die vollkommenste Teilung der sozialen Funktionen. Der Bevölkerungsuntergrund, die unterworfenen Slawen und Rumänen, arbeiten in den verschiedensten dürftigen Lebensstellungen, gleichsam eine unterste Kaste bildend, welcher bei der rassenmäßigen Schwäche ihrer noch ungemischten Anlagen die Idee des Aufstrebens noch fernliegt. Deutsche bilden vielfach den Mittelstand und liefern die Intelligenz für alle praktischen und gewerblichen Betätigungen. Sie haben keinen Grund, dem Staate feindlich zu sein, in dem sie zwar nicht politischen Einfluß, aber wirtschaftliche Prosperität finden. Die Juden besorgen Handel und Verkehr und besitzen das ungarische Kapital. Der Magyare endlich hat alle einträglichen öffentlichen Stellen inne und besorgt die Politik des Staates, d. h. er herrscht durch chauvinistischen Terrorismus ohne viel Positives zu leisten und doch ohne derzeit ernstlichen Widerstand zu finden. Mag Ungarn kulturell auch rückständig sein, so hat es doch eine äußerst widerstandsfähige Struktur, deren Geheimnis in der Aufteilung der sozialen Funktionen auf Rassen verschiedener Anlagen

und verschiedener Entwicklungshöhe liegt. In dem Maße, als sich Ungarn industriell entwickelt und die wirtschaftliche Gliederung mit der nationalen nicht mehr zusammenfallen wird, wird auch Ungarn mit auflösenden Tendenzen zu rechnen haben.

Die Konsequenzen der sozialen Entwicklung müssen hingenommen werden, wie sie sind, ob sie nun vorteilhaft oder nachteilig erscheinen; es wäre vergebens, die Ideen zu verleugnen, die die Entwicklung gebiert; es ist unmöglich im Zeitalter des Verkehrs und Kapitalismus in den öffentlichen Maßnahmen diese heute herrschenden Kräfte zu ignorieren. Doch durch die intelligible Freiheit ist uns eine gewisse Weite der Voraussicht möglich.

Die Institutionen, die unter einem Zeitgeist geschaffen werden, entpuppen sich im Zeitalter der nächsten Idee als Hindernisse der Entwicklung, wenn sie nur der momentanen Sachlage angepaßt sind und nicht dem großen Zuge der gesamten Entwicklung Rechnung tragen. Darum sollten die Denker die notwendigen Ideen der Zukunft schon jetzt beachten, das sind jene Ideen, die die Bedürfnisse ausdrücken, die nach der allgemeinen Rückstauung des Verkehrs herrschend werden müssen, nämlich die Ideen der innern Harmonie der Wirtschaftsgebiete, der nationalen Abschließung und der objektiven Gewalt, welche Besitz und Einfluß den Individuen nach ihrer Arbeit und ihren individuellen Qualitäten garantiert, also die Idee des zivilisierten Staates.

25. Die Sozialgebilde der Zivilisation; Nation und Gesellschaft.

Mag im einzelnen Falle die Gründung des Staates noch so sehr von der typischen Unterwerfung seßhafter Arbeiter durch schweifende Räuber abweichen, so wird sich doch stets erweisen, daß seine Geschichte mit der Beherrschung eines Volkselements durch ein anderes begann. Naturgemäß sind diese Volkselemente von verschiedener kultureller Befähigung, so daß entweder die politisch-kriegerischen Herren oder die Unterworfenen die kulturelle Führung übernehmen. In beiden Fällen erzeugt innerhalb des Staates das gemeinsame Rechts- und Verkehrsleben eine Annäherung der Volkselemente, welche sich vor allem in einer gemeinsamen Sprache ausdrückt, die verschiedenartige Abstammung vergessen läßt und als Kompromiß der Rassenelemente ein Sozialgebilde höherer Ordnung hervorbringt: die Nation.

Die Nation, d. h. das aus der Stammesverschiedenheit zu einer Einheit verschmolzene Volk eines Staates, ist also eine historisch gewordene Sprach- und Kultureinheit. Nur von der Einbildung wird sie auf eine gemeinsame Abstammung zurückgeführt (vergl. oben Seite 125), in Wahrheit ist sie das Produkt des Zusammenwirkens von Gewalt und Kultur.

Die Nation entsteht aus dem staatlichen Volk durch Aufhebung der ursprünglichen Rassen- und Kastengegensätze in einer Interessenübereinstimmung, ohne daß die Zwangsnatur des Staates verloren gehen darf. Sie ist ein Sozialgebilde, dem die Gewalt die Gestalt, die Kultur den Inhalt gegeben hat.

Die Wege zur Herstellung dieser Interessenübereinstimmung waren sehr verschieden; nur das ist sicher, daß ohne Gewalt kein Volk zur Nation entwickelt wurde. Die unzweifelhafte Unterwerfung der kulturtragenden romanisierten Gallier unter die kulturannehmenden Franken führte zu jenem strammen Nationalbewußtsein, das noch heute jeden Franzosen beseelt. In Deutschland hingegen hat sich streng genommen bis heute keine Nation gebildet. Die deutschen Stämme, nach außen siegreich und darum staatengründend, lebten unter sich in unentschiedener Fehde und konnten zu keiner politischen Konsolidierung gelangen. Die hundertfältige deutsche Kleinstaaterei ist der Ausdruck mangelnder Unterwerfung. Nur innerhalb der Stämme findet sich eine Art staatlicher Unterwerfung, so daß man mit mehr Recht von einem bayerischen, preußischen Volke sprechen kann, als von einem deutschen. Aber es gibt keine preußische Nation, weil die Kultur nicht preußisch, sondern deutsch ist. Deutschland ist ein Kulturbegriff; die Nationalisierung ist hier zurückgeblieben, was sich in der Schwachmütigkeit aller Deutschen gegen ihre Bedränger im nationalen Daseinskampf bis heute zeigt.

Dort, wo sich der nationale Verschmelzungsprozeß ungestört vollzieht, entsteht eine vollkommene Nation: die nationale Zugehörigkeit fällt mit der staatlichen zusammen. Wird aber dieser Verschmelzungsprozeß durch die politischen Ereignisse durchkreuzt, so daß die kulturelle Einheit mit dem Umfang des Staates nicht übereinfällt, sei es, daß innerhalb derselben mehrere Staaten bestehen, oder daß in einem Teil des Staates die kulturelle Assimilierung nicht gelingt, spricht man von unvollkommenen Nationen.

Ist eine Bevölkerung bereits durch Verschmelzung der Rassenelemente zu einer Sprach- und Kultureinheit gediehen, dann aber durch politischen Untergang oder Zerstückelung ihres Staates einem andern Staate ange-

gliedert worden (wie die Polen), dann bildet sie neben der herrschenden Nation dieses Staates eine Nationalität. Die Nationalität ist als ein Sozialgebilde höherer Ordnung, weil sie bereits Elemente der Herrschaft in sich trägt, der staatlichen Nation gegenüber viel widerstandsfähiger, als ein primitiver Stamm (wie die Slowaken).*

Endlich sind aus den Bevölkerungen jener Gebiete, die politisch ein gemeinsames Schicksal hatten, aber bei dem Mangel einer zielbewußten siegreichen Gewalt oder einer alle Teile beherrschenden Kultur sich nicht zu einer Nation entwickeln konnten, Nationalitäten-Koalitionen geworden, die entweder einen nationalen Charakter haben, wie Ungarn, wo das Interesse einer Nation die politische Richtung angibt, oder eines solchen nationalen Charakters entbehren, wobei wiederum die faktisch vorhandene Interessensolidarität bewußte Betätigung findet, wie in der Schweiz, oder verkannt wird, wie in Österreich.

Das kriegerische Zeitalter, d. i. fast die ganze historische Zeit, war erfüllt von Rassenkämpfen und Rassenmischung. Abgesehen von den untergegangenen Nationen des Altertums kann erst seit den letzten vier Jahrhunderten von Nationen als dem Resultat der Rassenmischung gesprochen werden. Noch ist die Entwicklung der Nationen nicht abgeschlossen; in kulturfähigen Gebieten, wie auf der Balkanhalbinsel oder in Südamerika, hat sich noch keine feste Staatsgewalt etabliert, unter welcher sich eine Nation hätte bilden können. Anderseits ist die Teilung der Erde unter die Nationen noch keine unzweifelhaft geordnete, sondern wird noch manche unvermeidliche Gewaltkämpfe erfordern.

Die Nation ist das Sozialgebilde der Zivilisation, weil sie

1. als Produkt von Gewalt und Kultur in sich alle Erfordernisse zur dauernden Erhaltung eines zivilisierten Staates hat;
2. die Unterdrückung und Ausbeutung durch fremde Gewaltorganisationen nicht duldet;
3. den Zerfall der Sozialgebilde nach Sonderinteressen in ohnmächtige Partikel hindert;
4. weil die nationale Idee das Mittel ist, den Massen weitere gemeinsame Interessen und höhere Ideen zugänglich zu machen.

Die nationale Einheit aber will nach innen und nach außen erkämpft werden. Im Staate muß eine Nation herrschen und den nationalen Zug

* „Wesen und Zweck der Politik", I. Bd., S. 165.

angeben. Eine Versöhnung mit einer zweiten Nationalität im Staate gibt es in dieser Hinsicht nicht, nur eine Unterwerfung. Nach außen muß mitunter die Vereinigung mit gewissen Gebieten erstrebt werden, die nur durch Kriege erreichbar ist. Wenn daher der aktionsscheue, friedliebende Kapitalismus, indem er allen gewalttätigen Operationen des nationalen Geistes in den Arm fällt, die gesunde nationale Abrundung verhindert, verzögert er hierdurch die zivilisatorische Entwicklung. Nationen, die durch die Ungunst der Verhältnisse unvollkommen bleiben, sind hinter den vollkommenen um einen wichtigen Faktor der Zivilisation zurück.

Alle Sozialgebilde, welche wir bisher angeführt haben, können mehr oder weniger intensiv unter sich in sozialer Verbindung stehen. Wir sehen Horden, Familien und Stämme miteinander verkehren und zwar nicht bloß zum Güteraustausch, sondern auch um sich zu vermischen. Wir sehen Völker und Nationen unter sich in Verkehr, um die verschiedensten Übereinkünfte zu treffen, ja auch um Bündnisse zu schließen und das Leben ihrer Bürger im Kriege für einander zu opfern. Die verschiedenen Sozialgebilde der Wirtschaft, die Klassen der Bevölkerung, die Stände, Genossenschaften und Korporationen verkehren miteinander, d. h. sie kooperieren zur Interessenförderung oder suchen Bestand und Stellung des feindlichen Sozialgebildes zu erschüttern, zu verkleinern. Auch die Sozialgebilde der Ideen berühren sich, um die Ideen zu entwickeln und ihnen Macht zuzuführen.

Die miteinander verkehrenden Sozialgebilde machen höhere Einheiten aus, die wir „Gesellschaften" nennen. Je ähnlicher die Sozialgebilde sind, desto mehr ist die Geneigtheit und das Bedürfnis zum Verkehr gegeben. Die Bewohner der Türkei, also *eines* Staates, bilden in gewissem Sinne keine Gesellschaft, wohl aber die Mohammedaner aller Staaten. Insbesondere ist dort, wo eine gemeinsame Kultur besteht, wo also die Menschen ein ähnliches Privatleben führen und für ihre Individualinteressen gegenseitig Verständnis haben, die Möglichkeit jenes Verkehrs gegeben, den man gewöhnlich den gesellschaftlichen nennt und der sich im Wege der mündlichen Unterhaltung und der Korrespondenz, durch die Presse, auf dem Gebiete von Kunst und Literatur, durch Reisen, Vereine, Kongresse und dergleichen vollzieht. Je näher die Menschengruppen örtlich oder durch Verkehrserleichterungen einander stehen, desto intensiver wird der Verkehr. Wir sind daher berechtigt, von örtlicher, städtischer, staatlicher oder nationaler Gesellschaft und von der Gesellschaft ganzer Kulturkreise zu sprechen.

Ja selbst Kulturkreise treten miteinander in Berührung und zwar um so mehr, je geringer die kulturellen Unterschiede sind. So sind die Beziehungen des europäischen Kulturkreises zum nordamerikanischen lebhaftere als zur islamitischen Welt. Die Gesamtheit jener Menschen und Sozialgebilde, die miteinander in Verkehr stehen oder doch zu gegenseitigem Verkehr geeignet sind, bilden „die Gesellschaft". So ist innerhalb des ozeanischen Kulturkreises jede Horde eine Gesellschaft für sich, während sämtliche zivilisierten Kulturkreise eine große Gesellschaft bilden.

Diese „Gesellschaft" im eigentlichen Sinne steht in einem gewissen Gegensatz zum Staate, da der Verkehr über die Grenzen des Staates hinaus auf gewisse Schwierigkeiten und Hindernisse stößt, die in den Macht- und Kulturinstitutionen des Staates begründet sind. Die Gesellschaft ignoriert diese Schranken oder sucht sie zu durchbrechen. Der Staat muß sie aber im Interesse seiner Macht und der nationalen Einheit aufrecht erhalten.

Kultur an und für sich ist nicht geeignet, die Menschen zu vergesellschaften. Ja gerade die Eigenart der Kultur trennt dieselben. Nur die den Entwicklungsgesetzen angepaßte Kultur enthält jene Denk- und Rechtselemente, welche, weil naturgesetzlich begründet, allen Menschen gemeinsam sein können. Mit andern Worten: jene Völker, die die Entwicklung repräsentieren, wollen dem Leben den vollkommensten Inhalt geben. Dies treibt sie dazu, die soziale Entwicklung auf eine dem Individuellen nützliche, also auf eine gemeinnützige Grundlage zu stellen. Alle Völker, welche diesen Trieb haben, werden sich daher zuerst in verwandten und bei höherer Entwicklung in den gleichen Rechts- und Sittenanschauungen und gleichem Gebrauch von intellektuellen und praktischen Kulturmitteln begegnen. Die in allen entwicklungsfähigen Völkern fortschreitende Annäherung der Weltanschauung an das naturgesetzlich Gebotene nähert und einigt sie immer mehr in denselben Anschauungen über die persönlichen und sonstigen Privatrechte der Menschen, über die innere und äußere Souveränität des Staates und über die Anerkennung der Wissenschaft. Soweit diese Anschauungen herrschen, ist die wesentlichste Voraussetzung für den Verkehr gegeben und bildet die Menschheit die zivilisierte Gesellschaft.

Die ganze zivilisierte Gesellschaft hat über das Lebensziel eine einheitliche Auffassung, wenn sie auch verschiedene Mittel wählt, dasselbe zu erreichen. Diese Verschiedenheit ist durch alle jene Besonderheiten gegeben welche auch die Ursache der verschiedenen Qualitäten der Rasse sind. Die Faktoren der sozialen Entwicklung sind mithin die Quelle verschiedener

Abstufungen der Zivilisation. Die Rasse, die Umwelt, die überkommenen Ideen, der Wohnraum differenzieren die Anschauungen über das Lebensziel nicht in ihrem letzten Bekenntnis, aber über den einzuschlagenden Weg. So ist z. B. der Gemeinnutz als Zweck aller öffentlichen Organisationen von allen zivilisierten Völkern anerkannt, aber was man darunter versteht und wie er zu sichern ist, wird sehr verschieden beurteilt. Deshalb bleibt es ein dauerndes Bedürfnis der zivilisierten Gesellschaft, politisch und national gegliedert zu sein, weil ohne diese Absonderung der verschieden denkenden Gruppen auch die soziale Übereinstimmung leiden müßte. Die nationale Autonomie scheidet aus den gesellschaftlichen Beziehungen jene Momente aus, welche diese nur stören würden. Hiermit ist auch die Idee eines schließlichen Weltstaates abgelehnt.

Den Kern der zivilisierten Gesellschaft bilden der europäische und der nordamerikanische Kulturkreis. Denselben gliedert sich Australien und durch Rezeption zivilisatorischer Grundsätze Japan an. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die zivilisierte Gesellschaft einst die ganze Menschheit umfassen wird. Ihre Verbreitung erfolgt nicht nur durch intellektuellen und wirtschaftlichen Verkehr, sondern auch durch Gewalt. Die Zivilisation selbst merzt jene Völker aus, die ihr nicht angehören, indem sie den zivilisierten Völkern in Kampf und Konkurrenz die Überlegenheit gibt. Zivilisationsunfähige Rassen werden in jenen Gebieten, in denen auch zivilisierte wohnen können, einfach ausgerottet, wie die Australneger und Indianer, in jenen Klimaten aber, welche den Weißen nachteilig sind, durch die politische Herrschaft zivilisierter Nationen mittelbar der Zivilisation unterworfen wie die Inder und Ägypter. Anders stellen sich die Beziehungen der zivilisierten Gesellschaft zu Kulturen, welchen gewisse Elemente der Zivilisation zukommen, wie z. B. zu Abessiniern oder Chinesen. Auch diese Völker müssen schließlich freiwillig oder gezwungen durch Annahme zivilisatorischer Grundsätze in die zivilisierte Gesellschaft eintreten oder im Kampfe untergehen.

Die Zivilisation hat demnach die Tendenz, die Menschheit zu vergesellschaften; in dem intransigenten Beharren auf Sonderinteressen liegt die Barbarei. Die Zivilisation wird siegen und die ganze Menschheit zu einer „Gesellschaft" verbinden; die Verschiedenheit der Rassen und Lebensbedingungen wird aber stets Sozialgebilde mit besondern Interessen und besondern Kulturen, also autonome Nationen bestehen lassen.

V. Die Prinzipien der sozialen Entwicklung.

26. Individualismus und Sozialismus.*

Der Mensch ist sich einerseits als eines in sich abgeschlossenen Wesens bewußt, anderseits fühlt er sich von seiner Umgebung abhängig und hat angeborene Interessen für einen Teil derselben, seine Blutsgenossen.

Was war früher, Gesellschaft oder Individuum? Soziologisch und biologisch waren beide gleichzeitig.

Das durch die Vermehrung notwendig gewordene Wegwandern des Individuums aus der Horde ist der Ursprung einer höhern Individualisierung. Das Wandern, der Wechsel, die Einsamkeit entwickeln die Individualität. Wanderstämme werden zu individualistischen, Seßhafte zu sozialistischen Rassen. Wenn jene seßhaft, diese aus ihren Sitzen verdrängt werden, behalten die erstern ihren initiativen, diese ihren beharrenden Charakter.

Bei Vervollkommnung der Interessen werden die individualistischen Anlagen zu idealistischen, bei niederer Interessenrichtung wird der Indivi-

---

* Anmerkung des Herausgebers: Jener Teil des Manuskripts, welcher den vorhandenen Stoffgliederungen und Inhaltsübersichten entsprechend unter der Überschrift: Individualismus und Sozialismus diese zwei ersten Prinzipien der sozialen Entwicklung besprechen sollte, war vom Verfasser aus seinem Zusammenhang herausgenommen worden und wurde in einem eigenen Umschlag aufgefunden, der außerdem den Entwurf zu einem Abschnitt über: Integration und Differenzierung enthielt. Offenbar beabsichtigte der Autor eine neue Fassung dieser Kapitel. Deshalb und weil es dem Herausgeber schien, daß kein Teil des Werkes weiter von seiner sachlichen und formellen Vollendung entfernt blieb, und weil er fürchtete, bei einer vollständigen Inhaltswiedergabe den Sinn des Verfassers zu verfehlen, begnügte er sich, einige Sätze herauszugreifen, die im allgemeinen die hier behandelten Materien charakterisieren mögen.

dualismus zum selbstsüchtigen Subjektivismus. In dieser rohen Form erfaßt der Individualismus auch die untern, aus den sozialistischen Rassen hervorgegangenen Massen, die sich nun, ohne individuelle Wertanlagen zu besitzen, hervordrängen. Dies die Signatur der Gegenwart: das Übermenschentum der Mittelmäßigkeit in Kunst, Politik und Geschäft. Alles gilt dem Ich und der Gegenwart, nichts der Art und der Zukunft. Die Parteien zerfallen in Fraktionen, keiner unterwirft sich dem höhern Zweck, es ist die Zeit der Obstruktion.

Die Zivilisation braucht einen Individualismus im Dienste des Sozialismus, ein Heldentum des Gemeinnutzes, also das Gegenteil von Tolstois schwächlichem, apathischen Sozialismus. Die Massen werden zwar nicht zur alten Anspruchslosigkeit, aber zur Selbstbescheidung zurückkehren, wenn die Autorität der objektiven Gewalt einmal fest begründet ist. Diese wird stets in den Händen von hochentwickelten Persönlichkeiten liegen. Es ist aber darum keine Utopie, daß die führenden Persönlichkeiten sich in den Dienst des Gemeinnutzes stellen, weil wir schon von den gegenwärtigen Regierungen sehen, daß sie zum mindesten den Schein gemeinnütziger Absichten anstreben, denselben auch zumeist nach bestem Wissen dienen, und daß alle Individualitäten, die die sozialen Bedürfnisse nicht beachten, auf die Dauer nicht reüssieren.

27. Integration und Differenzierung.

Während Sozialismus und Individualismus die allgemeine Interessenrichtung der Individuen bedeuten, kommen in den praktischen Gestaltungen der sozialen Entwicklung abwechselnd die Errichtung, Festigung und Auflösung von Sozialgebilden, in der staatlichen Politik speziell Zentralismus und Autonomie zur Erscheinung. Dabei gehen diese sozialen Systeme mit den im vorigen Abschnitt genannten Prinzipien die verschiedenartigsten Kreuzungen ein.

Im allgemeinen fördert Gewalt die Integration, Verkehr die Differenzierung. In der Gegenwart wirken Individualismus und Differenzierung zusammen. Es ist die Zeit der Sezessionen. „Los von . . !“ ertönt es von allen Seiten und heißt zumeist: „Los von den Pflichten.“ So wie aber der Gewaltkampf aller gegen alle zum politischen Despotismus, zum Cäsarismus, führt, so endet der Arbeitswettbewerb aller mit allen im wirtschaftlichen Despotismus der Millionäre. Die Herrschaft der Gewaltmenschen ist aber nicht drückender als die der Profitmenschen.

Durch sittliche Postulate ist solchem Übel nicht zu begegnen. Sowenig es dem Christentum gelungen ist, den Gewaltkampf einzuschränken, vielmehr unter seiner Fahne die entsetzlichsten Metzeleien stattfanden, sowenig vermag Wohltätigkeit oder Humanität die verwüstenden Wirkungen des Kapitalismus zu heilen. Eine Besserung ist nur von der Zusammenfassung der natürlichen Interessenverbände, von einer glücklichen Verbindung von Integration mit Differenzierung zu erwarten.

28. Fortschritt und Rückschritt.

Es gibt wohl kaum zwei Worte, die so arg mißbraucht werden, Begriffe, die so arg mißverstanden werden und doch für das soziologische Begreifen so notwendig sind, als Fortschritt und Rückschritt. Das Wesen derselben wird dadurch beleuchtet, daß im Grunde genommen jedes Individuum und jedes Sozialgebilde fortschrittlich sein will, d. h. den Anforderungen der Zukunft einst gewachsen. Jede Persönlichkeit wünscht ferner, daß der Sieg ihres Interesses im Sinne des Fortschritts liege, d. h. durch die soziale Notwendigkeit herbeigeführt werde.

Soziologisch genommen, gibt es keinen Rückschritt und keinen Fortschritt, sondern nur die Entwicklung, welche soziale Notwendigkeit ist. Erst aus dem Gesichtspunkte des Beobachters werden die einzelnen Veränderungen, aus denen sich die Entwicklung zusammensetzt, im Verhältnis zur Gesamtentwicklung zu Fortschritt oder Rückschritt. Die Entwicklung vollzieht sich nämlich in wechselvollen Phasen, in Schwankungen, scheinbaren Wiederholungen. Wir vermögen aber innerhalb derselben einen natürlichen Hauptzug der Entwicklung zu konstatieren, welcher der naturgesetzlich eintretenden Änderung der Lebensbedingungen entspricht und sich der geologischen Entwicklung der Erde, der biologischen ihrer Organismen, insbesondere der anthropologischen des Menschengeschlechts und seiner Rassen anschließt. Die Entwicklung folgt nicht stets diesem Hauptzuge, sondern bewegt sich in örtlichen und zeitlichen Hemmungen und Beschleunigungen, bald über, bald unter, vor oder hinter demselben. Alles das nun, was in der Richtung der natürlichen Entwicklung liegt, was eine Annäherung an ihren Hauptzug bedeutet, indem es dem Wandel der Lebensbedingungen folgt oder voraussichtig entgegenkommt, ist Fortschritt, was die Lebensbedingungen überholen will, ist Radikalismus, was die Änderung der Lebensbedingungen ignoriert, ist Konservatismus, und was die sozialen Ver-

hältnisse nach schon überwundenen Lebensbedingungen einrichten will, ist Rückschritt.

Die anorganische Natur kennt nur eine objektive Entwicklung, die mit mathematischer Genauigkeit in der Bahn der physikalischen Naturgesetze verläuft. Die Organismen jedoch treten, durch das Bewußtsein geleitet und verleitet, aus der natürlichen Bahn; sie vermögen dieselbe zwar nicht wesentlich zu verlegen, veranlassen aber jene Schwankungen, die auf den Wünschen der Individuen beruhen. Je höher der Organismus steht, desto mehr wird seine Entwicklung von Schwankungen begleitet sein. Bei den Menschen zumal ermöglicht es die bedingte Willensfreiheit nicht nur dem einzelnen, sich gänzlich außer die natürliche Entwicklungslinie zu stellen, sondern auch den Sozialverbänden, von derselben abzuweichen. Dabei befinden sich Individuen und Parteien sehr häufig im schweren Irrtum darüber, wohin die natürliche Entwicklung zielt, die sich ja schließlich doch durchsetzt, indem das individuell und parteimäßig Wünschenswerte als das sozial Gebotene geglaubt wird, und der heftigste Kampf darum entbrennt, was der wahre Fortschritt ist.

In primitiven Verhältnissen wich das Einzelinteresse kaum von dem das Sozialgebilde umfassenden Sozialwillen ab. Die einfache Wesenheit des Gebildes schloß dessen Entwicklung an die der Lebensbedingungen streng an. Erst bei vielseitiger Berührung vieler Menschen mit verschiedenen Lebensbedingungen, also bei der Erweiterung des sozialen Prozesses über ein größeres örtliches Gebiet bei gleichzeitiger stammlicher Mischung, trat der Individualismus in sein schöpferisches Recht, der die sozialen Verhältnisse nach seinen individuellen Bedürfnissen regeln möchte und dadurch zu Rückschritt oder Umsturz Anlaß gibt. Gleichzeitig wird der Vergleich fremder Verhältnisse und deren Nachahmung ohne Rücksicht auf die heimischen Bedingungen zu einem wichtigen Faktor der Änderungen. Die Nachahmung praktischer Kultureinrichtungen kann schon auf einem Irrtum über den Gang der Entwicklung, also über die Richtung des Fortschritts, entspringen. Noch viel öfter wird das der Fall sein bei nachahmender Rezeption von Rechts- und Sitteneinrichtungen, Konfessionen und Weltanschauungen. Nur dann, wenn sich ein Volk vermöge eigener Qualitäten zum intellektuellen Inhalt des Nachgeahmten erhebt, wenn also der die Nachahmung veranlassende Kontakt bloß den Anstoß zur eigenen Entwicklung gibt, wird der zivilisatorische Gehalt des Volkes gehoben.

Eine richtige Vorstellung über die notwendigen Hauptzüge der Ent-

wicklung ist von größter Wichtigkeit. Während eine solche Voraussicht bisher unmöglich schien, hat die soziologische Erkenntnis eine solche ermöglicht, und hat der Positivismus die vorbauende Anwendung der Erkenntnis als den Zweck der Wissenschaft hingestellt. Jede Abweichung von der sozial notwendigen Entwicklung, jede Hemmung oder Überstürzung führt zu ruinösen Katastrophen. Der Wissenschaft, die den Gang der Entwicklung voraussieht, ist es möglich, solche Abweichungen zu bekämpfen. Übrigens sind diese selbst durch soziale Ursachen von geringerer örtlicher und zeitlicher Geltung veranlaßt, also in gewissem Sinne selbst notwendig, aber doch eher der intelligiblen Freiheit des Menschen unterworfen und darum beeinflußbar.

Wir wollen nun einige hervorstechende Lehren der sozialen Entwicklung im Hinblick auf die Frage nach dem Fortschritt berühren.

Jene besondern Fähigkeiten, welche als Rassenwerte erblich in den Familien des alten Adels kriegerischen Ursprungs zu finden waren, haben in unserer Zeit nicht mehr die einstige Bedeutung. Dafür aber, daß die Qualitäten, auf die es im politischen und wirtschaftlichen Leben heute ankommt, in gewissen Kreisen vorzugsweise anzutreffen sind, gibt es keinerlei Anhaltspunkte, ja bei der intensiven Rassenmischung ist eine solche Annahme für unsere zivilisierte Gesellschaft ausgeschlossen. Es ist daher naturgemäß und deshalb auf die Dauer unabwendbar, daß sich Individuen aus allen Schichten zu Besitz und Einfluß emporringen. Es ist fortschrittlich, diese Konsequenzen der Rassenmischung und der Natur des heutigen Daseinskampfs anzuerkennen. Der Kampf für eine Gesellschaftsordnung, die den Zutritt zu Besitz und Einfluß gewissen Kreisen erleichtert, andern erschwert, ist rückschrittlich, auf die Dauer erfolglos und birgt die Gefahr von Katastrophen, d. h. einer plötzlichen und gewaltsamen Beseitigung der krassen Differenz zwischen der natürlichen und der faktischen sozialen Ordnung, in sich.

Solange noch die Bedingungen des Zeitalters des Verkehrs vorliegen, ist der Industrialismus, der Kampf der Nationen um die Industriemärkte, notwendig und der Schutz der Landwirtschaft auf Kosten der Industrie, die billige Lebensmittel braucht, rückschrittlich. Da man aber schon jetzt das Zeitalter der allseitigen Erfüllung der Wohnplätze durch die Kulturnationen und hiermit der Rückstauung des Verkehrs und der Harmonie der Produktion voraussehen kann, ist es geboten, der Landwirtschaft die Bedingungen zu erhalten, damit sie ihrer künftigen Aufgabe

der Volksernährung entsprechen könne. Darum erweisen sich schon heute als fortschrittlich Maßnahmen der Walderhaltung, der Bodenmelioration und solche zur Erhaltung und Bildung des Bauernstands.

Die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer starken objektiven Gewalt lehrt, daß stramme Ordnung, nicht Schrankenlosigkeit, Voraussetzung gedeihlichen sozialen Lebens ist. Die Gesellschaft muß sich einer gemeinnützigen Ordnung fügen, oder sie wird zugrunde gehen. Der Liberalismus im alten Sinne, der den Staat und die öffentlichen Pflichten möglichst aufzulösen trachtete, kann heute schon als rückschrittlich angesehen werden. Im Sinne des Fortschritts liegt Strenge gegen alle individualistischen Ausschreitungen. Auf diesem Gebiete ist durch die Änderung der sozialen Bedürfnisse rückschrittlich geworden, was gegenüber den drückenden Einengungen früherer Jahrhunderte noch vor 50 Jahren Fortschritt war. Mit der bevorstehenden Umwandlung des individualistischen in ein sozialistisches Zeitalter werden insbesondere die Juden, bisher an der Spitze des „Fortschritts" in allen Ländern, ohne daß sie ihr Wesen oder ihre Ziele verändern, ebenso zu einer rückschrittlichen Klasse wie die Aristokratie, weil ihr Interesse der individualistischen Entwicklung parallel lief, jedoch im Widerspruch zu einer sozialistischen Ordnung steht.

29. Freiheit und Zwang.

In der sozialen Entwicklung fallen gewisse Aufgaben dem freien Walten der Individualität, andere ihrer Beschränkung zu. Die Soziologie darf es nicht versäumen, diese beiden Prinzipien der sozialen Ordnung, Freiheit und Zwang, vielumstrittene Schlagworte, in ihren Beziehungen zur Entwicklung genau zu prüfen.

Der primitive Zustand der Urmenschen war gleich jenem der Tiere in der Wildnis ein solcher völliger Freiheit, weil es keinen von außen, d. h. von Mitmenschen, auferlegten Zwang gab. Insofern doch Pflichten bestanden, wurden sie vom Instinkt vorgezeichnet. Der Mensch fühlt sich glücklich und frei, denn er tut nur, was er will, und will nichts, was er nicht tun kann. Erst mit dem Heranreifen des Intellekts, der unerreichbare Ziele und Wünsche vorspiegelt, fühlt sich der Mensch unfrei. Der freie Gedanke, der den Menschen das wünschen läßt, was zu erreichen außerhalb seiner natürlichen Anlagen und manchmal auch außerhalb seines Interesses liegt, macht ihn scheinbar unfrei. In den Grenzen des Erreichbaren, vor allem in dem Rechtskreis und Besitzstand, den der

Nebenmensch behauptet, sieht er Schranken, die ihn einengen und bedrücken; in dem Fernliegenden, Unerreichbaren, Unerlaubten sieht er Freiheit und Glück. Die Forderungen des Zusammenlebens von Menschen, die Notwendigkeit individueller Verzichte zugunsten der sozialen Koexistenz, die er einst instinktiv beachtet hat, müssen jetzt gegenüber seinen freien Gelüsten gewaltsam durchgesetzt werden.

Weil aber der Mensch keine klare Einsicht hat, welche Schranken das soziale Leben erfordert, legen die sozialen Autoritäten der Gesellschaft in Formen, Sitten und Gesetzen oft einen lästigen Zwang auf, der sich einer höhern Einsicht als gar nicht notwendig darstellt. Hierher gehört besonders aller konfessionelle Zwang. Überhaupt geht in der sozialen Entwicklung, obgleich sie ein Produkt der Befreiung des Intellekts von den Banden des Instinkts ist, die individuelle Freiheit überwiegend in einem Zwang unter, der mehr auf eingebildeten als wirklichen sozialen Bedürfnissen beruht. Ein großer Teil der Menschheit versinkt in solchem unnötigen Zwang barbarischer Kultur und schöpft aus der Individualisierung nicht die Kraft, zur Freiheit zu gelangen, d. h. den Zwang auf das Maß des sozialen Bedürfnisses zu beschränken.

Demgegenüber haben gerade Individualitäten der besten Rasse die Meinung, daß bei freiem, zwanglosen Walten der Kräfte die beste Wirkung derselben eintreten würde. Dies ist eine idealistische Ansicht, welche einerseits auf einem Fortwirken der Vorstellungen des Urzustands beruht, anderseits die Vorstellung eines höchst zivilisierten Zustands der Gesellschaft vorwegnimmt, dabei aber die konkreten Komplikationen des gegenwärtigen Zustands nicht in Rechnung bringt, welcher die Natürlichkeit verloren hat und doch weit entfernt ist, die sittliche Vollkommenheit vollendeter Zivilisation zu besitzen. An jener idealistischen Auffassung ist nur soviel soziologisch wahr, daß es erstens im Wesen der Zivilisation gelegen ist, den sozial nicht notwendigen Zwang zu beseitigen, und ferner daß um so weniger äußerer Zwang notwendig sein wird, je höher die allgemeine Sittlichkeit steht. Unzweifelhaft ist es die höchste Stufe menschlicher Vollendung, wenn freie Individualitäten das erfüllen, was für sie selbst und für die Gesellschaft geboten ist. In dieser Anschauung wurzelt der theoretische Anarchismus*, welcher darum ein Verbrechen ist, weil seine

* Vgl. „Memoiren eines Revolutionärs" (Fürst Krapotkin), Stuttgart 1900, II, S. 239.

Idee mit dem heutigen und wohl noch lange herrschenden Zustand der Gesellschaft in krassem Widerspruche steht.

Eine wichtige Rolle in der Statuierung von Zwangsnormen spielten die Konfessionen. Wenn sie auch den barbarischen Gewissenszwang einführten, darf doch nicht unbeachtet bleiben, daß mit diesem Zwang die erste Ordnung geschaffen wurde und dadurch die Menschen von dem unerträglichsten Zwang befreit wurden, von dem der allgemeinen Willkür. Gleichzeitig waren es die Konfessionen, welche dadurch, daß sie außerweltliche Instanzen für die soziale Ordnung anriefen, das erste Gegengewicht gegen die Gefahren künftiger Freiheit schufen und die rohen Formen körperlichen Zwangs abschwächten. So furchtbar der Glaubenszwang war, er ging doch aus der übereinstimmenden Denkungsweise der Mehrzahl hervor und konnte daher als ein Teil der Freiheit gelten, welche die Menschen suchten, d. h. Erfüllung jener Wünsche, die aus ihren Interessen hervorgingen.

Als die theologische Weltanschauung an Kraft verlor, wurde der konfessionelle Zwang nicht mehr als notwendige Bürgschaft für die Sittlichkeit empfunden. Die Aufklärungsepochen aller Zeiten und Völker haben somit viel sozial unnötigen Zwang beseitigt, um der Menschheit jene Freiheit zu geben, welche ihre Individualisierung und so ihre Vervollkommnung ermöglicht. Der Geist des Verkehrszeitalters förderte diese Befreiung; doch war diesem nicht der Gemeinnutz maßgebend, sondern die Individualinteressen des Handels und der kapitalistischen Produktion. Eine Freiheit solchen Ursprungs bringt aber nur denen Gewinn, die Macht haben, hingegen Zwang für deren Umgebung.

So sehen wir, daß in der liberalen Zeit allerorts die Freiheit dazu benutzt wird, um die Folgen der Freiheit einzelner den andern aufzuzwingen. Das, was Frankreich als liberté praktizierte, war stets die Vergewaltigung jener, die die Macht verloren. Der klassische Boden für die Theorie der alles beglückenden Freiheit ist England, weil dank seiner insularen Lage, seinen Schätzen an Eisen und Kohle, dem Hader der Kontinentalmächte und den bevorzugten Rassenanlagen des englischen Volkes, schließlich infolge einer einzig günstigen Weltkonjunktur (Kontinentalsperre) England durch das Prinzip des Freihandels und durch seine reiche Individualisierung zu einem Volk strebsamer Industriellen, kühner Schiffer und unternehmender Kaufleute geworden ist und in allen Ständen und Klassen emporblühte. Hieraus erklärt sich der Freiheitsfanatismus eines

John St. Mill und eines H. Spencer. Sie verallgemeinerten eine vorübergehende Konstellation zu einer dauernden Lehre über die Entwicklung. Spencer hat übrigens die Hinfälligkeit seiner Theorie noch erlebt. Sein letztes Werk enthält die bittere Klage über die Bedrohung der Freiheit in Großbritannien. England erlebt nämlich bereits im kleinen, was die ganze zivilisierte Welt in einiger Zeit im großen erfahren wird, nämlich die Rückstauung des Verkehrs und die Eindämmung der maßlosen Individualisierung. Die Konkurrenz anderer Völker auf allen Gebieten weist Großbritannien auf einen beschränkten Beherrschungsraum zurück, und in Konsequenz dieser Erscheinung wird das gesamte Leben Großbritanniens auf seine Bedingungen geprüft, wobei sich auf vielen Gebieten, die bisher dem freien Walten der Individuen überlassen waren, das Bedürfnis nach öffentlichen Vorkehrungen ergibt. Dies zeigt die ganze Gesetzgebung Englands und zumeist das Emportauchen schutzzöllnerischer und imperialistischer Ideen.

Am Kontinent wird einerseits das Werk der Befreiung von überkommenem barbarischen Zwang fortgesetzt, vielfach auch durch anarchistische Bestrebungen im Dienste eines maßlosen Individualismus überboten, anderseits sehen weite Kreise, erschreckt über die Wirkungen der Freiheit, in einer Wiederkehr des alten Pflichtenzwangs ihr einziges Heil. Daß herrschsüchtige überlebte Klassen, Adel und Hierarchie, an ihren rückschrittlichen Prinzipien festhalten, gehört nicht hierher, wohl aber das Emporddämmern eines mehr oder weniger berechtigten Rassenbewußtseins, das sich gegen das Phantom der Gleichwertigkeit der Menschen stemmt, die Wiederbelebung konfessioneller Ideen als Mittel, die Massen gefügig zu machen, die zahllosen Eingriffe der Gesetzgebung in das Wirtschaftsleben gegen die Freiheit des Eigentums und des Vertrags zum Schutze der Schwachen und die Abneigung gegen die Handelsrasse, die Juden, welche die Auflösung aller Schranken als ihr Lebenselement ansehen müssen. Während unter der Aufklärung in der denkenden Welt eine gewisse Einheit der Anschauung herrschte, direkt gegen allen Zwang gerichtet, sind heute die Anschauungen in extreme Richtungen auseinandergefahren. Atheismus auf anarchistischer Grundlage und Bigotterie mit gedankenloser Unterwerfung unter den Ritus einer Konfession ringen miteinander um politische Macht, während die Masse der Intelligenz hinsichtlich aller Lebensideale der Indolenz und dem Indifferentismus verfallen ist und nur dem wirtschaftlichen Vorteil nachjagt. Ein widerspruchsvolles Durcheinander herrscht

selbst innerhalb der geschlossenen Parteien, besonders der Sozialdemokratie, die mit den alten Schlagworten der bürgerlichen Revolution im Munde den Staat untergräbt und doch von seiner Zwangsgewalt alles erhofft, die im Kapitalismus ihren Feind sieht und doch durch Unterstützung der Industrie und des Handels seinen Nährboden, die Hypertrophie des Verkehrs, erhalten hilft.

Bei dieser Sachlage ist es Aufgabe der Wissenschaft, Halt und Klarheit zu geben. Auch sie hat die schweren Enttäuschungen empfinden müssen, welche die zivilisierte Gesellschaft dadurch erlitt, daß die Freiheit nicht hielt, was sie versprach, und büßt die Phraseologie der Aufklärungsepoche durch schweren Mißkredit. Die positive Wissenschaft wird sich daher von aller voreiligen Dialektik freihalten müssen. „Weg mit den Imponderabilien", schrie die liberale Wissenschaft, „wir halten uns nur ans Greifbare". Dieser Materialismus war schuld, daß der Individualismus zu krassem Subjektivismus ausartete, der sich weder um Freiheit kümmert, noch um soziale Bedürfnisse, sondern nur um Genuß.

Demgegenüber erkennt der monistische Positivismus auch in jenen Imponderabilien, z. B. im Freiheitsdrang der Individualitäten und in den Notwendigkeiten des sozialen Nebeneinanders, Realitäten. Er hat erkannt, daß Freiheit die Voraussetzung der Entfaltung der Persönlichkeiten und darum selbst ein soziales Bedürfnis ist, aber die Gefahr der Entartung, des Überspringens der Lebensbedingungen, in sich trägt und hat umgekehrt erkannt, daß Zwang Voraussetzung des Gemeinnutzes ist, aber die Gefahr der Begünstigung der Sonderinteressen der Machthaber auf Kosten der Allgemeinheit enthält. Es handelt sich also für die Zivilisation darum, die richtige Übereinstimmung zwischen den Prinzipien der sozialen Ordnung herzustellen, die Persönlichkeiten mit schützenden Schranken zu umgeben, die Freiheit durch den Zwang vor sich selbst zu schützen und die Formen des Zwangs durch die Freiheit der Individuen lebensvoll zu gestalten.

Da nun die Freiheit sich als Wirkung der sich differenzierenden Urkraft in den Individuen selbst zur Erscheinung bringt, so genügt es für die Soziologie, die notwendigen Formen des Zwangs zu erörtern, weil dieser gewissermaßen das künstliche Moment im sozialen Leben ist.

Der Zwang in Sitte und Gesetz richtet sich zunächst nach dem Kulturzustande der Gesellschaft. Je weniger sich diese von dem primitiven Zustande entfernt hat, desto weniger bedarf sie des Zwangs, weil sich die Menschen in primitiven Gemeinschaften instinktiv ihrer gegenseitigen Ab-

hängigkeit gemäß verhalten. Würde sich die Menschheit aus diesem natürlich gesunden Zustande durch eine die sozialen Lebensbedingungen einhaltende Individualisierung vervollkommnen, dann wäre kein Zwang notwendig. Die Grenzen zulässiger Freiheit würden dann ganz durch sittliche Gewohnheiten eingehalten werden, welche wir, ohne sie als Zwang auffassen zu müssen, Gebräuche nennen können.

Allein Berührung und Kämpfe verschiedener Rassenelemente und das Überwuchern des Freiheitsdrangs verhindern eine solche idyllische Entwicklung. Der Instinkt für die sozialen Notwendigkeiten geht verloren. Gegenüber dem eruptiven Freiheitsdrang wird ein starker Zwang geboten. Je regelloser die Freiheit geübt wird, desto härter muß der Zwang sein, und desto härter wird er tatsächlich geübt. Die unmenschlichen Grausamkeiten, mit denen die Negerstaaten ein Minimum sozialer Beziehungen aufrechterhalten, sind ebenso Folge der entarteten Freiheit, wie des entarteten Zwangs. Solchen Zuständen entrafft sich die Gesellschaft nach wechselvollen Revolutionen und Tyranneien, indem früher oder später, mehr oder weniger bestimmt, je nach den Rassenanlagen, der zivilisatorische Mittelweg zwischen Freiheit und Zwang sich ergibt, nämlich die Sittlichkeit. Je höher diese steht, um so mehr kann des Zwangs entraten werden; je weniger auf natürliche Sittlichkeit und selbsttätige gesellschaftliche Einwirkungen gegen Mißachtung der sozialen Forderungen gerechnet werden kann, desto wichtiger ist strenger Zwang, dessen zivilisatorisches Ziel es ist, nicht bloß die Individualisierung nicht zu hemmen, sondern dieselbe in der Richtung der Vervollkommnung zu fördern.

Verhängnisvoll ist es, wenn die Schranken des hemmenden Zwangs fallen, wo sie durch das Herrschen unsozialen Freiheitsdrangs, d. h. gewissenloser Willkür, noch geboten sind, wie sich vielfach bei der Einführung von Verfassungen, welche eine vorgeschrittene Sittlichkeit voraussetzen, bei zurückgebliebenen Völkern gezeigt hat.

Überhaupt schadet ein Zuviel des sozialen Zwangs weniger als ein Zuwenig; ein scheinbares Übermaß von Zwang hat schon oft die Blütezeit von Völkern eingeleitet, weil sittlichende Strenge die Charaktere festigt. Wir wissen das von Spartas, Athens, Roms frühester Geschichte und Preußens Glanzzeit. Es ist ein Vorurteil, zu glauben, daß Zwang an sich die Individualisierung hindere. Er läßt die Sittlichen unberührt und trifft nicht die Entwicklung höherer Interessen, sondern nur die individuelle Entartung.

Vorausgesetzt ist für diese Wirkung des Zwangs allerdings, daß er von einer objektiven Gewalt ausgehe und nicht von der Willkür herrschender Klassen, wie in halb zivilisierten Ländern. In solchen richtet sich der Zwang alsbald gegen die Rechtlichen, weil sie durch ihre Gewissenhaftigkeit den Herrschenden Verlegenheit bereiten. Gegenüber einer eigennützigen Gewalt im Dienste von Sonderinteressen tritt die Befreiung in ihr Recht, indem es soziales Bedürfnis wird, daß solche Zwangsorganisationen verschwinden, wie in Rußland, wo die Bureaukratie nur eine Organisation der Aussaugung ist, oder in Ungarn, wo eine Minorität von Berufspolitikern, ohne in kultureller Hinsicht etwas zu leisten, durch chauvinistischen Terrorismus die Mehrheit unterjocht.

Die Aufrechterhaltung des notwendigen Zwangs ist im Zeitalter des Verkehrs den verschiedensten Anfechtungen ausgesetzt, weil der Zwang die wirtschaftliche Beweglichkeit stört. Aus diesem Grunde und in Verfolg der auflösenden Tendenz des Zeitgeistes wird es bis zur allgemeinen Seßhaftigkeit und Produktionsharmonie nirgends gelingen, den gerechten Zwang herrschend zu machen. Die Staaten werden mit den die Gesellschaft beherrschenden Gebilden des Kapitalismus und der Anarchie in stetem Kampfe liegen. Mögen die sozialen Bedürfnisse der Rassenhygiene und der Erhaltung der Produktionsquellen noch so heftig an die Pforten des öffentlichen Gewissens pochen — die materialistischen Interessen sind zu stark, um sich dem zivilisatorischen Zwange zu fügen.

Erst im kommenden Zeitalter wird die Einsicht reifen, daß die befreiende Individualisierung den Menschen nicht so viel nützen kann, als der Mangel eines sozialisierenden Zwangs schadet. Die physische und sittliche Entartung wird bei der zunehmenden Verdichtung der Bevölkerung und der Vermehrung der Konfliktsanlässe schließlich derart überhand nehmen, daß die Verkümmerung der Gattung und die Überlegenheit der Gewissenlosen als allgemeine Kalamität empfunden werden. Dann wird sich die Einsicht geltend machen, daß Freiheit und Individualisierung von den niedern Individuen auf die höhern und entwickeltern übergehen müsse. Lassen es sich jene nicht gefallen, müssen diese zum Zwange schreiten. Hierbei ist nur zu befürchten, daß die Hartnäckigkeit der bevorrechteten Sonderinteressen das Eintreten eines gerechten Zwangs verhindert. Denn gerade weil die privilegierten Klassen und Kirchen ebenfalls Zwang ausüben und dessen Verschärfung fordern, vermag die objektive Gewalt nicht zur Herrschaft zu gelangen. Man vermischt diese mit jenen und darüber

wird der Gemeinnutz versäumt. Obwohl daher Nordamerika tiefer als Europa in der Gewalt des Verkehrs und des Kapitalismus schmachtet, so hat doch die dortige Gesellschaft die Bahn des sozialen Fortschritts viel freier.

So wie die Bändigung und Nutzbarmachung eines großen Stromes aus einem System von Hemmungen und Befreiungen des Wasserlaufs von den kleinsten Ursprüngen bis zur Mündung besteht, an dem fortgesetzt bei strengem Studium und unter Beachtung seiner natürlichen Neigungen gebessert werden muß, so auch besteht die Zivilisation aus einem System von Bezwingungen und Befreiungen der menschlichen Interessen von den kleinsten Ursprüngen individuellen Willens bis zu dem Sozialwillen der menschlichen Verbände. Je knapper die Lebensbedingungen werden, desto mehr muß ein gerechter Zwang ihren Gebrauch und ihre Erhaltung regeln und für das Recht der Arbeit und der Gattung eintreten, während sich gleichzeitig das Bemühen darauf richten muß, dem Menschen eine größere Freiheit in der Verwendung seiner Lebenszeit für die Interessen des Intellekts und des Gemüts zu geben. So wie es heute bevorrechtete Klassen gibt, welche infolge einer ungerechten Zwangsorganisation der Gesellschaft neben bitterer Armut über Reichtümer verfügen, so gibt es auch eine Masse von Menschen, die es der sinnlosen Freiheit des wirtschaftlichen Lebens verdanken, daß andere für ihren Profit arbeiten müssen. Die Begeisterung, welche heute noch der Freiheit entgegengebracht wird, weil sie noch immer im Kampf mit dem ungerechten Zwange steht, wird einst dem gerechten Zwang sich zuwenden, der Arbeit, Muße und Genuß gerecht verteilt.

30. Gleichheit und Autorität.

Ungleichheit ist eine allgemeine soziale Tatsache. Die Menschen sind ungleich nach Alter und Erfahrung, ungleich nach physischen, sittlichen und intellektuellen Anlagen, ungleich infolge der zufälligen Gunst oder Ungunst der Bedingungen ihrer Entwicklung. Die verschiedenen Rassen sind ungleich und innerhalb derselben die Individuen. Der Staat ist nach seiner Entstehung eine Folge der Ungleichheit, denn er ist überall auf ausgeübte oder wenigstens in Aussicht gestellte Gewalt Starker gegen Schwache zurückzuführen. Ja der vollkommene Staat setzt sogar eine tiefgreifende Ungleichheit der in ihm vereinigten ursprünglichen Rassenelemente voraus;

denn Gleichförmigkeit der Bestandteile erschwert alle Organisation, während der Unterschied derselben die staatliche Schichtung erleichtert. Die erblich festgelegte Gliederung der staatlichen Elemente schafft neben der bisher besprochenen anthropologischen Ungleichheit die politische, neben der Ungleichheit der Qualitäten die der Rechte. Ungleichheit ist also das Natürliche, Gleichheit ist unnatürlich und unmöglich. Gleichheit der Qualitäten ist ein Phantom, das den Tatsachen widerspricht, Gleichheit der Rechte eine Utopie, die auf der Fabel von der Entstehung des Staates durch einen freiwilligen Vertrag und auf der Verkennung des sozialen Prozesses beruht.

Die Gliederung der staatlichen Gesellschaft in verschiedene soziale Schichten, in bevorrechtete Stände und untere Klassen, gründete ursprünglich auf der Verschiedenartigkeit der Rassenanlagen, verlor aber später diesen rassenmäßigen Hintergrund. Die gründliche Vermischung der Rassen innerhalb der Staaten, ferner die geänderten Wirkungen der Auslese und die Anpassung (siehe oben 13. Abschnitt) ebneten einerseits die ursprünglichen vererbten Unterschiede ein, um anderseits neue Unterschiede erworbener Qualitäten zu schaffen.

Der Umstand, daß man die Ungleichheit der Rechte nicht länger mit der Ungleichheit der Qualitäten begründen kann, verhalf im Zeitalter der Aufklärung innerhalb der zivilisierten Völker dem christlichen Dogma von der Gleichheit der Menschen zur praktischen Anerkennung. Die objektiv gewiß richtige Theorie von der Verschiedenwertigkeit der Rassen ist für die heutige Gesellschaft unbrauchbar geworden. Sie gilt nur für unvermischte Volksindividualitäten wie Juden, Neger, Zigeuner. Es ist vielmehr heute für die europäische Gesellschaft wenn auch nicht Gleichheit der subjektiven Rechte, so doch gleiche Rechtsfähigkeit, d. h. gleiche Stellung der Staatsbürger vor einheitlichen Gesetzen, ein Postulat der Zivilisation. Denn die Zugehörigkeit zu irgendeiner bevorzugten Familie oder einem bevorzugten Stand verbürgt keine bevorzugten Qualitäten. Bezüglich der Angehörigen von abgeschlossenen Volksindividualitäten jedoch, deren abweichende Anlagen auf Grund ihrer Rassenzugehörigkeit von vornherein bekannt sind, wie bei Juden oder Farbigen, ist ein solches Postulat der Gleichberechtigung wissenschaftlich nicht zu begründen.

Dieselben Erwägungen führen für die zivilisierten Verfassungsstaaten auch zum Postulate des allgemeinen und gleichen Wahlrechts. Die Forderung nach demselben stützt sich nicht etwa auf eine nicht vorhandene Gleich-

heit, sondern darauf, daß es nicht möglich ist, ein Privilegienwahlrecht zu ermitteln, welches die tüchtigsten, gereiftesten Elemente einer Nation zur Wahlurne bringt.

Neben dem zivilisatorischen Postulat der Gleichberechtigung steht das soziale Bedürfnis nach einer Autorität. Von allem Unsinn, der je die Menschheit befangen hat, ist keiner verhängnisvoller als die Idee des Anarchismus. Die Fehler und Mängel aller bestehenden Autoritäten können die soziologische Lehre von der Notwendigkeit der Autorität an sich nicht erschüttern. Die Autorität des verrücktesten Negerfürsten ist seinem Volke heilsamer als gar keine.

Berücksichtigen wir hierbei das Postulat der Gleichberechtigung, so handelt es sich für die Zivilisation darum, unbeschadet der Gleichberechtigung eine stramme Autorität zu schaffen, den Glauben an sie zu befestigen, anderseits aber die Autorität derart einzurichten, daß jedermann sich zu derselben hinaufzuschwingen vermag. Es ist das Ziel der Zivilisation, die in den Massen auf einzelne verstreute Befähigung zur Autorität zur Entfaltung gelangen zu lassen, die Massen selbst aber unter der Führung der Autorität zu erhalten.

Weil dies so ungeheuer schwer ist, mußte die soziale Entwicklung vor allem die Bildung der Autorität möglichst dem Zufall und Wechsel entrücken. Autorität ist notwendig wegen der Interessengegensätze, wegen der Dummheit und Schlechtigkeit der Menschen. Solange man dies nicht einsah, wurde die Autorität auf die Abstammung der Herrscher von den Göttern, auf göttliche Einsetzung der Dynastien, auf erbliche Vorrechte und Vorzüge gewisser Familien begründet. Es sind dies Finten, deren sich die Entwicklung zur Realisierung des Autoritätsbedürfnisses bediente. Freilich haben diese falschen Begründungen das Wesen der Autorität auf das Nachteiligste verschoben. Aber vergeblich wies die liberale Wissenschaft nach, daß diese Begründungen nichtig sind. Der Kampf der Aufklärung blieb deshalb erfolglos, weil sie sich gleichzeitig gegen die Autorität selbst richtete und hiermit den sozialen Bedürfnissen widersprach. Erst die Soziologie kann mit Erfolg die Mängel der Autorität und selbstsüchtige Träger derselben bekämpfen, weil das Ziel ihres Kampfes die Reinheit der Autorität und deren objektive Stärkung ist.

Autorität wird begründet durch die Gefolgschaft, die ein Individuum im Kreise seiner Interessengemeinschaft findet; nach ihren Mitteln gibt es eine moralische und eine politische Autorität. Keine Autorität kommt der

unorganisierten Masse zu. Die Volkssouveränität kann zivilisationsgemäß nicht darin bestehen, daß des Volkes Wünsche von der Regierung erfüllt werden, sondern nur darin, daß des Volkes Interessen für die Maßregeln der Regierung entscheidend sind. Denn das „Volk" weiß nie, was ihm frommt. Es ist wohl denkbar, daß — unter einem andern Zeitgeist — das Volk die Tüchtigsten zu seiner Leitung und Vertretung auswählt, so wie auch die Laien unter den Ärzten nach Auftreten und Erfolgen die Tüchtigsten zu finden wissen, aber es ist unmöglich, daß die Massen, so wie sie es heute versuchen, ihren Vertretern die vernünftigste Politik vorschreiben.

Zivilisation ist nur möglich durch die bewußte Unterwerfung der Minderqualifizierten unter die Persönlichkeiten. Das ist übrigens der natürliche Zustand, der nur durch unsern Subjektivismus vorübergehend aufgehoben ist. Es ist aber kein Zweifel, daß dereinst die Menge zu einer tüchtigen, weil wissenschaftlich fundierten Autorität mit demselben Vertrauen emporblicken wird, wie es einst und in andern Kulturkreisen zu fingierten Autoritäten geschah und geschieht.

Solange freilich jene wissenschaftlich organisierte Autorität nicht besteht, sondern die Leitung öffentlicher Angelegenheiten in den stümperischen Händen geborener Regierer liegt oder dem Zufall glücklicher Intuitionen überlassen bleibt, wird die Illusion der Gleichheit und des Selberwissens der Massen nicht verschwinden. Sie kann es erst, wenn man zu Staatsmännern und öffentlichen Autoritäten so emporblicken kann, wie der Laie zum Arzt. Dann wird in der zivilisierten Gesellschaft der Gedanke der Gleichheit dadurch erfüllt werden, daß jeder gleich bewertet wird, der in der sozialen Organisation auf seinem Platze steht und auf diesem seine Pflicht erfüllt. Hiermit wird trotz physischer, materieller und intellektueller Ungleichheit die sittliche Gleichheit erreicht sein.

31. Die soziale Ordnung.

a) Das Wesen der sozialen Ordnung.

Bei dem Ringen der Individuen und der Sozialgebilde, die Verhältnisse nach ihren Interessen zu gestalten, stellt sich im Widerstreit der vorstehend erörterten sozialen Prinzipien jeweils ein gewisser mittlerer Gleichgewichtszustand her, den wir die soziale Ordnung nennen. Die soziale Ordnung ist die resultierende sämtlicher sozialen Kräfte. Ursache

ihres Aufbaus und ihrer Wandlungen sind die menschlichen Interessen. Die soziale Ordnung muß nicht auf dem Egoismus beruhen, weil es auch andere als eigennützige Interessen gibt, aber sie kann nicht auf dem Altruismus beruhen, da wohl eine Veredlung, aber nicht das Aufgeben der Interessen möglich ist.

Wenn eine starke Persönlichkeit die volle Herrschaft in einer Gruppe führt, macht sie ihr Interesse zum Inhalt der sozialen Ordnung. Wir nennen dieselbe dann Tyrannei. Aber auch der ärgste Tyrann kann nur herrschen durch Gefolgschaft, d. h. Anhängerschaft im Interessenkreise. Seine Herrschaft hängt davon ab, daß die Beherrschten, soweit dieselben überhaupt einer Tat fähig, also Persönlichkeiten sind, ihr Interesse durch seine Herrschaft befriedigt finden; sonst wird der Tyrann gestürzt. Jede Autorität hängt von der Interessenbefriedigung jener ab, die selbst befähigt wären, Autorität zu entfalten: der Despot in einem indolenten Volke nur von seinen Prätorianern, die öffentliche Gewalt in einem Lande mit hochentwickelter Individualisierung von der Erfüllung des Gemeinnutzes.

b) Der Anteil der Konfessionen an der sozialen Ordnung.

Um möglichst allen Interessen der Beherrschten entsprechen zu können, also auch dem Transzendentalinteresse, gaben die Herrscher vor, besondere Beziehungen zu den Schicksalsmächten, zu den Naturkräften oder zur Gottheit zu haben; die ältesten Herrscher waren Göttersöhne oder Priester.

Die Individualisierung hat auch auf dem Gebiete des Glaubens eine Teilung der Arbeit herbeigeführt. Bestimmte Individuen oder Kasten übernahmen es, die konfessionellen Funktionen zu üben, den Verkehr mit den Überirdischen zu besorgen, und hieraus ergab sich in vielen Völkern ein Priestertum, das mehr oder weniger unabhängig neben, mitunter kontrollierend über den weltlichen Herrschern stand und durch die Macht des Glaubens, der auch die Fürsten unterworfen waren, die soziale Ordnung im Wege ihrer Sittengebote beherrschte. Der durch diese Komplizierung der Autorität entstandene Antagonismus zwischen geistlicher und weltlicher Macht stürzte wohl oft die Gesellschaft in tiefe Zerrüttung, brachte aber eine Vielgestaltigkeit der Interessen und der Sozialgebilde mit sich, die ein wichtiger Faktor der intellektuellen und zivilisatorischen Entwicklung Europas war. Insbesondere wurden dadurch, daß die herrschenden Priester stets den Standpunkt vertreten mußten, selbst einer höhern Macht unter-

ordnet zu sein, ideale Gesichtspunkte, also Formen eines höchst entwickelten Interesses, in den politischen Kampf eingeführt.

Die Religion, dem Transzendentalinteresse des einzelnen entsprungen, hat an sich mit der sozialen Ordnung und der Sittlichkeit nichts zu tun. Wenn wir trotzdem beobachten, daß die Konfessionen, das sind die sozialen Betätigungsformen religiösen Empfindens, beinahe überall neben ihrer eigentlichen Aufgabe, das Transzendentalinteresse der Menschen zu befriedigen, auch noch die Sittlichung der Menschen besorgten und hierdurch in die soziale Ordnung eingriffen, so wurzelt dies weder in einer innern Befähigung der Priester hierfür, noch in einem absoluten Konnex der Religion mit der sozialen Ordnung, sondern in dem Bedürfnis, die soziale Ordnung, die ganz andern Wurzeln entstammt, durch die konfessionellen Vorschriften zu unterstützen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Konfessionen hierdurch ihrem eigentlichen transzendentalen Zwecke zum Teil entfremdet werden.

Die Normen, welche das Verhalten der Menschen zueinander regeln, also die Sittengesetze und das Recht, entstammen nicht der Religion, sondern, wie wir den Zeugnissen des Altertums entnehmen können, teils den sozialen Erfahrungen, d. h. der Erkenntnis der Anforderungen, die das Zusammenleben der Menschen an dieselben stellt, teils der politischen Gewalt, welche den Unterworfenen gewisse Satzungen auferlegt. Wo man zu einer sittlichen Erkenntnis, d. h. zu einer Einsicht über die sozialen Notwendigkeiten und zu einer gefestigten öffentlichen Gewalt nicht kam, wie bei vielen Negerstämmen, dort herrscht überhaupt keine Sittlichkeit, und auch die religiösen Vorstellungen sind frei von sittlichen Normen. Die Priester sind dort Zauberer ohne jeden Einfluß auf die soziale Ordnung.

Dort aber, wo eine Sittlichkeit entstand, trat das Bedürfnis hervor, sie durch religiöse Zwangsvorstellungen zu stützen, und zwar deshalb, weil einerseits die politische Macht nicht ausreichte, sie zu verwirklichen, anderseits die Erfahrungen über das sozial Gebotene nur wenigen einleuchteten und keine durchgreifende Wirkung übten.

Mit der fortschreitenden Zivilisation jedoch komplizieren sich die sozialen Beziehungen und machen auf dem ungeheuern Gebiete des modernen öffentlichen und privaten Lebens immer subtilere Normen notwendig, für die es ganz unmöglich ist, sie in einen Zusammenhang mit den transzendentalen Vorstellungen zu bringen. Eine soziale Ordnung, die sich in den zehn Geboten Moses erschöpft, kann als Wille der Gottheit gelten, nicht aber

die Unsumme von Paragraphen und Lebensregeln, die die soziale Ordnung eines Kulturstaats ausmachen. So kam es schließlich, daß Nationalstaat und zivilisierte Gesellschaft die Aufgabe, die soziale Ordnung zu schaffen und aufrechtzuerhalten, den Kirchen wieder abnahmen und diese auf das Gebiet der Transzendentalinteressen zurückverwiesen.*

Anderseits erwuchs der Kirche ein Feind, der ihre Legitimation zur Ordnung der sozialen Verhältnisse bestritt: die Wissenschaft, die Aufklärung. Diese hatte um so leichteres Spiel, das Ansehen der Religion in sozialen Dingen zu schmälern, als die einheitliche Kirche seit der Reformation in eine Mehrheit rechthaberischer Bekenntnisse zerfallen war. Unter der Ägide der Aufklärung vollzog sich die Umwandlung der sozialen Ordnung von einer auf Offenbarung und Tradition begründeten zu einer, die auf die Vernunft begründet ist. Auf das theologische Stadium folgte das metaphysische, das in den Ideen der französischen Revolution sowohl, als in den des aufgeklärten Absolutismus seinen Ausdruck fand.

Nach dem Schiffbruche der Metaphysik wurde wohl in der Wissenschaft die Vernunft als Quelle der Erkenntnis von der Erfahrung abgelöst, womit das positivistische Stadium eingeleitet wurde; allein die weiten Kreise der Herrschenden und Beherrschten machten diesen Fortschritt nicht mit, sondern fielen in die überwundene Anschauung zurück, daß die Konfession die richtige Ordnerin der sozialen Verhältnisse sei. Auch fehlten, bevor sich die in den Lehren Darwins gelegenen Denkelemente in der Betrachtung sozialer Geschehnisse durchgesetzt hatten, der Wissenschaft die zu einer umfassenden Aufhellung der sozialen Erscheinungen notwendigen Werkzeuge. Insbesondere ließ die materialistische Anschauung alle nicht grob sinnlichen Entwicklungsfaktoren unberücksichtigt und konnte deshalb, und weil es zu einer synthetischen Zusammenfassung des Wustes von Einzelbeobachtungen nicht kam, zu keinem die Wirklichkeit erschöpfenden Weltbild gelangen. Darum herrscht heute eine maßlose Verwirrung in der Frage, in welchem Prinzip die soziale Ordnung gefunden werden soll, indem Anschauungen aller drei Stadien nicht nur im öffentlichen

* In China, dies sei nebenbei bemerkt, hat die Religion nie versucht, einen solchen Einfluß auf die Sittlichkeit zu nehmen; die kanonischen Bücher des Konfutse lassen die soziale Ordnung unberührt und überantworten die Sittlichkeit der vernünftigen Einsicht der Weisen, so daß diesem Lande der Zwiespalt zwischen priesterlicher und staatlicher Gewalt unbekannt blieb.

Leben von verschiedenen Parteien verfochten werden, sondern im Intellekt der einzelnen miteinander kämpfen.

Hierbei ist charakteristisch, daß zwar vielfach versucht wird, die Kirchen zur Grundlage der sozialen Ordnung zu machen, die Kirchen selbst aber sich nicht mehr auf hingebungsvollen Glauben stützen können. Der moderne Klerikalismus beruht nicht auf innerer Gläubigkeit seiner Anhänger, sondern auf der hohlen Grundlage des Gewohnheitsverbands indifferenter Massen, die aus Nützlichkeitsinstinkten im kirchlichen Lager bleiben. So heftig auch der kirchliche Streit geführt wird, sowenig hat er doch mit religiösen, d. h. mit transzendentalen Fragen zu tun, für die sich heute niemand interessiert. Auch dort, wo, wie in Nordamerika, ein eifriges Sektenwesen eine Lebendigkeit religiösen Lebens anzudeuten scheint, sind es nicht Glaubensfragen, für die man sich erhitzt, wie einst über die göttliche Natur Christi oder die gültige Form des heiligen Abendmahls, sondern sittliche Fragen, also solche, die bloß mittelbar mit dem Transzendentalinteresse zusammenhängen und nicht zum eigentlichen Gebiet der Konfessionen gehören.

Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die protestantischen Kirchen, sei es in religiöser, sei es in wissenschaftlicher Beziehung etwas vor dem Katholizismus voraus haben. Die Reformation bedeutete gegenüber der römischen Kirche einen Fortschritt, solange man an der Tatsache der göttlichen Offenbarung unbeirrt festhielt und die freie Erforschung des göttlichen Wortes geeignet schien, die Intellekte zu befriedigen. Heute indessen, wo die Grundlage aller theologischen Forschung, die Offenbarung selbst, gefallen ist, ist diese Freiheit der Forschung auf einem fingierten Wissensgebiete eine arge Illusion. Dem wahren Inhalt des Christentums, nämlich der innern Religiosität, der transzendentalen Erhebung, die durchaus Sache des Gemüts und nicht der Vernunft ist, hat der Protestantismus allen Kult entzogen. Der nüchterne Verstandesteil, der geblieben ist, hat den einstigen Glaubenswert verloren. Gerade für dogmatische Erörterungen ist heute jedes Verständnis geschwunden. Darum ist die strenge römische Kirche, die ihren Anhängern die Glaubensregel fix und fertig vorlegt, die sich gar nicht an den Verstand, wohl aber mit ihrem Ritus ans Gefühl wendet, ehrlicher und haltbarer als der Protestantismus, der den Verstand in der Offenbarung grübeln läßt, diese selbst aber dem Verstand oktroyiert, die Vernunft erst anruft, dann aber knebelt. Diese widerspruchsvolle Unaufrichtigkeit wird in mancher Erscheinung einer dem Papsttum abge-

lauschten Propaganda, besonders in der gelehrten Presse für „voraussetzungslose protestantische Wissenschaft", offenbar. Dazu kommt das Zurückgreifen auf das Alte Testament, diese Quelle von Unnatur und Barbarei. —

Weil der römisch-katholische Glaube dem reinen Transzendentalinteresse aus den angeführten Gründen in mancher Hinsicht eher entspricht, weil die römische Kirche vom Staate unabhängig ist, und weil sie über eine überlegene Hierarchie verfügt, entfaltet sie gegenüber dem Protestantismus neues Leben und kann auf manche Bekehrungen aus echt religiösen Gründen hinweisen. Insbesondere ist jene Frömmigkeit, die sich so häufig mit Gleichgültigkeit gegen konfessionelle Formen verschwistert, also wenn man will eine allgemeine deistische, konfessionslose Religiosität mit der äußern Zugehörigkeit zum Katholizismus eher vereinbar, als mit den reformierten Bekenntnissen, die in Glaubenssachen weit strenger sind. Das Wort Christi: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich", lautet für die römische Kirche: „Wer nicht wider mich ist, ist für mich." Mit dieser Herabstimmung der Ansprüche an Glauben kommt die Kirche einem großen Bedürfnis vieler Frommer entgegen, und sie fährt gut dabei. Sie verbindet sich viele Religiöse, die in Glaubenssachen indifferent sind.

Diese Milderung konfessioneller Schärfe bewies das Papsttum auch auf allen praktischen Gebieten: in der Arbeiterfrage, in der Stellung zur politischen Organisation, indem sie selbst mit der Französischen Republik ihren Frieden machte, ja selbst gegenüber der Wissenschaft, solange diese bloß Einzelforschung bleibt und nicht bis zu den philosophischen Grenzen schreitet, was ohnedies nicht Sache der heutigen Zeit ist. Dem modernen Menschen handelt es sich nicht um Prinzipienstrenge, sondern nur darum, daß ihm nicht allzu verdummende Zumutungen gestellt werden, und daß die Wissenschaft in der Verfolgung praktischer Interessen nicht gestört werde. Darum ist die unter Leo XIII. ausgegebene kirchliche Losung: Versöhnung von Glaube und Wissenschaft — für die Kirche äußerst fruchtbar. Katholische Gelehrte beteiligen sich an der wissenschaftlichen Kleinarbeit, und auch gebildeten Kreisen wird es möglich, ohne allzu empfindliches sacrificium intellectus im Schoße der Kirche zu bleiben. Selbst jene Kreise, deren Streben nur nach Geld und Genuß gerichtet ist, das jüdische Großkapital und die Aristokratie des Besitzes, machen ihren Frieden mit der Kirche, wenn sie hoffen können, in derselben eine Stütze der gegenwärtigen, ihnen günstigen Sachlage zu finden. Ist es doch überhaupt die Signatur unserer individualistischen, die Zukunft nicht achtenden Zeit, große Gesichtspunkte

bei ihren Bündnissen beiseite zu setzen, und um kleiner taktischer Erfolge und Gelegenheiten willen die Prinzipien zu verleugnen.

Wer weiß, ob nicht der römische Standpunkt, wonach jeder Getaufte Glied der Kirche ist, auf dessen reuige Unterwerfung mit wohlwollender Hoffnung gewartet wird, nicht noch zu großen Erfolgen führte, wenn nicht die historische Verschwisterung der Kirche mit rückständigen Sonderinteressen und ihr imperialistisch-jüdischer Ursprung sie hinderten, eine reine Institution der Religion zu werden, und sie festhält, eine Kirche zu bleiben, zumal der pfäffische Eigennutz bei einer solchen Wandlung zu kurz käme.

c) Die soziale Ordnung der zivilisierten Gesellschaft.

Die Sorge, daß die soziale Ordnung ohne die Religion nicht aufrechterhalten werden könne und mit dem Untergang des Kirchenglaubens ein Chaos der Recht- und Pflichtlosigkeit eintreten werde, ist einer der wichtigsten Gründe, daß sich der Einfluß der Kirche erhalten hat und daß der Dualismus von Geist und Natur bis heute nicht überwunden ist. Alle Autoritäten vermeinen bedroht zu sein, wenn die Herrschaft der Naturgesetze auch in den intellektuellen und sozialen Erscheinungen anerkannt wird, wenn Sitte und Recht ihres übernatürlichen Ursprungs beraubt werden. Sie glauben zum Schutze der sozialen Ordnung der mächtigen Drohungen und Versprechungen nicht entraten zu können, die die Konfessionen in den Verheißungen jenseitiger Belohnung, beziehungsweise ewiger Strafen ihnen zur Verfügung stellen.

Allein diese Anschauungen sind durchaus ungerechtfertigt; denn der positive Monismus schafft für die soziale Ordnung eine weit verläßlichere Grundlage, als jene Glaubensanschauungen sind; die soziologische Erkenntnis stützt die Autorität, ohne hierzu Vorstellungen vonnöten zu haben, deren Einfluß auf die Individuen im Schwinden sind.

Der monistische Positivismus enthält folgende Grundsätze:

1. Die soziale Ordnung ist nicht das Werk geoffenbarter Normen, sondern das Produkt der miteinander ringenden Interessen der Menschen, die jeweils zu einer gewissen Übereinstimmung gegenseitiger Anerkennung gebracht werden.

2. Diese Übereinstimmung wird hergestellt durch Gewalt (politische Ordnung) oder durch freiwillige Unterwerfung unter den Gemeinnutz (sittliche Ordnung).

3. Da letztere nie ausreichen wird, muß stets eine politische Ordnung

herrschen; nimmt sich diese den Gemeinnutz zum Ziel, so daß Politik und Sittlichkeit zusammenwirken, dann heißt die soziale Ordnung Zivilisation.

4. Da die sittliche Ordnung in der freiwilligen Beachtung der sozialen Bedürfnisse besteht, so sind die Sozialwissenschaften die Quellen wahrer sittlicher Normen, sie abzuleiten ist Aufgabe der positiven Ethik.

5. Die Befriedigung des Transzendentalinteresses ist Sache des einzelnen. Aus der Religion können nicht die sittlichen Normen fließen, wohl aber Impulse, dieselben zu befolgen.

6. Die ad 3 erwähnte politische Ordnung als objektive Gewalt zu konstruieren, ist wieder Aufgabe der Wissenschaft, und zwar der angewandten Soziologie.

Aus diesen Sätzen aber folgt, daß es die Zivilisation erheischt, die Religionen von der Einmischung in die Herstellung der sozialen Ordnung auszuschließen. Die sittliche Ordnung kann nur dadurch entstehen, daß das menschliche Interesse sich zu höhern Stufen entwickelt. Das entwickelte (Sozial-)Interesse führt von selbst zu den sozial notwendigen Verzichten zugunsten der Gesamtheit.

Die Konfessionen bieten für diese wahre Sittlichkeit nur einen Notbehelf, indem sie sich nicht an höhere Interessenformen wenden, sondern mit ihrer Lehre von Unsterblichkeit und jenseitiger Vergeltung an den niedern Transzendentalegoismus appellieren. Auch besteht keine Gewähr, daß die konfessionellen Sittenvorschriften inhaltlich jener wahren Sittlichkeit entsprechen, die in der Rücksicht auf den Gemeinnutz besteht. Der konfessionelle Zwang wurde schon für die unsinnigsten Gesetze aufgeboten. Es besteht also einerseits die Gefahr, daß die Gläubigen mißleitet oder ausgebeutet werden, anderseits die, daß die jenseitigen Versprechungen nicht geglaubt oder bei dem unentwickelten Interesse nicht wirksam werden. Letzteres sehen wir darin bestätigt, daß die glaubensstrengsten Menschen und Völker nicht auch die sittenstrengsten sind.

Wenn schon die Gegenwart zur Herstellung einer befriedigenden, nicht durch Katastrophen und Revolutionen gestörten Ordnung die Verwirklichung der wissenschaftlich ermittelten Ideen auf dem Gebiete der Sozialpolitik, der Hygiene, des Bildungswesens usw. verlangt, wo doch die Lebensbedingungen noch reichlich vorhanden, zum Teil noch gar nicht erschlossen sind, und noch minder veranlagte Rassen sich im Kampf ums Dasein behaupten können, so läßt sich denken, daß dereinst, wenn alle Wohnräume eng besetzt sind, wenn die Menschen überall an die letzten

Grenzen der Lebensbedingungen gedrungen sind und der Daseinskampf der Rassen die schwach veranlagten ausgemerzt haben wird, die Befolgung der wissenschaftlich ermittelten Sittlichkeitsnormen und die Herrschaft einer wissenschaftlich konstituierten und geführten objektiven Gewalt geradezu Existenzbedingung der Völker sein wird.

Aus dieser Erwägung läßt sich die stärkste Hoffnung schöpfen, daß die Zivilisation fortschreiten und siegen müsse. Im Zuge dieser Entwicklung werden alle sozialen Schöpfungen fallen, die sich der Zivilisation hindernd in den Weg stellen. Die Erörterung ihres Schicksals wird uns auch die Wandlungen erläutern, welche die soziale Ordnung im herannahenden Zeitalter der Seßhaftigkeit erfahren muß.

1. Der Kapitalismus. Der wesentlichste Umschwung im allgemeinen Überblick der Konstruktion der Gesellschaft wird wohl das Aufhören der beherrschenden Stellung des Kapitals sein. Die Wirtschaft wird zu einer gewissen Stabilität gelangen, die Konjunkturen werden weniger schwanken. Hierdurch werden die Unternehmungen sicherer, aber sie verlieren an Gewinn. Es hören die Möglichkeiten auf, Riesenkapitalien in einer Hand zu vereinigen; denn deren Ursprung wurzelt stets in den Fluktuationen der Werte und in den Schwankungen der Bedürfnisse. Beides aber hat seinen Grund in der Beweglichkeit der Menschen und der Produkte, in der ständigen Erweiterung der Wohnräume, Aufschließung neuer Lebensbedingungen und in den fortwährenden Änderungen der Produktion. Mit der Seßhaftigkeit der Menschen und einem steten Bestande der Lebensbedingungen wird das Kapital nach Quelle und Besitzer konstant. Die wichtigste Quelle des plötzlichen Entstehens von Riesenkapitalien, die Schaffung neuer Verkehrsanstalten, stagniert. Der Verkehr bleibt wohl intensiv, was die Solidität seiner Anstalten kräftigt, aber die unausgesetzte Extension hört auf und mit ihr alle jene Gelegenheiten, schwer berechenbare Faktoren in die wirtschaftlichen Maßnahmen einzustellen, was den Klugen und Kapitalskräftigen heute die Konjunkturen in die Hand gibt.* Die wirtschaftliche Sachlage wird klarer, d. h. Angebot und Nachfrage nach Zeit und Raum sicher berechenbar.

---

* Anmerkung des Herausgebers: Um den Gegensatz dieser Anschauungen zu den heute vielfach herrschenden zu illustrieren, sei es gestattet, ein paar Zeilen aus dem triumphierenden Artikel zu zitieren, mit welchem das Blatt, das der Verfasser stets für das hervorragendste Organ des internationalen Kapitalismus hielt, die Idee einer Eisenbahnverbindung Amerikas mit Asien durch einen Unterseetunnel begrüßte: „Es

Bei solchen Umständen setzt sich das Kapital fest und wird erfahrungsgemäß Aktienkapital. Denn, sowie der Unternehmer einsieht, daß in einer Unternehmung keine Reichtümer zu erwerben sind, will er auch nicht mehr die Arbeit der Verwaltung haben, wenn er diese und das Risiko abstreifen kann, ohne das Einkommen zu schmälern. Der Profit reduziert sich auf eine mäßige Verzinsung des Kapitals. Daß die Stabilität der Wirtschaft den Zinsfuß herabsetzt, ist heute schon erkennbar und wird noch weit wirksamer, wenn durch den zivilisierten Staat jene ungeheuern Summen frei werden, welche der Staat heute durch seine unreelle, ungeordnete und verschwenderische Verwaltung festhält.

Die schon heute auftretende Gebundenheit der Unternehmungen in Kartellen, der Arbeiter in Gewerkschaften und Konsumvereinen sind Anzeichen und Folgen der beginnenden Stagnierung. Weil die Produktivgenossenschaften in Deutschland nicht gediehen in einer Zeit des wachsenden Verkehrs und der Allmacht des Unternehmertums, ist nicht ausgemacht, daß sie nicht einstmals gedeihen werden, wenn eine regelmäßige Produktion einen übersichtlichen Markt und billiges Kapital findet. Genossenschaften und Aktienwesen sind die Formen, wie die Arbeit Anteil am Gewinn erlangen kann, was die natürliche Lösung der sogenannten sozialen Frage in sich enthält. Das Kapital erlebt dasselbe Schicksal, das alle Erscheinungen trifft: es wird dem großen terrestrischen Gesetze der Einebnung unterworfen.** Nicht geringen Anteil an dem Sturze des Kapitals nimmt die objektive Gewalt, die die Möglichkeiten beschränkt, ohne Arbeit, durch Tauschverkehr, durch künstliches Eindringen zwischen Produktion und Konsumtion durch Winkelzüge an den Grenzen des formalen Rechts zu profitieren.

2. Das Judentum. Mit dieser Lösung der Kapitalsfrage vollzieht sich auch die Lösung der Judenfrage. (Vgl. oben Abschnitt 22b.)

---

geht eine große Nachricht durch die Welt, eine von jenen, die man mit ... Hochgefühl begrüßt, weil sie das Ideal der Menschheitskultur streifen.... Und das ist das wahre Gesetz der Menschheitskultur, der wahre Inhalt der Zivilisation, daß dem Austausch in Verkehr und Handel, daß der Verpflanzung höherer zu niedrigerer Entwicklungsstufe immer neue Wege und Möglichkeiten erschlossen werden...." (Neue Freie Presse, Wien, am 20. März 1906.) Der Verfasser war sehr weit davon entfernt, solchen und ähnlichen Schöpfungen des Zeitalters des hypertrophischen Verkehrs entgegenzuarbeiten, da sich dieses Zeitalter wie jede notwendige Entwicklungsstufe ausleben muß. Allein für die Zivilisation erwartete er nichts von der Eröffnung neuer Verkehrswege, alles von deren endlicher Stabilisierung.

** „Soziologische Erkenntnis", S. 98.

Die Stabilisierung der Wirtschaft ermöglicht eine Näherung von Konsumtion und Produktion unter tunlichstem Ausschluß des Zwischenhandels. Der überflüssige Verkehr, der die erzielbaren Preisdifferenzen ermittelt, wo möglich steigert und ausnutzt, der Handel als Selbstzweck, hört auf. Wachsende Sittlichkeit der Massen, Sparsamkeit und geordnete Wirtschaft entziehen jeder Art des wucherischen Verdienstes den Boden. Die zahllosen Profitformen der praktischen und intellektuellen Vermittlerrolle, welche die Handelsrasse heute spielt, schrumpfen bei wachsender Intelligenz zusammen. Dies wird die Juden zwingen, sich andern Erwerbsformen zuzuwenden. Sie hören auf, eine einheitliche Berufsklasse mit dem gemeinsamen Interesse der Lockerung und des Verkehrs zu sein. Der große jüdische Gesellschaftsverband verliert für seine Mitglieder den Wert. Hiermit wird der eigentliche Grund des Festhaltens an der konfessionellen Einheit aufgehoben und der bisherige Vorteil der Rasseneinheit in sein Gegenteil verkehrt. Die Zugehörigkeit zum jüdischen Volke wird als eine Last empfunden, wie ja schon heute für Juden, die ihren Weg abseits der Berufe ihrer Stammesgenossen suchen, jüdische Rasse und Konfession Verlegenheit und Hindernis bedeuten. Der jüdische Verband wird interessenwidrig und verfällt daher. Die zivilisierten Teile des Judentums werden durch Übertritt und Mischung aufgesaugt, die geschlossenen orthodoxen Gemeinden des Ostens aber werden als zivilisationsunfähig ausgemerzt. Sie verkümmern und sterben aus, wie die Indianer in ihren Reservationen.

3. Die Aristokratie. Das Phantom der Gleichheit der Menschen wird zwar in jener Zeit nicht mehr bestehen; es werden daher Vermischungen mit inferioren Rassen perhorresziert und der Neger dem Weißen nicht gleichgestellt sein. Aber ererbtes Vorrecht ohne nachweisbare erbliche Qualitäten, also der Geburtsadel, wird durch die Rechtsgleichheit der zivilisierten Rasse beseitigt werden. Wohl werden außergewöhnliche Menschen hervorragende Macht erlangen und außergewöhnliche Leistungen durch hervorragenden Besitz gelohnt sein, und die Rechtsachtung wird beiden die freie Verwendung des Erworbenen garantieren. Aber die Gesellschaft wird die künstliche Erhaltung von Einfluß und Besitz in den Händen unbefähigter Erben nicht dulden. Fideikommisse, erbliche Würden und Titel werden abgeschafft. Vor allem aber müssen die unverbrieften Privilegien des Adels, die soziale Bevorzugung seiner Mitglieder durch den Servilismus der Menge und die Konnexionen der Machthaber im sozialen Rechtsbewußtsein erstickt werden.

Es gibt ein einziges Familienvorrecht, für welches zivilisatorische Gründe sprechen, nämlich das Vorrecht der Dynastien, die an der Spitze der Nationalstaaten stehen. Sehen wir doch die Monarchien vor vielen Nachteilen republikanischen Staatslebens gesichert.

4. Die heutige Scheidung der Berufe in angesehene und mindergeschätzte und das hierdurch bedingte Strebertum. Trotz des Grundsatzes der Rechtsgleichheit wird zur Anerkennung gelangen, daß sich in der Geschlechterfolge erbliche Geschlechtsvorzüge für bestimmte Berufsstände entwickeln und befestigen, wie wir dies heute ja so deutlich an den Handelsrassen sehen. Lebensanschauung, physische und intellektuelle Fähigkeiten, wie sie sich durch angeborene Anlagen und Jugendeindrücke, Anpassung an das Milieu und Lebensgewohnheiten herausstellen, werden den Sohn im Berufe der Eltern festhalten. Es war im Mittelalter und in der Neuzeit nicht bloß die rechtliche ständische Gliederung, was die Menschen in ihrer Gewerbsschichte und Berufsklasse erhielt, sondern auch die Wirkung öffentlich-wirtschaftlicher und fachtechnischer Bedürfnisse. In der Zeit des Individualismus hat man hiervon nur die Hemmung der Persönlichkeit empfunden. Die Berufsschichtung wurde zerstört und hierbei der Nachteil der Freizügigkeit zwischen den Berufen übersehen.

Eingriffe der öffentlichen Gewalt in dieser Hinsicht für besondere Fälle sind nicht durchaus von der Hand zu weisen. So wäre es durchaus zivilisatorisch, der Flucht aus den gesunden Verhältnissen der Landwirtschaft in die Reihen des städtischen Proletariats entgegenzutreten, und zwar sowohl im Interesse der Landwirtschaft, die einen Bauernstand braucht, als auch der Arbeiterbevölkerung, die unter der Reservearmee der Berufsflüchtigen leidet.

Auch wäre es zivilisationsgemäß, die Juden von jenen Berufen, in denen sich ihre üblen Rasseneigenschaften verstärken und gefährlich werden, fernzuhalten. Es ist eine betrübliche Tatsache, daß heute gerade die Presse und die Advokatur in ihren Händen liegen, obwohl sie bei dem Mangel an staatlichem Sinn und an Verständnis für die objektive Gewalt für diese Berufe ungeeignet sind. Merkwürdigerweise schließt das Vorurteil unserer Zeit den Juden gerade von solchen Berufen aus, wo er nicht schaden kann, weil bei denselben seine sozialschädlichen Qualitäten gar nicht zur Anwendung kommen. Der Jude mag Offizier, Richter, Beamter werden, weil er als Individuum ebenso mutig, sittlich und arbeitsam ist wie Angehörige anderer Rassen, nur nicht Journalist oder Rechts-

anwalt. In jenen Berufen verwischen sich, in diesen steigern sich seine Rasseeigentümlichkeiten.

Wenn unter dem Einflusse des Rechts der Arbeit die Angehörigen aller Berufe die gleiche Achtung und denselben politischen Einfluß genießen, wird jeder Grund aufhören, daß die tüchtigen Mitglieder sogenannter „niederer" Berufe hinausstreben zu Berufen, zu denen sie nach Anlagen und Weltanschauung nicht passen. Es werden alle Berufe auf derart wissenschaftlich hochstehende Weise betrieben werden, insbesondere wird sich die Landwirtschaft von ihrer heutigen tiefen intellektuellen Stufe erheben, daß die Leitung in jedem Berufe eine sozial hochstehende Stellung gibt. Der Fortschritt, der jede Tätigkeit auf eine wissenschaftliche Basis stellt und sie nach weiten Gesichtspunkten als einen organischen Teil der allgemeinen Kulturarbeit erscheinen läßt, wird vor keinem Berufe Halt machen, so daß alle Berufe — und wäre es die städtische Straßenreinigung — zu einer gewissen ideellen Gleichwertigkeit erhoben werden. So werden in unserm Beispiel die Frage der Organisation, der sofortigen Beschaffung des Personals bei so wechselndem Bedarf, die Frage der Verwertung der Abfälle, die Verwendung von Maschinen, das öffentliche hygienische Gewissen, das die Verwaltung für Staub und Nässe verantwortlich macht, einen ganzen Mann verlangen, der Tatkraft, geschäftliche Tüchtigkeit und praktischen Blick für die Bedürfnisse des kommunalen Lebens besitzt, Eigenschaften, die ihren Träger aus den untersten Kreisen der Straßenarbeiter zu einer geachteten Position gelangen lassen können. Der Gewerbsmann, der Landwirt wird daher seinen Ehrgeiz innerhalb seines Berufs befriedigen können, und es wird aufhören, daß jeder gescheite Bauernbursche ein Doktor werden muß. Damit wird aber die allgemeine Zufriedenheit zunehmen; denn der Mensch fühlt sich nur dann zufrieden, wenn er anlagegemäß tätig ist.

Dies wird auch für die Massen mechanisch Arbeitender gelten; denn diese werden mit dem Unternehmen, an dem sie mit ihrem Nutzen beteiligt sind, verwachsen. Hieraus ergibt sich eine kolossale Steigerung des Wertes und des Erfolgs der Arbeit. Es wird Sache der Ehre, seinen Posten auszufüllen, während es heute einfach als dumm gilt, wenn man nicht wegen der geringsten Differenzen oder einer möglichen Einkommensbesserung seinen Posten verläßt, seine Stellung hinwirft und etwas ganz Neues anfängt. Dann wird auch die heute allgemeine direktionslose Streberei nach Staatsanstellungen aufhören und wird sich den gelehrten und politi-

schen Berufen nicht ein breites intellektuelles Proletariat, sondern eine geringe Zahl Befähigter zuwenden.

Nicht in dem Hervorbringen hoher Intellekte und starker Charaktere liegt die Tüchtigkeit und Wohlfahrt eines Volkes, sondern in seiner Fähigkeit, seine sittliche und intellektuelle Aristokratie an die Oberfläche und zur Leitung zu bringen. Also eine den Anlagen entsprechende Schichtung — keinesfalls ein öder, unorganisierter, in absoluter Gleichheit verflachter, in ewigem Frieden hinduselnder Anarchismus ist das Zukunftsideal der sozialen Ordnung.

B. Angewandte Soziologie.

VI. Grundlegung derselben.

32. Die Möglichkeit eines individuellen Einflusses auf die soziale Entwicklung.

Für den Positivismus hat die Erkenntnis als solche nicht den objektiven Wert, der ihr einst beigemessen wurde. Erkenntnis ist nur Mittel zum Zweck, der in der praktischen Verwertung der Erkenntnis besteht. Ist aber eine Anwendung der soziologischen Lehren möglich, ist es möglich, in den sozialen Prozeß wirksam einzugreifen?

Daß die soziale Entwicklung vom individuellen Willen beeinflußbar ist, hat man vom Standpunkt einzelner Wissenschaften nie bezweifelt. Nationalökonomie, Ethik, Rechts- und Staatswissenschaften versuchten ihr Wissen zu einem Können zu erweitern und sind mit praktischen Vorschlägen gekommen. So aber, wie das Verständnis der sozialen Entwicklung nur im zusammenhängenden Überblick aller Grenzwissenschaften gewonnen werden kann, so auch können aussichtsvolle Versuche, die Entwicklung zu beeinflussen, nur auf Grund einer umfassenden soziologischen Erkenntnis gemacht werden.

Es charakterisiert nun die Soziologie in ihrer Eigenschaft als philosophische Disziplin, daß sie, bevor sie in die Untersuchung eintritt, wie die soziologischen Lehren praktisch verwertet werden können, sich dem schwierigsten philosophischen Problem gegenübersieht, das seit jeher menschlichem Denken gestellt wurde: Ist dem Individuum ein Einfluß auf die soziale Entwicklung, die doch ein naturgesetzlicher Vorgang ist, überhaupt möglich? Das ist die Frage der Willensfreiheit ins Soziale übersetzt. Die Frage, ob der Mensch befähigt ist, seinen durch die natürlichen Be-

dingungen vorgezeichneten Willen den Erwägungen des Intellekts zu unterwerfen, erweitert sich zur Frage, ob die natürlich bestimmte soziale Entwicklung in irgend einer Richtung durch individuelle Willensäußerungen beeinflußt werden kann.

Wir wissen aus der soziologischen Erkenntnis (vgl. oben Seite 25), daß es im Individuellen nur eine bedingte Willensfreiheit gibt. Der einzelne Mensch kann sich nur im Wege der Entwicklung seines Intellekts von seinen Anlagen einigermaßen unabhängig machen; indem er sein Interesse von den unmittelbaren und nächstliegenden Bedürfnisbefriedigungen auf höhere, weitsichtigere, indirekte Zwecke ausdehnen kann, vermag er es, sich zur freien Wahl zwischen verschiedenen interessegemäßen Handlungen zu erheben. Hier muß sofort beigefügt werden, daß diese bedingte Willensfreiheit nur als eine vorgeschrittene Anpassung an die Lebensbedingungen aufgefaßt werden darf, wonach der geänderte Wille auch auf geänderte Anlagen im morphologischen Sinne schließen läßt. Die intelligible Freiheit ist also durch jenes Bewußtsein wirksam, welches wir einerseits als Ausfluß, anderseits als Schöpferin der morphologischen Anlagen kennen* und spricht sich durch eine Modifizierung der Anlagen aus. Zu einer solchen können sich nur wenige einzelne erheben, den Massen fehlt die Fähigkeit, einen Willen gegen die Anlagen zu haben; sie sind blindes Werkzeug der veranlagten Triebe.

Die Willensrichtung eines Sozialgebildes, der Sozialwille, ist das Produkt der Interessenrichtungen der Genossen und mit diesen durch den Inbegriff der Lebensbedingungen unwandelbar gegeben. Im Sinne des inhärenten Interesses streben die Massen instinktiv nach einer gewissen Richtung, und jeder Versuch, sie von dem natürlichen Ziele der Entwicklung abzudrängen, bleibt erfolglos. Für den einzuschlagenden Weg jedoch, für die Art der Erreichung des Zieles besteht kein Interesse in den Massen, und die Stimme ihres Interesses schweigt, ob sie nun auf diesem oder jenem Wege in der Richtung der notwendigen Entwicklung geführt werden. Daraus ergibt sich die Lehre, daß es zwar unmöglich ist, auf die Willensäußerung eines Sozialgebildes derart Einfluß zu erlangen, daß die Entwicklung ein anderes Ziel erhält; wohl aber kann durch individuelle Maßnahmen das Tempo der Entwicklung geändert und können willkürlich Zwischenzwecke eingeschoben werden. In dieser Hinsicht ist sogar ein

* „Kritik des Intellekts", 4. und 5. Abschnitt.

Sozialgebilde, besonders ein solches von höherer, komplizierterer Organisation, von den Massenanlagen unabhängiger, als ein Durchschnittsindividuum von seinen Anlagen, indem Tempo und Zwischenzwecke der Entwicklung dem überlegenen Intellekt führender Genossen unterworfen werden können. In die soziologische Gesetzlichkeit greifen die Kräfte der individuellen Gesetzmäßigkeit siegreich ein (vgl. oben Seite 11).

In der Tat sehen wir in den Sozialgebilden seit jeher Organisationen, deren Zweck eine intellektuelle Führung der Entwicklung ist. Die wichtigste dieser Organisationen ist der Staat, und das stärkste Mittel, um auf die soziale Entwicklung Einfluß zu nehmen, ist die Gewalt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Staat, indem er den Staatsgliedern herrschaftübend entgegentritt und nach außen Gewaltmaßregeln ergreift, die Entwicklung, soweit seine Macht reicht, beeinflußt, sei es, daß er durch Vernichtung von Leben und Freiheit von Menschen ihre und ihrer Genossen soziale Absichten absolut durchkreuzt, sei es, daß er durch seine Maßnahmen auf ihre Vorstellungen über die erwünschte und mögliche Bedürfnisbefriedigung ändernd einwirkt.

Um auf eine Entwicklung Einfluß zu nehmen, muß von außen, einem außerhalb des sich Entwickelnden gelegenen „archimedischen" Punkte aus eingesetzt werden. Um auf das zugehörige Sozialgebilde zu wirken, müssen die Mitglieder, die das wollen, ein neues Sozialgebilde schaffen, gewissermaßen ein neues Machtzentrum des Sozialgebildes, von dem vielleicht, im Falle des Erfolgs, eine abermalige Integration des Sozialgebildes ausgehen kann. Um z. B. eine Partei zu reformieren, müssen die Reformlustigen eine besondere Fraktion schaffen, welche schließlich die übrigen Genossen zu Abfall und Übertritt bewegen kann. Wie also vom Staat auf die sozialen Gruppen gewirkt werden kann, so wird in der innern Politik durch den Kampf um die Macht im Staate von den Parteien auf diesen gewirkt. Wenn also der Staat durch seine intellektuell (willensfrei) erfaßten Maßnahmen allzusehr von der natürlichen Entwicklung der Gesellschaft abdrängt, wird er selbst von dieser modifiziert.

Hierin liegt die Korrektur, welche einen Überschwang an intellektueller Einmischung in die natürliche Entwicklung paralysiert. Je größer der Sozialverband ist, desto schwieriger ist es, die Entwicklung abzuändern. Während ein Einzelindividuum, wenn auch der Durchschnittsmensch mehr an die Anlagen gebunden ist, als ein Sozialgebilde an die Massenanlagen, sich in Ausnahmefällen durch Preisgabe des Selbsterhaltungstriebs „un-

natürlich" benehmen kann (Selbstmord), werden bei Sozialgebilden die Abweichungen von der natürlichen Entwicklungslinie mit zunehmender Größe immer kleiner.

Es ist also unmöglich, ein Sozialgebilde von seiner Interessengrundlage zu trennen, insbesondere ist es an jenes leitende Interesse, dem es seine Entstehung verdankt, absolut gebunden. Daraus folgt, daß das sozial Gute und Weise nur auf der Bahn des natürlichen Fortschritts im Hauptzuge der Entwicklung liegen kann. Der Prüfstein eines politischen Zweckes ist seine Erreichbarkeit. Die wohlgemeintesten Maßregeln und Pläne scheitern, wenn sie sich gegen den natürlichen Fortschritt* wenden; ja sie erreichen ihr Gegenteil, weil sie zu Katastrophen führen. Um die sozialen Kräfte zu beherrschen, müssen wir sie darum zuerst kennen, uns ihnen anpassen und sie beachten. Beherrschung der Naturgesetze kann nicht heißen, sie abändern wollen, sondern sie weise benutzen. Das gilt für die Technik, welche nur die Bedingungen für die natürliche Wirksamkeit der physikalischen und chemischen Gesetze setzt, wie für die Politik, die mit sozialen Gesetzen zu rechnen hat.

Jeder politischen und sogenannten sozialpolitischen Aktion, die eine konkrete Änderung der sozialen Ordnung anstrebt, hat demnach ein Kalkül voranzugehen. Nach der allgemeinen Weltlage, nach den besondern geographischen und ethnographischen Verhältnissen des Schauplatzes der Aktion und nach dem Verhältnis der angestrebten Änderung zum Zeitgeist, der in den herrschenden Ideen die zurzeit vorwaltenden Entwicklungstendenzen ausspricht, hat dieses Kalkül die Durchführbarkeit oder Aussichtslosigkeit der Aktion zu beurteilen. Dadurch, daß die wachsende soziologische Erkenntnis es mehr und mehr verhindern wird, daß utopistische Pläne auf den Kampfplatz treten, wird die Gesellschaft von vergeblichen Kämpfen verschont und wird die Entwicklung eine ruhigere, friktionslosere werden.

Letzteres wird auch dadurch unterstützt, daß die erfolgverheißenden Mittel der Politik andere geworden sind. Dem ständischen und absolutistischen Staate gegenüber gab es einen Fortschritt gegen die Regierungsgewalt nur durch die Revolution. Bei den Verfassungsformen des heutigen Rechtsstaates werden andere Mittel der Machtgewinnung leichter zum Ziele führen, weil jeder Radikalismus, jede Gewaltanwendung im sozialen

* Vgl. oben S. 155. Darum bleiben Aktionen zur Rettung niedergehender Erwerbszweige erfolglos.

Kampfe die Staatsgewalt ins Lager der Konservativen drängt, bei Beobachtung legaler Kampfformen aber der staatlichen Zwangsgewalt kein Angriffspunkt selbst gegen die Anhänger der radikalsten Richtung gegeben ist. Da jede Änderung der sozialen Ordnung nur durch den Staat erfolgen kann, ist der einzige Weg, der eine politische Partei zum Ziele bringen kann, der, daß sie an die Regierung kommt, wenn dies auch nur durch Kompromisse mit andern staatlichen Faktoren möglich sein sollte. Es ist das verwirrende Erbe des Freisinns, daß in allen Volksparteien das Vorurteil besteht, man dürfe nicht Regierungspartei werden, und daß der Vorwurf der Regierungsfreundlichkeit gebraucht werden kann, eine Partei in ihrer Popularität zu treffen.

Gerade in solchen Gebieten, wo die soziale Entwicklung nicht nach einer bestimmten, deutlich erkennbaren Richtung drängt, weil die einander bekämpfenden Faktoren, gleich stark, sich gegenseitig die Wage halten, scheint dem individuellen Willen der größte Einfluß vorbehalten. So hätte vielleicht im Donaureich die Dynastie der politischen Gestaltung einen andern Weg weisen können, wenn sie nicht Erb- und Heiratspolitik, sondern Machtpolitik getrieben hätte, wenn sie ihre Herrschaft nicht auf historische Titel und Rechte, sondern auf den Erfolg ihrer Waffen gestellt hätte.

Durch die Eroberung seitens der Türken war das Königreich Ungarn faktisch erloschen; als nun in dem tiefzerrütteten, in seiner Bevölkerung dezimierten Lande die türkische Herrschaft allmählich gegen Süden und Osten zurückgedrängt wurde und von der Leitha ostwärts ein Streifen um den andern von deutschen Waffen unter gleichzeitiger intensiver deutscher Kolonisation im Kampf gegen den Halbmond und seinen ungarischen Anhang den Habsburgern unterworfen wurde, da lag beim Kaiser die Entscheidung der wichtigen Frage, ob das Ergebnis der Siege eine allmähliche Vergrößerung Österreichs bis an die Save sein werde oder die Auferstehung des untergegangenen Königreichs mit seinen nationalen Traditionen. Die moralische Unterstützung, die die Herrscher davon erhofften, daß sie die Krone des heiligen Stephan trugen, bewog sie, sich für letzteres zu entscheiden. Dem eroberten Lande blieb das Schicksal besiegter Völker erspart. Der Kaiser war um eine Krone reicher, aber Österreich war des Erfolgs seiner Siege verlustig. So kam es, daß jener Stamm, der es am besten versteht, die andern zu bekämpfen, und selbst am wenigsten für die andern leistet, nämlich der der Magyaren, die maßgebendste Stellung erhielt. Jede Notlage des Donaureichs benutzten sie zur Erweiterung ihrer

Macht; war Österreich aber stark, so beschützte sie der Umstand, daß ihr König an die Traditionen der ungarischen Krone gebunden war, vor den vollen Konsequenzen der deutschen und slawischen Übermacht.

Da die Ungarn unfähig sind, das Ganze sittlich und kulturell zu beherrschen, aber trefflich vom Ganzen leben können, haben sie die Funktionen eines Fremdkörpers angenommen, der im Fleische Österreichs wuchert. Anderseits hat Österreich, da das selbständig gewordene Ungarn ihm wirtschaftlich und kulturell den Weg nach Osten verlegt, seine europäische Mission, westliche Kultur in den Südosten Europas zu tragen, preisgeben müssen und hiermit seine ursprüngliche Staatsidee verloren. Die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder sind zu einer administrativen Einheit herabgesunken, wodurch die Existenz des Donaureichs als Staat gefährdet ist.

Auch in andern Fragen herrscht gerade in Österreich, wo eine mächtige individuelle Willensbildung der Herrscher bei der Ungeklärtheit der Verhältnisse vielleicht ein fruchtbares Feld fände, auf Seite der Dynastie ein konservativer, historische Rechte mehr als soziale Bedürfnisse achtender Sinn und, wenn man von der Gegenreformation absieht, eine Scheu, richtunggebend in die Politik persönlich einzugreifen. Hieran wirkten vor allem die spanische Etikette mit, welche den Mitgliedern des Herrscherhauses die Gelegenheit lebendiger Erfahrungen abschneidet, ferner der verhängnisvolle Glaube, daß die Stellung der Dynastie auf historischen Familienrechten, dem Gottesgnadentum und dem aristokratischen Prinzip beruhe, während doch die monarchische Institution sich am festesten erhält, wenn sie sich von allen reaktionären Sonderinteressen freimacht und bei vorgeschrittenster Politik sich auf das zivilisatorische Bedürfnis nach Kontinuität der Autorität und nach fester Leitung stützt. —

Der Umstand, daß im Donaureiche das Gleichgewicht der politischen Kräfte ein äußerst labiles ist, ließ uns die Meinung aussprechen, daß hier den Monarchen ein weitgehenderer Einfluß auf die Entwicklung zukomme, als in Nationalstaaten. Da wir aber finden, daß die Unfähigkeit der Völker, zu klaren staatlichen Verhältnissen zu gelangen, auch durch die jahrhundertelange Politik des Erzhauses nicht geändert werden konnte, schleicht sich am Schlusse unserer Erwägung der Zweifel ein, ob in den großen Zügen der Entwicklung die Wucht der gegebenen Verhältnisse nicht übermächtig ist.

Wenn wir nach den Grenzen der Möglichkeit individuellen Einflusses auf die Entwicklung der Gesellschaft fragen, werden wir jedenfalls zu folgendem Satze gelangen: Der individuelle Wille gewinnt in dem Maße höhern Einfluß auf die soziale Entwicklung, als sich diese von den natürlich festgelegten Hauptzügen in die Ausgestaltung sozialen Lebens, in dessen institutive Einzelheiten verliert. Jene Hauptzüge sind unbeeinflußbar, die Ausgestaltung können begabte Politiker unter ihren subjektiven Willen zwingen. Jene Begabung besteht darin, daß sie die Entwicklungshauptzüge erkennen und respektieren. Da nun der Hauptzug der sozialen Entwicklung die Entwicklung vom Eigennützigen zum Gemeinnützigen ist, ist erfolgreich nur jenes Streben, das diesem Grundzug Rechnung trägt. Hiermit ist die Macht zivilisationswidriger Individualitäten als eine vorübergehende charakterisiert.

VII. Die praktische Entwicklung der wesentlichsten sozialen Beziehungen.

33. Die Beziehungen der Geschlechter.

Lange vor Entstehung des Menschengeschlechts im allgemeinen Entwicklungsgange der Wirbeltiere hat sich durch die verschiedenen Funktionen, die die Individuen beim Fortpflanzungsgeschäfte übten, der Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern herausgebildet und festgelegt. Bei den höhern Wirbeltieren und den Urmenschen wie noch heute bei den unkultivierten Menschen sind die Geschlechtsunterschiede vorwiegend auf die sexuale Sphäre beschränkt, die sekundären und psychischen Geschlechtsmerkmale sind noch wenig ausgebildet. Je rauher die Lebensbedingungen sind, je bedeutungsvoller die spezifisch männlichen Eigenschaften werden, desto mehr treten diese Unterschiede hervor, so zwar, daß die Geschlechtsdifferenzen bei den kriegerischen Nomaden weitaus stärker sind als bei den arbeitenden Rassen. Wir müssen diese Ausgestaltung der Anlagen beider Geschlechter als ein Produkt der sich ununterbrochen vollziehenden Individualisierung der Menschen betrachten.

Das Bestimmende der Beziehungen der beiden Geschlechter zueinander ist das Kind. Schon im Urzustande müssen sich die Geschlechter zu einer Art Urehe zusammengefunden haben, die von der Zeugung bis zum Ende der Säugung des Kindes dauerte. Der enge physiologische Zusammenhang des hilflosen Kindes mit dem durch die Mutterschaft belasteten Weibe hat diesem seinen passiven, hilfsbedürftigen Charakter gegeben und hat das Weib darauf verwiesen, durch Schaffung von Gemütsbeziehungen den Mann an sich zu fesseln. Das Weib ist eben stärker an der ehelichen Gemeinschaft interessiert, als der Mann. (Vgl. oben Seite 120.)

Eine Reihe von Umständen führte nun dazu, die Dauer der Ehe auf Lebenszeit zu erweitern:

1. Die Kraft des Weibes im Daseinskampf ist nicht bloß während der Schwangerschaft eine geringere, sondern lebenslänglich.

2. Der Herrencharakter des Mannes schafft demselben eine überragende Stellung, die das Weib auch nach dem Heranwachsen der Kinder der Autorität des Gatten unterwirft.

3. Die Tiefe der Gemütsbeziehungen erzeugt zwischen Mann und Weib eine Solidarität, die auch über die Zeit des geschlechtlichen Verkehrs anhält.

4. Die Kultur, welche die Wohltaten der Arbeit schätzen lehrt, hebt das Weib als Schöpferin bequemer Häuslichkeit zu geachteter Stellung empor; seit der Verminderung der Gewaltkämpfe und der Etablierung eines allgemeinen Rechtsschutzes hat die physische Überkraft des Mannes an Bedeutung verloren und ist seine Überlegenheit mehr auf die psychischen Qualitäten gegründet, während das Weib als Individuum rechtlich gleichwertig neben dem Manne steht. Die Achtung, die sich das Weib als entwickelte Persönlichkeit erringt, schließt nicht bloß die Vielweiberei aus, sondern macht die Gattin zur ebenbürtigen Genossin des Mannes, die nicht bloß dessen Geschlechtsleben, sondern den ganzen Komplex seiner Bestrebungen und Sorgen teilt und deshalb nur durch den Tod aus dem innigen Verband mit ihm gerissen werden kann.

5. Dazu kommt insbesondere, daß die gesteigerten Anforderungen des Kulturlebens für das Kind nicht bloß eine Ernährung während der ersten Lebensjahre, sondern eine lange, mühsame und opferheischende Erziehung und Ausbildung während eines ansehnlichen Teiles seines Lebens verlangen.

6. Nur die Aufrechterhaltung des Ehebandes, so zwar, daß alle Kinder eines Weibes von demselben Vater stammen, verbürgt die Harmonie des Familienlebens, schmiedet dessen Glieder aneinander und verknüpft die junge Generation mit den Eltern.

Das Fazit aller dieser Momente ist, daß unter Wahrung der prinzipiellen Stellung der beiden Geschlechter, die ihnen durch ihre physiologische Wesenheit angewiesen wird, nur die monogame Dauerehe den nachweisbar vorhandenen Bedürfnissen des Kulturlebens vor allem nach einem jeder Störung entrückten Privatleben entsprechen kann. Die monogame Dauerehe ist daher naturgesetzlich die einzige zivilisatorische Form von Geschlechtsbeziehungen.

Die Mittel der Politik und der Gesetzgebung vermögen sehr wenig auf die Gestaltung des Privatlebens und der Geschlechtsbeziehungen einzuwirken. Durch das Institut der Ehe gibt die öffentliche Gewalt bloß die Form; ihr Inhalt einzugießen, bleibt dem Privatleben überlassen. Auf dieses vermag man höchstens durch die Ermittlung und Propagierung sittlicher Grundsätze Einfluß zu nehmen. Diese Grundsätze können aber nur den Erwägungen entnommen werden, wie die Ehe im allgemeinen eingerichtet sein muß, um einerseits den physiologischen Funktionen der Geschlechter, anderseits der sozialen Notwendigkeit der Fürsorge für die Nachkommenschaft und endlich der Individualisierung zu entsprechen, welche nicht nur aus dem Manne, sondern auch aus dem Weibe eine ausgesprochene Persönlichkeit entwickelt hat. Mit andern Worten: der Gemeinnutz und nicht das Interesse von wenn auch zahlreichen Individuen hat die Richtungslinie zu bestimmen, nach der das Eheinstitut zu regeln ist. Wir haben nun in den obigen Erwägungen gefunden, daß einzig und allein die monogame Dauerehe den Bedürfnissen des Kulturlebens nach den drei angedeuteten Richtungen genügt. Nur die strengste Auffassung über die Beziehungen der Geschlechter ist daher soziologisch zu rechtfertigen.

Gegenüber dem sozialen Interesse, daß das Eheinstitut gut organisiert sei, haben die Individualinteressen einzelner, die ihr unüberlegt eingegangenes oder durch Schuld gebrochenes oder durch Unglück getroffenes Eheband lösen möchten, zu schweigen. In keiner Hinsicht ist jede Konzession an die Wehleidigkeit der sittlich laxen Menschen für die Gesellschaft verderblicher, als hinsichtlich des Ehebands. Hierin zeigt sich die katholische gegenüber den reformierten Kirchen auf einer höhern Stufe der soziologischen Erkenntnis. Alle Zugeständnisse, welche das Eheband lockern, untergraben den sittlichen Ernst und die gesunden Meinungen der Geschlechter über ihre Beziehungen überhaupt. Die soziologische Unhaltbarkeit der Phantome von freier Liebe, von einer unabhängigen Mutterschaft und dergleichen klarzulegen, ist wahrlich nicht der Mühe wert. Aber auch der dem Individualismus entwachsenen Forderung nach einer leichtern Trennung des Ehebands muß prinzipiell entgegengetreten werden. Nur die Vorstellungen von dem umfassenden und dauernden Pflichtenkreise, der mit der Ehe übernommen wird, kann zu jener Gemütsübereinstimmung des Ehepaars führen, die das reinste Glück im Privatleben garantiert.

Die Vorstellung von dem Ernst und der Würde der mit der Ehe übernommenen Pflichten gibt auch dem zur Persönlichkeit entwickelten,

höchst gebildeten Weibe den vollbefriedigenden Beruf: dem Manne in jeder Lebenslage Freundin und Genossin und den Kindern eine Erzieherin zu sein, die sie vor den Verirrungen und Erkrankungen bewahrt, die heute Gefängnisse und Spitäler füllen. Um diesen Beruf zu erfüllen, der wichtiger ist, als die Verirrten vor Gericht zu verteidigen und die Erkrankten zu heilen, ist die höchste Bildung des Weibes kaum genügend. Darum wird das Streben des modernen Weibes nach intellektueller Entfaltung im Rahmen seiner physiologischen Wesenheit als vollberechtigt anerkannt, doch bleiben die Frauen als Schöpferinnen und Repräsentantinnen des Privatlebens jeder Politik, zu der ihnen die Fähigkeiten versagt sind, fern.

Es ist von größter Wichtigkeit, daß die vorstehend skizzierten, auf Tatsachen gegründeten Anschauungen über die Beziehungen der Geschlechter sich die Herrschaft in der öffentlichen Meinung erringen. Gesetzgebung und Verwaltung der Zukunft, die genötigt sein werden, alle Rechtsverhältnisse mit wachsender Präzisierung zu ordnen und die Lehren der Wissenschaft praktisch zur Geltung zu bringen, können eine andere Beziehung der Geschlechter gar nicht dulden, als die geschilderte zivilisatorische Ehe. Denn nur bei einer solchen Ehe kann der Staat die Rassenhygiene durchsetzen, die eine so große Rolle zu spielen berufen ist. Die Gesellschaft des künftigen Zeitalters der Produktionsharmonie, der Konservierung der Produktionsquellen und der allgemeinen Seßhaftigkeit wird also nicht, wie die kurzsichtigen Liberalen und Anarchisten der Gegenwart glauben, tolerant, sondern feindlich und womöglich hindernd allen außerehelichen Geschlechtsbeziehungen entgegentreten.

Die Macht der eben erwähnten Kulturbedürfnisse, die Vorteile der zivilisationsgemäßen Ehe einerseits, die Schäden jeder andern Form von Geschlechtsbeziehungen anderseits werden es klar erkennen lassen, wie unsinnig es ist, in der freien Liebe etwas Höheres, in der dauernden Ehe aber die Prostitution erblicken zu wollen. Man wird einsehen, daß nur die Dauerehe wegen der Fürsorge, die hier die Kinder, die Frucht der Liebe, finden, wegen der Regelmäßigkeit des leidenschaftslosen Geschlechtsverkehrs, wegen des Ausschlusses aller pathologischen Gefahren und wegen der wirtschaftlichen und intellektuellen Wechselverpflichtung der Gatten eine entsprechende Form für echte Liebe ist, daß hingegen der außereheliche Geschlechtsverkehr ohne Unterschied wegen der sittlichen, materiellen, hygienischen und juridischen Gefahren die Prostitution der Menschenwürde an den Sinnengenuß bedeutet. Die zivilisatorische Ehe ist nicht ein romantisches

Verhältnis, wie dem Manne vielleicht eine Nacht beim Liebchen erscheinen mag, der ein Katzenjammer wenigstens auf einer Seite zu folgen pflegt, sondern das praktisch vernünftigste Verhältnis der Geschlechter, ein Kompromiß aller in Betracht kommenden Faktoren, also ein Verhältnis, das allein des vernünftigen Menschen würdig ist. Es ist daher notwendig, daß jeder für einen Dummkopf gehalten wird, der für freie Liebe und dergleichen schwärmt. Dabei kann die Frage, wie die Gatten sich den Liebesbezeigungen hingeben, ob Kinderzeugung erstrebt oder eingeschränkt wird, ungestellt bleiben.

Die praktische Politik wird hier besonders dadurch eingreifen müssen, daß für die Intelligenzarbeiter durch bessere Entlohnung der untern Stellen die rechtzeitige Schließung einer Ehe ermöglicht wird. Die Zukunft wird es einst ungeheuerlich finden, daß heute die Männer der gebildeten Stände erst nach Überschreitung der durchschnittlichen Lebensdauer (33 Jahre) und der Hälfte der glücklichen Lebensdauer (68 Jahre) in die Lage kommen, eine Familie zu gründen. Auf Kosten der viel zu hoch besoldeten Stellungen, die an Macht und Ansehen ohnedies genug voraushaben, muß dem jungen Mann der Intelligenzberufe ausreichendes Einkommen und wirtschaftliche Unabhängigkeit geschaffen werden. Der Mann muß früher heiraten, nur dann kann er der Prostitution entrungen werden, nur dann zeugt er seine Nachkommenschaft in einem Lebensalter, das ihr kräftige Anlagen verspricht. Auch ist frühere Eheschließung erwünscht, damit der Vater dem Sohne noch rüstig bei Ergreifung des Lebensberufs zur Seite stehen, beziehungsweise damit er rechtzeitig in Besitz und Plage vom Sohne abgelöst werden kann.

Es kann nicht gut sein, daß öffentliche Stellen von Greisen versehen werden. Ebenso absurd ist es, daß der Mann einen Teil der besten Schaffensjahre auf den hohen Schulen vergeudet. Besonders innerhalb des deutschen Schulsystems dauert das zwecklose Studium viel zu lange, weil der Lehrplan nach den Interessen des Lehrstands und nicht nach den Interessen der Gesellschaft eingerichtet ist. Diese braucht tüchtige, also junge Arbeitskräfte, aber nicht Überstudierte, die schwankend zwischen Nichtstun und nervenzerstörendem Lernen für endlose Prüfungen die jugendliche Kraft verschwendet haben.

Wenn auch die Geschlechtsbeziehungen in der Familiengründung ihren Kernpunkt haben, wonach die Ehe beim Manne nicht vor dem 24. und möglichst vor dem 30. Lebensjahre, beim Weibe nicht vor dem 20. und

nicht nach dem 35. Lebensjahre geschlossen werden soll, so dürfen doch die außerehelichen Geschlechtsbeziehungen nicht unbeachtet bleiben. Es wird seit einiger Zeit viel die Frage verhandelt, ob, wann und wie die heranreifende Jugend von dem Geschlechtsleben unterrichtet werden soll. Der Grundgedanke einer solchen Verständigung der Jugend muß stets sein, daß die Fortpflanzung an sich ein sittlicher Vorgang ist, wenn er unter Kautelen stattfindet, welche das Gedeihen des Erzeugten und die Gesundheit der Erzeuger verbürgen. Jede Warnung vor Unsittlichkeiten und jede Darstellung des Geschlechtslebens als etwas Unreines, Verbotenes regen zur wirklichen Unsittlichkeit an. So unsinnig viele Erzieher dadurch handeln, daß sie das Geschlechtsleben an sich als das Böse hinstellen, so liegt doch ein wahrer Kern darin, daß schon das bloße Wissen von Gefahren begleitet ist, die durch Warnungen vor der Sünde nur gesteigert werden. Während es Kinder gibt, die äußerst früh zum sinnlichen Leben erwachen, gibt es andere, die zur vollen Reife emporblühen, ohne geschlechtlich zu empfinden; ja es gibt solche, die alle einschlägigen Erfahrungen hartnäckig von sich weisen. Es ist nun zweifellos erwünscht, daß das Geschlechtsleben möglichst spät erwache, denn wenn es keine Bedürfnisse erweckt, so sind auch die Gefahren vermieden. Es wäre jedenfalls zwecklos, die sinnlichen Anlagen durch unmotivierte Mitteilungen aufzuscheuchen. Es kann darum als Regel gelten, daß man das Kind über das Geschlechtsleben jedenfalls nicht früher aufklärt, als bis durch Berührung mit der Außenwelt eine Mitteilung stattfinden könnte, die den Vorgang in ein unsittliches oder begehrliches Licht rücken könnte. Hierbei wird es noch von der Natur des Kindes abhängen, ob die Verständigung überhaupt ein Bedürfnis ist. Die Mitteilung muß in einfacher Weise ohne nähere Darstellung vor sich gehen und mit der Abnahme des Versprechens schließen, alles, was diese Angelegenheit betrifft, vertrauensvoll mitzuteilen, sich aber zunächst nicht weiter darum zu kümmern, weil dies nur die Erwachsenen angehe. In der Familie können diese Anlagen oft bis zur Reife schlummernd erhalten werden, beim Schulbesuch nicht mehr, und ein Knabe, der das Vaterhaus dauernd verläßt, muß jedenfalls hiervon und von den Erkrankungen unterrichtet werden, welche der außereheliche Umgang zur Folge haben kann. Beiden Geschlechtern wird es natürlich zur Pflicht gemacht, sich von jedem Verkehre fernzuhalten, wobei der Mädchenehre Erwähnung geschieht.

So soll das Geschlechtsleben zwischen ein möglichst spätes Erwachen und eine möglichst frühe Ehe eingeschränkt werden. Was dazwischen liegt,

ist die Konsequenz der Anlagen und der Erziehung und kann durch keine Gesetzgebung gegängelt werden, wobei die Frage der Prostitution nicht aus dem Gesichtspunkt des Lasters beurteilt werden darf, weil dies nichts nützt, sondern nur aus dem der Rassenhygiene.

Hingegen erscheint es begründet, gegen die Verirrungen der Homosexualität gesetzlich Stellung zu nehmen. Es ist eine riesige Literatur über den urnischen Menschen entstanden, deren Beweggrund zumeist unlauterer Natur ist, die aber auch bei reinster Absicht überwiegend von einer Mißdeutung der biologischen Lehren in individualistischem Sinne ausgeht. Es ist zweifellos, daß das Urningtum eine Krankheit, d. h. eine Unnatur der Anlagen ist. Weil aber diese Krankheit, wenn ihr nachgegeben wird, ansteckend wirkt, und weil ihre Ausbrüche physisch und geistig schwächen, muß sie genau so bekämpft werden, wie etwa die Kleptomanie. Dabei gehört die Homosexualität zu jenen Krankheiten, mit deren Trägern man ebenso wie mit Alkoholikern und Syphilitikern nicht in ähnlicher Weise mitleidsvoll umzugehen nötig hat, wie mit Dieben, die das Opfer wirtschaftlicher Notlage sind. Denn die konträren Begierden, die in der Regel erst entstehen, wenn eine Nervenüberreizung durch Übersättigung des normalen Triebes erfolgt ist, und die wie jedes Laster wachsen und werbend wirken, wenn ihre Übung geduldet wird, gehören zu jenen Anlagen, denen nicht bedingungslos gehorcht werden muß, denen gegenüber vielmehr der eigene Wille, die Abschreckung und die Zucht eine Macht haben. Jedermann muß seine Begierden zügeln, auch der gesunde Geschlechtstrieb muß oft unterdrückt werden; soll das für kranke Triebe nicht gelten? Die Gesellschaft verlangt daher vom vollendeten Urning volle Enthaltsamkeit. Daß sich nun normal veranlagte Menschen und sogar Gelehrte finden, welche mitleidsvoll für die Konträrsexuellen und ihre Wünsche plädieren, zeigt so recht, wie wir mitteninne stehen zwischen Individualismus und sozialistischer Weltanschauung, wobei aber von letzterer nur das in Betracht gezogen wird, was ersterem dient.

34. Die Volkshygiene.

Der Mensch im Urzustande war gesund wie die wilden Tiere. Schwere Eingriffe seitens der Außenwelt haben ihn verwundet oder getötet, er litt unter Hunger und klimatischen Übeln, aber innere Krankheiten waren unbekannt. Erst seit die Menschen im Daseinskampf untereinander stehen und die Lebensbedingungen nicht nur vorübergehend, sondern für viele

aufeinanderfolgende Generationen kärgliche und den Anlagen widersprechende sind, haben sich Schwächezustände eingebürgert und Krankheitskeime festgesetzt.

Den Krankheitserscheinungen wurde bisher nur individuell begegnet; man suchte den Erkrankten zu helfen, und zwar zunächst durch religiöse Übungen, sodann durch wissenschaftlich ermittelte Kuren und Eingriffe. Die Wissenschaft zeitigte die Einsicht, daß Therapie und Prophylaxis stets unzulänglich bleiben, solange diese nur den einzelnen Leidenden zum Objekt ihrer Bemühungen machen. Es wurde immer deutlicher, daß die meisten und wichtigsten Krankheiten als Folgen ungünstiger Lebensbedingungen weiter Kreise anzusehen sind und auf sozial verbreiteten Krankheitsstoffen beruhen. Aber wenn auch erkannt wurde, daß man der Krankheitserreger nur durch drakonische Übung minutiöser hygienischer Maßnahmen Herr werden könnte, hat dies doch auf die medizinische Praxis wenig gewirkt. Nicht nur die persönlichen Wünsche der Leidenden, geheilt zu werden, sondern auch die Organisationslosigkeit des ärztlichen Berufs hält die Ausübung der Heilkunde im Individualistischen fest. Die Heilkunst arbeitet auch heute nicht für die Gesellschaft, sondern nur für den einzelnen Menschen, und zwar in dem Maße intensiver, als er mehr bezahlen kann. In keiner Richtung tritt die Ungleichheit nach Besitz und Einfluß so grausam hervor, als in der Behandlungsweise der Leidenden. Es ist der Triumph der Medizin, sozial wertlosen Gliedern der Gesellschaft und den Erzeugern künftigen Elends Linderung ihrer Schmerzen, Fortfristung des kümmerlichen Lebens und die Möglichkeit der Fortpflanzung zu geben. Die von den herrschenden Klassen geübte Wohltätigkeit und die von der öffentlichen Gewalt für die untern Schichten errichteten Humanitätsanstalten wirken auf derselben individualistischen Basis.

Sowenig von den Juristen eine Gesundung unseres Rechtslebens zu erhoffen ist, sowenig kann von den Medizinern ein energischer Angriff gegen die sozialen Krankheitsursachen erwartet werden. Ein solcher kann nur von einer neuen Weltauffassung ausgehen, die den innern Zusammenhang der intellektuellen und sittlichen Gebrechen der Massen mit deren physischen Gebrechen erkennt, und welche die sittliche Kraft findet, die Kranken von der Fortpflanzung auszuschließen. Wenn die Wissenschaften, die sich mit den sozialen Erscheinungen befassen, auch schon manche wertvolle Einsicht in dieser Richtung gewonnen haben, und wenn staatliche Verwaltung und gesellschaftliche Selbsthilfe in den zivilisierten Ländern

schon manchen schönen Erfolg im kleinen aufzuweisen haben, so wird gründlicher Wandel doch erst eintreten, wenn der leitende Gesichtspunkt gewechselt sein wird. Nicht Sorge für die Leidenden, sondern Sorge für die Zukunft der Gesellschaft durch Aufhebung krankheitserzeugender Zustände und durch Ausschluß der Kranken vom sozial gefährlichen Verkehr ist die Pflicht der Öffentlichkeit, während der individualistische Brauch der Heilkunde die schädigenden Zustände unberührt läßt, aber durch Unterstützung des Kranken dessen Fortpflanzung begünstigt und so die Zukunft der Gesellschaft den individualistischen Wünschen der Gegenwart preisgibt.

Wir sehen hier den großen Gegensatz zwischen Individualismus und Sozialismus, wobei wir dasjenige, was gemeiniglich für sozialistisch gehalten wird, nämlich die äußerste Barmherzigkeit mit den leidenden Mitmenschen im Sinne christlicher Nächstenliebe, als individualistisch erkennen. Eine sozialistische Anschauung in dieser Frage in unserm Sinne, nämlich eine voraussichtige Bevölkerungspolitik im Dienste des Gemeinwohls, kann nie der Standpunkt der Massen werden, sondern höchstens der der leitenden Persönlichkeiten. Denn mag die Einsicht über die Bedürfnisse der Gesellschaft noch so verbreitet sein, die Menschen werden stets die engern Interessen ihrer Person und ihrer Familie über die der Zukunft des Volkes stellen. Die soziologische Lehre von dem Bedürfnisse nach einer Auslese unter den Lebenden zugunsten künftiger Generationen und nach der Züchtung einer gesunden Rasse kann nur von den Führern und Denkern in die Tat umgesetzt werden.

Leider können wir an der Erbitterung der nationalen Gegensätze und dem wachsenden Rassenhaß schon heute erkennen, daß diese Umwertung auf dem Gebiet der Menschheitsgefühle nicht frei von Leidenschaftlichkeit erfolgen kann, indem in jenen großen Kampf der Prinzipien der Kampf der Sonderinteressen sich einmengt. Übrigens hat auch der Sonderinteressen entsprungene rücksichtslose Rassenkampf seinen Vorteil: am sichersten nämlich erlangt die soziale Rassenhygiene dadurch allgemeine Geltung, daß die tüchtigen Rassen jene minderwertigen, die für hygienische Maßnahmen kein Verständnis gewinnen, überwinden und beherrschen, wodurch schließlich für alle Individuen mehr erreicht wird, als durch individualistische Maßnahmen geschehen kann.

Die notwendige Korrektur des sozialistischen Standpunkts ergibt sich daraus, daß sich das Wohl der Gesellschaft nur in dem der Einzelnen aussprechen kann. Es erscheint darum unzulässig, den Lebenden zugunsten

künftiger Generationen Leiden zuzufügen, so daß sich z. B. die Vivisektion an Menschen und ähnliche Experimente zu wissenschaftlichen Zwecken stets als Verbrechen darstellen. Diesem Grundsatz entspricht auch die ärztliche Pflicht, das Leben des Patienten bis zum äußersten zu erhalten, so daß die sogenannten Mitleidsmorde, abgesehen davon, daß ihre Tolerierung zu unabsehbarem Mißbrauch führen würde, stets Verbrechen bleiben werden.

Aus dem sozialistischen Gesichtspunkt ergeben sich eine Reihe zivilisatorischer Postulate. Die Heilkunst wird wie bisher fortzufahren haben, die Krankheit mit allen Mitteln direkt zu bekämpfen. Es liegt aber im Sinne der zivilisatorischen Rechtsgleichheit, daß die Heilung der Kranken, und zwar nicht nur die Behandlung in Anstalten, sondern auch die ärztliche Hilfe im Hause, eine öffentliche Angelegenheit werde, die durch beamtete Ärzte besorgt wird. Die Vorteile dieser öffentlichen Einrichtung müssen wie die anderer öffentlichen Institutionen nach allgemeinen Grundsätzen jedermann in gleichem Umfange, und zwar nach der Stellung des Kranken im Steuerzensus kostenlos oder nach bestimmten Klassentarifen zugute kommen. Besitz und soziale Stellung werden, abgesehen von der gleichen ärztlichen Sorgfalt, immer noch Mittel finden, die Lage ihrer Kranken zu verbessern.

Die Rücksicht auf die Mitmenschen verlangt, daß alle ansteckenden Krankheiten einer sofortigen Behandlung, eventuell Isolierung zugeführt werden. Nicht nur die Anzeigepflicht, sondern auch die Vorschriften über die Seuchenquarantäne, die Desinfizierung, die allgemeine Reinlichkeit, ferner die Vorschriften betreffend die Hygiene der Schlaf- und Arbeitsstätten, die Reinerhaltung der Luft und des Trinkwassers und in Sachen der Lebensmittelpolizei wären unter strengen strafrechtlichen Schutz zu stellen.

Die wichtigste Aufgabe aber trifft den zivilisatorischen Staat in der Sorge für gesunde Anlagen der künftigen Generationen. Die von den Rassetheoretikern und -fanatikern mitunter beliebte Züchtung reiner Rassen durch Paarung vollkommener Exemplare desselben Stammes wird bei der herrschenden Blutmischung und dem unüberwindlichen Widerstand der empörten Individuen gegen Eingriffe in das innerste Privatleben stets eine unrühmliche Illusion bleiben. Übrigens wäre durch die Pflege der Rassenreinheit, durch die Züchtung von Stämmen ungemischten Blutes, wie an andern Stellen ausgeführt wurde*, nichts gewonnen. Nachteilig ist bloß

* Vgl. oben S. 73 und S. 85.

die Mischung ganz extremer Rassen, wie z. B. von Negern, Chinesen oder Indianern untereinander oder mit Weißen, und dieser Gefahr kann durch die allgemeine Staatspolitik besser als durch Gesetze über das connubium und die Freizügigkeit begegnet werden. Für Europa handelt es sich eigentlich nur darum, die Fortpflanzung auf gesunde Individuen zu beschränken, da ausgesprochen minderwertige Rassen in Europa fast nicht vorhanden sind, die Mischung mit den wenn auch nicht minderwertigen, so doch unverwandten Juden aber bereits eine unlösbare geworden ist.

Zur Erreichung des gedachten Zweckes müßte vor allem das Strafgesetz eine unumgänglich nötige Ergänzung finden. Wer, obwohl krank, den Beischlaf vornimmt, begeht eine Übertretung, und wird hierbei ein Kind gezeugt, ein Verbrechen. Krank aber ist nicht nur der Geschlechtskranke, sondern auch der Skrofulose, Tuberkulose, Epileptiker und jeder, der wegen Alkoholismus, Neurasthenie und dergleichen gerichtlich für krank erklärt wurde. Ein weiteres Postulat ist die Einführung einer obligatorischen sanitätsbehördlichen Ehebewilligung. Dies hätte allerdings die Überwindung tiefsitzender Vorurteile, die in der bisherigen individualistischen Anschauung wurzeln, zur Voraussetzung.

Was die einzelnen Krankheiten anbelangt, erscheint der Kampf gegen die Tuberkulose nebensächlich. Diese ist in erster Linie nicht Folge der Infektion sondern Krankheit der Anlagen. Kräftige Personen erliegen der Ansteckung nicht, schwache fallen dem leisesten Bazillenanfall zum Opfer. Die Tuberkulose ist mehr eine Ausleseerscheinung unter den Lebenden, als eine Gefahr für die Nachkommenschaft. Übrigens ist der Kampf gegen dieselbe hoffnungslos. In allen diesen Punkten gilt das Gegenteil für Syphilis und Gonnorrhöe. Der Kampf gegen diese am menschlichen Elend am tiefsten verschuldeten Seuchen ist die erste und aussichtsreichste Aufgabe einer sozialistischen Volkshygiene. Auch hier heißt es, mit zahlreichen Vorurteilen brechen. Solche Vorurteile sind es, welche z. B. einen allgemeinen öffentlichen Krieg gegen die Lungentuberkulose beginnen ließen, obwohl die Wissenschaft hier wenig Erfolg verheißen kann, während zur Unterdrückung der wichtigsten Volkskrankheiten, der Geschlechtskrankheiten, so gut wie nichts geschieht.

Eine sozialistische Zeit wird es einst unmenschlich finden, daß man ruhig die Fortpflanzung des Elends und Siechtums duldete. Man wird es als Teil des Unglücks der Kranken hinnehmen, daß sie von den

Beziehungen zum andern Geschlechte ausgeschlossen sind. Es wird sich das Gefühl der Verantwortlichkeit vor den Ungeborenen schärfen und den Eltern, die infolge ihrer Gewissenlosigkeit in der traurigen Lage sind, auf idiotische, rachitische, taubstumme, lebensunfähige Kinder zu blicken, wird man nicht mit gedankenlosem Mitleid, sondern mit anklagender Mißbilligung begegnen.

Die Frage einer gesunden Nachkommenschaft mag wohl in den Augen aller Materialisten und jener Biologen, welche nicht zu dem psychischen Inhalt der organischen Erscheinungen vorgedrungen sind, als reine Frage der Züchtung erscheinen; wer jedoch die intellektuelle Natur der Geschlechts- wie aller sozialen Beziehungen erkannt hat, dem ist diese und ihr sittlicher Hintergrund zu bedeutungsvoll, um zu glauben, daß ein Herabziehen der Fortpflanzung unserer Gattung aus dem frei sittlichen Verhältnis der Liebe in den Bereich der Viehzucht und ihrer Mittel jemals imstande sein könnte, eine tüchtige und begabte Gesellschaft hervorzubringen. Bei den Menschen stehen viel zu viel komplizierte Qualitäten in Frage, um sie durch Zucht so erzielen zu wollen, wie die Qualitäten eines Rennpferds oder eines Fleischrinds. Aus diesen Gründen verbieten sich für ewig die von manchen Anthropologen empfohlenen Mittel der Zucht durch hervorragend geeignete Männer, die auf Polygamie oder schlimmeres hinauslaufen, ebenso die Entmannung minderer Individuen oder die Sterilisierung kränklicher Weiber. Alle diese Mittel würden mehr sittliche Degradation als Züchtungserfolge, jedenfalls eine Versklavung des Menschengeschlechts bringen, ohne eine Bürgschaft zu enthalten, daß die Vererbung der sozial wichtigsten, nämlich der intellektuellen Anlagen erfolgt.

Wenn es auch innerhalb der Kulturrassen kein einziges Merkmal gibt, nach welchem von einem Individuum eine besonders gute Nachkommenschaft zu erwarten ist, so daß es gar keinen Sinn hat, die Fortpflanzung irgendeines Individuums zu begünstigen, so gibt es doch gewisse Individuen, von denen schlecht veranlagte Nachkommen fast sicher sind. Diese Personen, wozu Gewohnheitsverbrecher, Lustmörder und Kretins gehören, deren Geschlechtstrieb noch dazu äußerst lebendig ist, sind von der Fortpflanzung absolut, selbst durch die schärfsten Mittel auszuschließen, ihre Anlagen sind mit allen ihren Keimen auszurotten. In solchen Fällen schweigt jede Weichherzigkeit vor dem Gebote der wahren Menschlichkeit.

35. Das Recht und seine Praxis.

a) Gesellschaftsschutz als rechtsphilosophische Grundidee.

Die Betrachtungen über die Volkshygiene haben uns bereits damit bekannt gemacht, daß erstens die Menschen die Übel durch eine unmittelbare Bekämpfung der individuellen Folgeerscheinungen statt durch eine Bekämpfung der sozialen Ursachen zu überwinden suchen, zweitens daß die Grenzen zwischen physischen und psychischen Entartungen der menschlichen Anlagen nicht auffindbar sind, sondern daß beide ineinander verlaufen. Erstere Tatsache wurzelt in der individualistischen Verirrung unserer Kultur, welche der soziologischen Einsicht weichen muß, letztere Tatsache beruht auf dem Monismus der Natur. Diese an den menschlichen Krankheiten gewonnenen Erfahrungen sind auch geeignet, uns bei den Erörterungen über die Rechtspflege zu leiten. Es kann nicht entfernt Aufgabe der Soziologie sein, das unermeßliche Gebiet der Rechtsinstitutionen historisch oder kritisch zu behandeln; wohl aber ist sie in der Lage, das Verhältnis der Rechtspflege zur sozialen Entwicklung festzustellen.

Das Organ aller zivilisatorischen Maßregeln, die in den vorhergehenden und den folgenden Kapiteln besprochen werden, ist die objektive Staatsgewalt, der das Recht Form und Inhalt ihrer Machtäußerungen vorzeichnet. So wie die gesamte Rechtsentwicklung aller zivilisierten Völker an Rom anknüpft, so muß auch der Soziologe die richtunggebende Stellung des römischen Rechtes anerkennen. Aber diese Bedeutung wurzelt nicht, wie die Juristen glauben, in dem Inhalt des römischen Rechtes oder in seiner durchgebildeten Kasuistik. Denn jener entspricht längst nicht mehr den Bedürfnissen unserer Zeit der Industrie, des Weltverkehrs und der Kreditwirtschaft, so daß unsere Gesetzgebung Grund genug hätte, sich endlich auf eigene Füße zu stellen, — und diese ist die Folge einer geistigen Schärfe und logischen Denkkraft, die bei geänderten Verhältnissen von den spätern Juristen entweder selbst erreicht wird oder ein nutzloses Vorbild bleibt.

Die richtunggebende Stellung des römischen Rechtes beruht vielmehr auf seinem soziologischen Gehalt, a) weil es den Staat als den Schöpfer aller Wohlfahrt der Bürger, oder, was auf dasselbe hinausläuft, das Gemeinwohl (allerdings in römisch-nationalem Sinn) klar bewußt als oberstes Ziel aller sozialen Bemühungen hinstellte, b) weil es durch seine stramme Ordnung dem Rechte zweifellose Durchsetzung sicherte. Dahingegen haben

die germanischen Rechtssysteme stets daran gelitten, daß wegen Ohnmacht der sozialen Autoritäten die Rechtsdurchsetzung eine mangelhafte war, und leiden die modernen Rechte daran, daß das Heil der Bürger nicht durch den Staat, sondern im Schutze vor dem Staat gesucht wird.

Welch gewaltiger Unterschied offenbart sich dem Soziologen zwischen dem richtigen Grundsatz des Römers, für den die Begriffe „Bürger" und „Frei" zusammenfielen, und der in dem stolzen Worte: civis Romanus sum die Wurzeln auch seiner individuellen Bedeutung nannte, und unsern Grundrechten und Staatsgrundgesetzen, die den Staat und den Bürger im Gegensatz zueinander annehmen und es für das Fundament der Verfassung halten, das Individuum von der Allgemeinheit zu sondern, vor ihr zu schützen.

Daß alles individuelle Wohl nur aus einer gesunden sozialen Entwicklung stammen kann, daß darum das Heil der Gesellschaft das oberste Prinzip sein muß, das ist der große Umschwung, den die Soziologie herbeizuführen berufen ist. Wenn Savigny seiner Zeit den Beruf zur Gesetzgebung absprach und, wenn er noch lebte, wohl auch der Gegenwart absprechen würde, so war und wäre dies mit Rücksicht auf den ihm selbst allerdings nicht klar gewordenen Grundsatz berechtigt, daß die Gesetzgebung in einem vereinzelten Zweige des Rechtes nichts Befriedigendes zu schaffen vermag, sondern daß alle Teile des Rechtes sich gleichzeitig, nach einem einheitlichen Zuge entwickeln sollen. Es ist nun das Unvollkommene unserer Zeit, daß das Bedürfnis nach einer objektiven Gewalt als dem Organ der sozialen Gerechtigkeit wohl für gewisse Gebiete bereits lebendig ist (Sozialpolitik), daß aber die Idee der objektiven Gewalt im Dienste des Gemeinnutzes als philosophischer Grundsatz des gesamten Rechts- und Staatslebens noch nicht begriffen wird. Vorläufig wirken noch die germanische Individualisierungslust, die individualistische Humanität des Christentums mit seiner Nächstenliebe (statt Gemeinnutz), sowie Macht und Interessen der Handelsrasse gegen die Anerkennung dieser Idee, deren Sieg erst durch die soziale Not erzwungen werden wird. Der moderne Mensch sieht in der Unabhängigkeit des Handelns seine Freiheit, in der Hegemonie seiner Klasse, seiner Partei sein Wohl, in der Autorität seinen Feind. Der Staat, von allen Seiten bekämpft, ist nicht interessensolidarisch mit dem Volke; denn die Völker haben es seit jeher erfahren, daß der Staat eine Klassen- oder Rassenherrschaft ist und nicht eine objektive Gewaltorganisation mit dem Ziele des Gemeinwohls, freilich zum Hauptteil deshalb, weil sie

ihrerseits den Staat im Stiche ließen, so daß er seine Existenz durch Bündnisse mit Sonderinteressen erkaufen mußte.

Die Herstellung jener Solidarität zwischen Volk und Staat, die wir in Roms Größe bewundern, setzt einen völligen Umschwung der öffentlichen Meinung voraus.

Die Hochschulen vermöchten außerordentlich viel in dieser Hinsicht zu leisten, indem sie befähigt sind, überraschend schnell vorgeschrittene Rechtsanschauungen im Volke zu verbreiten. Unsere Zeit ist reif für einen solchen Umschwung, denn die Mißstände des modernen Rechtslebens sind allgemein bekannt: Das öffentliche Recht krankt an einem Subjektivismus, der anknüpfend an die „unveräußerlichen" Menschenrechte in der parlamentarischen Praxis ein Recht der Minoritäten geschaffen hat, das manche Staaten in Anarchie zu stürzen droht. Das Privatrecht krankt an dem subjektiven Maßstab erworbener Rechte, der nie nach der allgemeinen Wirkung fragt. Das Strafrecht urteilt nur nach der subjektiven Stellung des Täters zur Tat; dabei führt manchmal die Einsicht von der Abhängigkeit des Verbrechers von Anlagen und Umgebung zu einer gefährlichen Schwäche, dann wieder die Ignorierung dieser stets wirkenden Abhängigkeit zur Grausamkeit, woraus eine Unsicherheit alles Strafverfahrens resultiert. Das ganze Gebiet des Privat- und gewerblichen Rechtes ist zu einem Feld der Winkelzüge geworden, das nur zum Vorteil der juristischen Berufe da zu sein scheint, auf welchem nur der Schlaue gewinnt und bestenfalls der Gewinn durch die Kosten verschlungen wird.

Demgegenüber heißt Gesellschaftsschutz der große Begriff, der dem soziologischen Denken als krönende Blüte entspringt. Alles was zum Besten des einzelnen als Glied der Gesellschaft gedacht werden kann, ist im Sinn dieses Losungsworts enthalten, während die heutigen Schlagworte: „Schutz der Ärmsten" die Armen, „Heiligkeit der Rechte jedes einzelnen" die Rechte aller übrigen preisgeben. Es sei nur nebenher bemerkt, daß das Prinzip des Gesellschaftsschutzes im Staatsrecht große, im Verwaltungsrecht die wichtigsten Umwälzungen erheischt. Im Zivilrecht ist der Schutz gegen Übervorteilung und Bewucherung zu verstärken. So notwendig es einerseits war, mit dem System der Bevormundung zu brechen und den Menschen vor die Konsequenzen des Daseinskampfs zu stellen, um ihn zu den höchsten Leistungen in demselben anzuspornen, so ist doch anderseits der liberale Standpunkt des-

halb unzivilisatorisch, weil es ganz unmöglich ist, daß die breiten Massen der Bevölkerung durch Anpassung und Auslese dem rücksichtslosen Eigennutz der Ausbeuter ihrer Schwächen und Notlagen je gewachsen sein werden. Darum müßte es auch auf dem Gebiete des Zivilrechts ein Einschreiten von Amts wegen geben.

b) Das Strafrecht insbesondere.

Am entscheidensten für den Gesellschaftsschutz ist eine Reform des Strafrechts. Es ist bezeichnend für die prinzipielle Ideenunterlage unserer Rechtswissenschaft, daß die Juristen die zivilrechtlichen Subtilitäten besonders schätzen, das Strafrecht aber in Theorie und Praxis vernachlässigen. Würde der Beamte und Jurist nicht nach der sogenannten „wissenschaftlichen Höhe" seiner Tätigkeit, sondern nach der sozialen Wichtigkeit und Nützlichkeit derselben beurteilt werden, so müßte längst erkannt sein, daß die Strafpraxis der wichtigste Teil der Rechtsfunktion ist.

Der individualistische Schuldbegriff und hiermit der Begriff der Strafe ist heute bereits für jeden Denkenden hinfällig, da nicht nur der Wahnsinnige, sondern jedermann in seinen Handlungen durch die Anlagen einerseits und die Umwelt anderseits bestimmt wird. Demzufolge handelt eigentlich jedermann unter unwiderstehlichem Zwange, so daß eine Strafe im gewöhnlichen Sinne des Wortes als ungerechte Rache erscheint. Die einzig haltbare Strafrechtstheorie ist daher jene, welche als Grund des Einschreitens gegen die Verbrecher den Schutz der Gesellschaft annimmt.

Zweck und Ziel des staatlichen Einschreitens ist Sanierung der das Verbrechen bedingenden Verhältnisse. Die regelmäßige Form dieser Sanierung, die grundsätzlich angestrebt werden muß, ist die Besserung des Verbrechers. Das Strafverfahren ist daher durch ein Besserungsverfahren zu ersetzen, die Strafanstalten durch Besserungsanstalten. Schon durch Einführung dieser neuen Nomenklatur wird deutlich werden, daß das Schwergewicht des gerichtlichen Verfahrens nicht in der umständlichen und sorgfältigen Erforschung des Tatbestands und in der juristischen Subsumierung desselben unter das Gesetz liegen darf, sondern in dem Verfahren *nach* dem Urteil. Jener erste unwesentliche Teil wird heute mit allen Mitteln des Kulturstaats von gelehrten Richtern unter Mitwirkung gelehrter Anwälte des Staates und des Angeklagten besorgt. Den zweiten, wichtigern Teil überläßt man gedankenlos dem Amtsdiener oder Kerkermeister.

Die Lehre, daß das Verbrechen kranken Anlagen und zwingenden Lebenslagen entspringt, ist heute ein beliebtes Mittel geworden, Verbrecher der Strafe zu entziehen. Es handelt sich hier um Fälle, wo die verbrecherischen Anlagen und die das Verbrechen befördernden Bedingungen besonders deutlich sind, so daß sie schon heute als Unzurechnungsfähigkeit und unwiderstehlicher Zwang anerkannt werden. Gerade in diesen Fällen ist natürlich eine Wiederholung der Übeltat mit größter Wahrscheinlichkeit zu erwarten und tut darum Besserung oder anderweitige Abhilfe besonders not; dennoch wird gerade in diesem Falle der Verbrecher von der Verurteilung zu bessernden oder abhelfenden Maßnahmen losgezählt. Es dient also vorläufig die Einsicht in die soziale Verursachung des Verbrechens nur dazu, um den Schutz der Gesellschaft noch mehr zu reduzieren. Gerade dieser offen zutage tretende Nonsens wird den Umschwung herbeiführen. Man wird einsehen, daß alle Verbrecher krank sind; das Argument von den kranken Anlagen wird zu einem wertlosen Gemeinplatz, der für alle Verbrecher gilt, und der das Einschreiten der Staatsgewalt nicht hindern kann.

So verschieden auch zu verschiedenen Zeiten die Vorstellungen, Gebräuche und Einrichtungen betreffend Erlaubt und Unerlaubt sind, so scheinen dieselben doch stets den normalen Naturen der betreffenden Zeit als etwas Natürliches. Menschen, Sozialgebilde und deren Einrichtungen sind einander angepaßt. Die Rechtsverletzungen finden von abnormalen Anlagen statt. Je nach dem Grade der Anomalität richten sich die dagegen zu treffenden Maßnahmen:

α) Die kleinen Übertretungen gesunder oder nur wenig kranker Personen, die diese Übertretungen bei gehöriger Anspannung vermöge der intelligibeln Freiheit vermeiden könnten, werden zur Bewirkung dieser Anspannung bestraft im heutigen Sinne durch Geld- oder Arbeits- (nicht durch Haft-) Strafen.

β) Personen, welche ohne Eingriff von außen nicht imstande sind, Übertretungen zu meiden, die also eine Besserung nötig haben, werden durch eine urteilsmäßig bestimmte „Heilungsdauer" einem Korrektionsverfahren unterworfen. Die Gestaltung desselben hängt von der psychiatrischen Diagnose ab. In der Regel wird das Besserungsverfahren darin bestehen, daß der Mensch dem Daseinskampfe schonungslos ausgesetzt wird, durch strenge Überwachung gehindert wird, sich demselben durch Verbrechen zu entziehen, wenn er unwirtschaftlich und faul ist, dem Hunger und der

Not überlassen bleibt, freilich sich umgekehrt bei braver Führung etwas ersparen kann, jedenfalls aber sich selbst erhalten muß.*

γ) Verbrecher, deren Anlagen unheilbar scheinen, werden durch Internierung oder Verbannung unschädlich gemacht, in krassen Fällen der Gefährlichkeit zum abschreckenden Exempel möglichst schmerzlos vertilgt, jedenfalls aber an der Fortpflanzung verhindert. Verbrecher werden also durchwegs als soziale Schädlinge behandelt. Die willkürliche, wissenschaftlich unhaltbare Scheidung zwischen Irren- und Strafwesen fällt.

Diese Erwägungen beantworten auch die Frage nach der Zulässigkeit der Todesstrafe; die wahrhaft sittliche Empfindung hat nicht mit dem Verbrecher Mitleid, sondern mit dem Opfer, und fühlt die Verantwortung, die Gesellschaft von Mitgliedern zu befreien, von denen mit Grund die Wiederholung von Untaten zu besorgen ist.

Der freisinnige Zeitgeist hat durch viele prozessuale Einrichtungen, welche dem Bestreben entsprangen, absolutistische Rückfälle des Staates in Kabinettsjustiz zu verhindern, den Arm der Gerechtigkeit gelähmt und durch falsche Humanität der Strafmittel sich alle Mühe gegeben, das Unrecht vor allzu unsanfter Behandlung zu schützen. Die soziologische Einsicht wird dem Schutze des Rechtes gegen das Unrecht wieder den Vorrang vor dem Schutze des Unrechts gegen das Recht einräumen.

36. Die Exekutivorgane des Staates; die bewaffnete Macht.

a) Die allgemeine Wehrpflicht.

Die objektive Gewalt, der im zivilisierten Staate so wichtige und schwierige Aufgaben zufallen, kann nicht geübt werden ohne Staatsorgane, die gegen Rechtsverletzer eine überwältigende Übermacht haben. Die Anschauung, daß die Zivilisation die Exekutive und den Zwang entbehrlich machen werde, ist ein Phantasma, das den auflösenden Tendenzen des Weltverkehrs entsprungen ist und das Wesen der Politik verkennt. Es

* „Es ist eine bedauerliche Verirrung, dem Auswurf der Gesellschaft in den Kerkern ein gesichertes und wenig angestrengtes Dasein zu verschaffen, dem im Grunde nichts fehlt, als die Freiheit der Ortsveränderung. Besitzt etwa diese Freiheit die Masse der Arbeiter, welche oft in viel schlechtern Unterkünften, als die Gefängnisse sind, festgebannt werden? Denken wir an die Existenz so vieler Handwerker in dumpfen Stuben voll hungernder Kinder, denken wir an den Seemann, den Bergmann, die, von Gefahren umringt, ein freud- und freiheitsloses, geplagtes Dasein führen." („Wesen und Zweck der Politik", III, S. 255.)

herrscht vielmehr im zivilisierten Staate mit seiner feinen Organisation öffentlicher und privater Rechte und seinen empfindlichen Interessen der Wirtschaft, der öffentlichen Ordnung und des Privatlebens ein erhöhtes Bedürfnis nach energischem Schutze nach innen und außen. Dieser Schutz kann kräftig und doch für die Bürger gefahrlos nur von ihnen selbst geleistet werden. Es ist eine prinzipielle Voraussetzung der Zivilisation, daß die Zwangsaufgaben des Staates in Krieg und Frieden von der Gesamtheit des Volkes übernommen werden. Aus diesem Grunde fällt die Lehre von der grundsätzlichen Organisation der Wehrmacht in das Gebiet der angewandten Soziologie.

Roms Größe beruhte auf der Solidarität seines Volkes mit dem Staate. Diese Interessensolidarität gab dem Staate die Kraft und sicherte zugleich seinen wehrhaften Bürgern Rechtsschutz und Freiheit, da diese selbst die Werkzeuge der Macht waren, die sich nicht mißbrauchen ließen. Äußere Macht und Freiheit fielen miteinander, als die Bürger aufhörten, Legionäre zu sein.

Ganz anders als im alten Rom gestaltete sich dies in der germanischen Welt. Wohl ging auch hier des freien Mannes Würde vom Schwerte aus. Aber der deutsche kriegerische Sinn erhielt vom übermäßigen Individualismus den unheilvollen Zug, daß er stets unabhängig vom Staate oder gar gegen denselben in Wirksamkeit trat. Deutschland, das alle Welt mit tapfern Landsknechten versah, blieb militärisch ohnmächtig. Germanen und Römer repräsentieren den Unterschied zwischen kriegerischen und soldatischen Völkern.

Ein zweiter verhängnisvoller Umstand war, daß die Germanen vielfach nach der Eroberung rasch zu einem aspirationslosen, unpolitischen, nur der Wirtschaft und vielleicht noch der Transzendenz lebenden Volke wurden, das sich den Wehraufgaben entzog. Schon die gotischen und fränkischen Könige hatten zu klagen, daß sie den Heerbann vergebens aufriefen. Dies zwang jene Instanzen, deren persönliche Interessen mit den nationalen zusammenfielen, nämlich die Könige, dazu, durch das Feudalsystem einen eigenen künstlichen Kriegerstand, den Adel, zu schaffen, und daraus resultierte in der Folge jener verderbliche Gegensatz zwischen dem Staat und seinen Exekutivorganen einerseits, dem Volke anderseits, der heute noch allen Liberalen im Blute steckt, in der Antike aber ganz unbekannt war.

Eine Ausnahme von dieser Entwicklung der germanischen Reiche machte nur England, wo zwar auch Adel und Bürgerschaft den Königen

die Heerfolge verweigerten, aber dadurch alsbald das königliche Kriegsvolk ihren Interessen unterwarfen, daß sie freiwillig ihr Geld zu den Kriegszwecken der Könige hergaben, woran sie interessengemäße Bedingungen knüpften. Durch das Bewilligungsrecht des Parlaments, von dem ein die Staatszwecke schonender Gebrauch gemacht wurde, geriet das Königtum in Abhängigkeit von der Staatsgesellschaft und wurden die alten Freiheiten gesichert und erweitert, der Gegensatz zwischen Volk und Staat überwunden. Vorläufig sind die Engländer damit, daß sie den Staat, wenn auch nicht mit ihrem Blute, so doch mit ihrem Gelde verteidigten, was dank der insularen Lage bis heute genügte, besser gefahren als die andern Germanen, die die Staatswehr widerwillig den Königen überließen; ob sie aber nicht einmal gegenüber jenen modernen Völkern in Nachteil geraten werden, die die Wehraufgabe ganz in die eigenen Hände genommen haben, das ist eine noch offene Frage.

Von der Herstellung voller Übereinstimmung zwischen Volk und Staat hängt die Zivilisation ab. Es muß, und zwar in den Massen, die Meinung schwinden, daß der Staat ein Feind der Besitz- und Einflußlosen sei. Erst wenn sich alles prinzipiell dem Staate ergibt und seinen Aufgaben sich zur Verfügung stellt, kann derselbe zivilisatorisch eingerichtet werden. Dem gegenwärtigen Staate feindlich zu sein und auf einen idealen Zukunftsstaat zu warten, wie es die Sozialdemokraten machen, ist ganz aussichtslos. Nur durch Identifizierung mit dem Staate und freiwillige Übernahme der Bürgerpflichten und Regierungssorgen kann die Staatspolitik zu einer „völkischen" gemacht werden. Nur wenn sich die Massen den Lasten des Staates unterwinden und sich hiermit seiner und seiner Einrichtungen — Heer und Bureaukratie — bemächtigen, können jene sozialen Elemente ausgeschieden werden, die wegen der politischen Indolenz der Völker sich zwischen Staat und Gesellschaft einzuschieben vermochten, die staatlichen Aufgaben allein besorgten und damit den Staat in den Dienst ihrer Sonderinteressen zwangen. Dann hören die privilegierten Stände auf, „Stützen" des Staates und des Thrones zu sein, was sie so lange bleiben, als die allgemeine Staatsgesellschaft staatsfeindlich ist.

Mit der allgemeinen Wehrpflicht und dem Budget-Bewilligungsrecht der auf breiter Grundlage gewählten Parlamente haben die europäischen Völker den wichtigsten Schritt zur Zivilisation gemacht, durch den die Staatsbürger selbst die Grundlage der Souveränität geworden sind. Erst durch die Einführung des Volksheers, das nur bei geordneten Rechtsver-

hältnissen möglich ist, sind die Individuen gesichert und Kabinettskriege um rein dynastischer Interessen willen unmöglich geworden, weil die Gewaltakte der Regierungen unter der Kontrolle der Staatsgesellschaft stehen. Es tut nur not, daß die Auffassung sich ändert und von Wehrrecht statt von Wehrpflicht gesprochen wird.

b) Der Militarismus.

Der kolossale Umfang und die ungeheuern Kosten der Heere allerdings erschweren sehr eine freudige und selbstbewußte Hingabe der Bürger an den Wehrzweck, zumal die Riesenheere in einem lächerlichen Kontrast zu dem langen Frieden in Europa stehen, einem Frieden, der politische Miséren wie Marokko, die Balkanfrage usw., die nach gewaltsamer Lösung schreien, versumpfen läßt. Sind aber diese Riesenheere für den zivilisierten Staat notwendig? Diese Frage muß für die Zwecke des Friedens und des Krieges getrennt beleuchtet werden. In beiden Fällen kommen wir zu einem entschiedenen Nein.

I. Nach der heutigen Praxis allerdings reichen häufig selbst die kolossalen Aufgebote bewaffneter Macht nicht aus, um die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten. Bei den unscheinbarsten öffentlichen Ereignissen, bei Wahlen, Demonstrationen und Streiks wird Assistenz seitens einer militärischen Übermacht geleistet.* Jede Hochzeit, jedes Begräbnis zieht Polizeiorgane heran; die Versammlung einiger Schneidergehilfen wird von einer Schar Bewaffneter bewacht, welche in einem günstigen Zahlenverhältnis zu den Versammelten stehen muß, wenn nicht das Gesetz zu kurz kommen soll. Wo die Vertreter der öffentlichen Ordnung nicht an Brachialgewalt überlegen sind, richten sie heute nichts aus. Hier sehen wir deutlich die Wirkungen des Individualismus. Jeder will seine Persönlichkeit behaupten, im Polizisten sieht der Bürger nicht einen von ihm selbst bezahlten Wächter der eigenen Sicherheit, sondern ein uniformiertes Individuum, das ihn in seiner freien Betätigung hindern will.

Die Kosten der bewaffneten Macht, die zum innern Schutze besteht, können also nur dann geringer werden, wenn erstens das staatliche Organ mehr respektiert wird, zweitens demselben gestattet wird, mit energischern Mitteln vorzugehen. Wenn alle Krawalle unblutig verlaufen müssen, ist

---

* Für ungarische Wahlen reichen die Garnisonen des Landes nicht aus und werden regelmäßig Armeen aus Österreich herbeigezogen.

es kein Wunder, daß man hierzu Tausende von Polizisten und Soldaten braucht. So kommt es, daß die Ordnungsliebenden immer zahlen müssen, damit nicht einmal der von einer Übermacht bedrohte Polizist gezwungen wird, einen aggressiv vorgehenden Exzedenten niederzuhauen. Der letztere Vorgang wäre entschieden der sittlichere.*

Erst dann, wenn die Autorität des Staates im Innern zur vollen Anerkennung gelangt sein wird, wird es möglich sein, die Größe der Heere nach ihrer Bestimmung für die äußern Kriegszwecke, also nach rein militärischen Gesichtspunkten, zu bemessen.

II. Vom rein militärischen Standpunkte aus muß nun gesagt werden, daß heutzutage, wo nach den Kriegen des 19. Jahrhunderts die Völker Europas im großen und ganzen in innerlich gefestigten Nationen und lebensfähigen Nationalitätenkoalitionen gruppiert sind, wo es zwischen den konsolidierten Staaten keine unmittelbar brennende Lebensfrage zu entscheiden gibt und an der Spitze aller Staaten Herrscher stehen, die sich sämtlich als Friedensfürsten feiern lassen, es unnatürlich, ja schädlich ist, daß die riesigsten Menschen- und Geldkräfte auf eine Institution verwendet werden, die nicht in die Lage kommt, zu funktionieren.

Zur Rechtfertigung dieses bedauerlichen Zustands reicht die beliebte Phrase von dem si vis pacem, para bellum ebensowenig aus, wie demselben mit dem Schlagworte von unproduktiven Staatsauslagen oder mit dem Märchen vom ewigen Frieden beizukommen ist. Eine Erklärung des europäischen Militarismus können wir nur finden, wenn wir nach den Interessen forschen, die ihn α) einst erzeugten und β) heute aufrechterhalten. Die Befreiung von seinen paradoxen Lasten aber ist nur von einer bessern Einsicht in das Wesen militärischer Kraft zu erwarten.

α) Zur Erklärung des europäischen Militarismus muß der verbreiteten, aber irrigen Ansicht entgegengetreten werden, es wären die großen

---

* Bei einer Wiener Schwurgerichtsverhandlung versuchte ein angesehener Advokat seinen wegen Amtsveruntreuung von ein paar tausend Kronen angeklagten Klienten dadurch zu verteidigen, daß er die Schuld auf das Fehlen einer bestimmten Art von Kontrolle schob. Nach den Aufklärungen des Sachverständigen würde die Einführung dieser Art von Kontrolle jährlich 42000 Kronen kosten, weshalb es die Staatsverwaltung vorzieht, lieber einige Veruntreuungen zu riskieren. Nur ein im individualistischen Denken befangener Kopf kann ihr hieraus einen Vorwurf machen und kann es wagen, im vorliegenden Falle die Schuld vom Verbrecher auf die Gesellschaft zu wälzen, welche ohnedies durch die Kosten ähnlicher Versicherungseinrichtungen weit über Gebühr belastet wird.

staatlichen Heere ein Erbteil des kriegerischen Zeitalters, das schlecht in das gegenwärtige Zeitalter des Verkehrs und des Kapitalismus hineinpaßt. Im Gegenteil, das kriegerische Zeitalter besaß gar kein ständig gerüstetes Heer; ein solches entstand erst mit jenen Klassen und ihren erweiterten wirtschaftlichen Interessen, die heute am meisten darunter zu leiden vorgeben. Im Grunde genommen war es die Sache des Verkehrs und des Kapitalismus, für welche die Heere der Könige fochten.

Für den Verkehr war es unerläßlich, daß der heillose Zustand feudaler Zersplitterung in großen, einheitlich geleiteten Verwaltungsgebieten sein Ende fand, daß die Schranken und Hindernisse, die im Zoll-, Steuer- und Münzwesen von den zahlreichen kleinen Landesherren dem Handel gezogen wurden, in großen Staaten fielen. Rechts- und Besitzsicherheit mußten eintreten, wenn aus allen Entdeckungen, Seewegen und Kolonien ein Profit erfließen sollte. Fast alle Kriege bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hatten, was immer als Kriegsursache galt, die Erweiterung des Verkehrs im Dienste des Kapitalismus wenn auch nicht zum Ziele, so doch zum Erfolg. Darum hatten auch das europäische Großkapital und die verschiedenen Hofjuden aller Reiche einen wesentlichen Anteil an der Errichtung der ersten großen Heere. Selbst der dreißigjährige Krieg, der als Religionskrieg anfing, entpuppte sich in seinem weitern Verlaufe als ein Kampf der verschiedenen Handelsinteressen, welche durch die spanische Weltmacht einerseits, das aufstrebende Frankreich anderseits personifiziert wurden, denen sich die katholischen und protestantischen Staaten nach ihrer Interessenverwandtschaft, nicht nach ihrem Glaubensbekenntnis zur Seite stellten. In den folgenden Kriegen handelte es sich eigentlich nur dem Hause Habsburg um sein Erbrecht, während den übrigen Mächten einschließlich des Kirchenstaats höchst materielle Fragen, besonders die der Wirtschaft, für die Stellungnahme entscheidend waren. Industrie und Kapital waren es dann, für welche der aufgeklärte Absolutismus des 18. Jahrhunderts mit den ständischen Privilegien aufräumte, wozu er in den stehenden Heeren eines Machthintergrunds bedurfte.

Dem neuen Charakter des Staates mit seinen erweiterten Aufgaben entspricht ein geändertes Wehrsystem. Die geworbenen Heere weichen dem Konskriptionssystem. Während jene noch ganz dem Kapitalismus angehören, so wie ja noch heute die eigentlichen Kapitalsvormächte, England und die nordamerikanische Union, dem Werbesystem anhängen, ist die Kon-

-kriptionsarmee bereits ein Vorbote der kommenden Emanzipation der untern Klassen. Der praktische Bahnbrecher für diese Emanzipation war Bonaparte. Seine Siege haben eigentlich erst den Feudalstaat für immer gebrochen. Durch seine Person kam die Macht der Vernunft und der Wirklichkeit über Herkommen und eingebildete Autoritäten zur Geltung, und wenn auch die allgemeine Wehrpflicht nicht erst durch ihn eingeführt wurde, so hat doch er sie faktisch im extremsten Sinne geübt und war er der mittelbare Urheber des Systems in Preußen. Auch Napoleons Politik war im Grunde genommen von der Expedition nach Egypten bis zur Kontinentalsperre eine solche der wirtschaftlichen Interessen Frankreichs. Handelspolitisch ist Napoleon unterlegen. Aber der realistische Charakter, den die Staatenpolitik seit ihm genommen hat, und die Fundierung der staatlichen Macht in den Massen im Wege des Systems der allgemeinen Wehrpflicht bleiben dauernde Erfolge, die in der Geschichte der Zivilisation mit seinem Namen verknüpft sind.

β) Der heutige Militarismus, von der ganzen Presse und daher scheinbar von allen Seiten bekämpft, wird von einer Reihe von Faktoren gestützt, von denen man es sich bei ungenauem Zusehen zum Teil nicht erwarten würde. Die Monarchen, welche, was der Natur der Sache nach unanfechtbar ist, die souveräne Leitung der Heere besitzen, haben sich den Satz, daß ein verlorener Krieg weit mehr Opfer verschlingt, als Rüstungen, die zum Siege führen, im Interesse ihres persönlichen Geltungsbereichs zu eigen gemacht. Das Heerwesen ist die letzte Domäne ihres unbeschränkten Willens; kein Wunder, daß sie an der ständigen Erweiterung desselben arbeiten, zumal sie auch aus dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die äußere Politik, also aus nationalen Gründen, auf die größte Schlagfertigkeit dringen zu müssen glauben.

Die Aristokratie, die in manchen Staaten führende Stellungen im Heere für ihre Familien beanspruchen kann, und die im Heere als dem Hüter der bestehenden Ordnung eine Sicherung ihrer Sonderinteressen gegen die volle Demokratisierung erblickt, solange der Staat selbst noch auf diese Sonderinteressen und nicht auf das Gemeinwohl aufgebaut ist, unterstützt das Bestreben der Dynastien nach Vergrößerung der Wehrmacht, um jedoch in demokratisierten Staaten deren Reihen zu verlassen. Die Kirche, durch rückschrittliche Interessen mit Adel und Dynastien verbunden, ist geneigt, deren Wünschen unter Hintansetzung der christlichen Friedenslehren nachzugeben.

Das Großkapital endlich, von dem der Staat im Wege der riesigen Heeres- und Kreditbedürfnisse abhängig ist, begünstigt die Hypertrophie der Heere. Denn dieselbe verhilft ihren Banken zu manchem schönen Anlehensgeschäft, ihrer Industrie zu riesigen und vorteilhaften Aufträgen. Die Handels- und Gewerbewelt ist besonders bei der Ausgestaltung der Flotten von einer bemerkenswerten „patriotischen Opferwilligkeit".

Alle diese Faktoren sind aber auch für die möglichste Aufrechterhaltung des Friedens, teils weil sie kriegerische Neugestaltungen und die auf Niederlagen folgenden innern Umwälzungen, teils weil sie das Schwanken der Börsen und Märkte fürchten.

Diese Interessengruppen, die heute in Europa die Macht in Händen haben, können um so leichter für die modernen Friedensheere eintreten, als nicht sie, sondern andere Interessengruppen die Lasten des bis an die Zähne bewaffneten Friedens tragen. Die Bemühungen des bürgerlichen Mittelstands, welchen die Geld- und Blutsteuer gleich hart trifft, und des Bauernstands, der besonders unter der Blutsteuer seufzt, die Heereslasten zu vermindern, sind lahm, weil diese Kreise selbst unter dem Banne national-chauvinistischer Leidenschaften stehen. Der Haß der Arbeitermassen endlich, der gegen Staat und Heer sich richtet, ist für die Mächtigen nur ein Grund mehr, das Heer zu verstärken und möglichst viel von ihren Sonderinteressen dem Geist des Heeres einzuflößen.

Erst wenn die Vorherrschaft jener obersten Stände überwunden und der vierte Stand mit dem Staate ausgesöhnt sein wird, wenn also das eingetreten sein wird, was wir oben die Solidarität der staatlichen Gesellschaft mit dem Staate genannt haben, wenn weiter die leistenden Mittelstände in ihr Recht der Arbeit getreten sein werden, wird sich zeigen, daß die Staatswehr eines zivilisierten Volkes nicht den mindesten rückschrittlichen Charakter hat, und daß die Qualitäten des besten Soldaten auch die des besten Staatsbürgers sind. Dann werden auch die Kosten der Heere nach dem bemessen werden, was ihre Existenz tatsächlich wert ist, und wird der Aufwand für die Wehraufgaben mit dem Aufwand für die übrigen zivilisatorischen Bedürfnisse in eine vernünftige Relation gebracht werden.

c) Die Verminderung der Heereslasten.

Für die hiermit angebahnte Reduktion der Heere wird die Erkenntnis fruchtbringend sein, daß nicht nur das Gemeinwohl durch die Riesenheere mehr leidet als gewinnt, sondern daß diese auch in militärischer Beziehung

den Verhältnissen unseres Kulturlebens nicht entsprechen. Gegenwärtig wird die Schlagfertigkeit auf Kosten der Quellen der Wehrkraft übertrieben. Unsere Heere sind auch aus rein militärischen Gründen zu groß zu nennen:

1. In Verbindung mit der durch die Waffentechnik gegebenen Kampfesweise bestimmen die möglichen Kriegsschauplätze nach ihrer Ausdehnung, Gangbarkeit und ihren Hilfsquellen ein Maximum der gleichzeitig in Aktion zu bringenden Kräfte. Sind die Armeen zu groß, dann gelangen bedeutende Teile nicht in die erste Linie und daher nicht zu den für den Erfolg bei der vermutlichen Kürze der künftigen europäischen Kriege entscheidenden Einleitungsschlachten.

2. Die modernen Riesenheere stellen der Leitung und Verpflegung nahezu unlösbare Aufgaben. Manche Staaten haben bei Ausgestaltung ihres Heerwesens das richtige Maß überschritten, so daß kleinere Armeen wegen ihrer größern Operationsfreiheit erfolgversprechender wären.

3. Trotz denkbar größter Belastung des Volkes durch Präsenz- und Waffenübungsdienst leidet die Ausbildung. Der Wert der Massen wird durch ihre taktische Minderwertigkeit in Frage gestellt. Die Ausbildung wird schablonenhaft, die militärische Erziehung des Mannes verschwindet nahezu ganz. Die Ausbilder werden stumpf. Der fortgesetzte Wechsel der Mannschaften erdrückt die Ausbildungslust und -fähigkeit der Offiziere und Unteroffiziere. Dies zeigt sich deutlich an der bedenklichen Übermüdung des Chargenkaders, wo die Ausbildung ernst genommen wird, wie z. B. in Deutschland. Wenn dies in Frankreich weniger deutlich wird, so liegt dies daran, daß man sich dort mit einer sehr oberflächlichen Ausbildung begnügt.

4. Durch Heranziehung aller Wehrfähigen werden bei einer Mobilisierung Wirtschaft und Verwaltung im Rücken des Heeres in Stockung geraten. Dies muß sich schon beim Aufmarsch, noch mehr beim Nachschub und in der Ergänzung der Abgänge fühlbar machen. In den Mobilisierungsplänen geben sich gewiß die Generalstäbe argen Täuschungen über die Leistungsfähigkeit und Willigkeit der Gemeinden, Behörden und Verkehrsanstalten hin.

5. Im Mobilisierungsfalle findet ein plötzlicher Wechsel in der Ernährungsquelle einiger Millionen, ein völliger wirtschaftlicher Umsturz statt. Durch Einberufung ihrer Ernährer werden solche Massen einem Notstand ausgesetzt, daß die Kenntnis dieses Elends den moralischen Wert des Feldheers bedenklich lähmt, was nach den ersten Niederlagen zu Katastrophen führen kann.

Die vorstehenden Bedenken sind von einem Militär und Patrioten im vollen Bewußtsein der Bedeutung militärischer Überlegenheit für die Wahrscheinlichkeit des Sieges und der Notwendigkeit der Sicherung des Staates niedergeschrieben. Diese Bedenken sind gewiß nicht geeignet, das staatswissenschaftliche und strategische Axiom von der Anspannung aller Kräfte für die Wehraufgabe zu erschüttern. Aber sie zeigen, daß es auch hier bloß ein Relatives gibt, und daß auch die scheinbar mathematischen Begriffe der militärischen Überlegenheit Imponderabilien unterworfen sind. Überlegenheit verbürgt den Sieg. Dieses seit Napoleon geltende Prinzip von den stärkern Bataillonen bedarf besonders seit der technischen Komplizierung des Krieges sehr der Korrektur durch erhöhte Beachtung der Qualität der Truppen. Besonders lehrreich ist hier der Kampf Deutschlands gegen die Republik 1871, wo trotz des Fanatismus auf französischer Seite gegen fünf- bis achtfache Überlegenheit gesiegt wurde. Auch die Schweiz machte die übelsten Erfahrungen mit ihren Milizen, als sie sich gelegentlich des Übertritts der französischen Ostarmee auf Schweizer Boden der relativ einfachen Aufgabe der Entwaffnung gegenübersah; und der Orientalische Krieg 1877—78 zeigte die Osmanen den stumpfsinnigen Russen mehrfach überlegen.

Während nun die Möglichkeit der Vermehrung der Kriegerzahl eine beschränkte ist, ist der virtuellen Verbesserung des Heeres keine Schranke gesetzt, wobei eine Vermehrung der Zahl auf Finanzen, Volkswirtschaft und Kultur ungünstig wirkt, eine Hebung des intellektuellen, sittlichen und technischen Niveaus des Heeres aber ein wichtiger Faktor zur Steigerung des politischen und kulturellen Wertes des Volkes werden kann.

Wenn auch in den letzten Dezennien die Technik der Leitung großer Heeresmassen zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht wurde, so ist doch die Ausbildung der Truppen für den Kriegszweck nicht so sehr durch größeren Aufwand an Mühe und Zeit, als vielmehr in der Methode noch sehr verbesserungsfähig. Diese ist durchgehends veraltet, oft nur auf den Schein berechnet, vielfach unkriegsgemäß, manchmal geradezu verkehrt und selbst in Deutschland seit einem halben Jahrhundert stehen geblieben, daher durchwegs reformbedürftig. Ich behaupte als Fachmann, daß die Hälfte unserer Heere, besser ausgebildet, mehr wert und doch billiger wäre, lehne aber den von Militärs mitunter geäußerten Wunsch nach geworbenen Berufsheeren aus soziologischen Gründen prinzipiell ab. Besonders in unserm kapitalistischen Zeitalter darf der Gedanke der allgemeinen Wehr-

pflicht um keinen Preis fallen gelassen werden. Durch die geworbenen Heere würde die Geldaristokratie zur unbeschränkten Herrschaft kommen, womit die Weltherrschaft der Handelsrassen besiegelt wäre.

Die Frage ist nun die, wie bei dem steten Bevölkerungszuwachse unbeschadet des Prinzips der allgemeinen Wehrpflicht die richtige obere Grenze für die Größe der Heere zu finden ist. Man hat dem Wehrpflichtsystem zum Vorwurf gemacht, daß es die Unersättlichkeit der Dynastien und der nationalen Chauvinisten nach Soldaten und Waffenglanz geradezu herausfordere. Allein jenes Prinzip besagt keineswegs, daß alles eingereiht werden muß, was nur halbwegs Waffen tragen kann. Die Reduktion der Heere muß vielmehr dadurch erzielt werden, daß die Tauglichkeitsnormen verschärft werden, was allein schon ein riesiger Gewinn für den qualitativen Wert des Heeres wäre. Gegenwärtig ist der Begriff der Waffenfähigkeit so niedrig gestellt, daß wenige Tage nach der Mobilisierung die Heilanstalten der Kriegsschauplätze von Tausenden zusammenbrechender Schwächlinge überschwemmt sein werden, die nicht mit Wunden, aber mit unheilbaren Leiden ins Friedensleben zurücktreten. Durch eine Verschärfung der Tauglichkeitsnormen wäre die Zahl der Wehrmänner auf einen Gesamtstand von $1^1/_2$—2 Prozent der Bevölkerung zu restringieren.

Freilich würde diese Beschränkung des Waffendienstes auf die wirklich Tauglichen das Prinzip der *allgemeinen* Wehrpflicht und der Gleichheit der Staatsbürger zum Nachteil der gesunden und starken Individuen noch mehr in Frage stellen, als dies ohnehin schon heute geschieht. Durch den Verlust von zwei oder drei Jahren des kräftigsten Mannesalters und durch die spätern Waffenübungen werden die Wehrfähigen in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung geschädigt und in der Familiengründung behindert. In Bezug auf die Fortpflanzung und Lebensstellung hätten die Untauglichen einen riesigen Vorsprung. Dem steht allerdings gegenüber, daß die Tauglichen durch den Waffendienst eine Förderung ihrer Persönlichkeit erfahren oder wenigstens bei vernünftiger und humaner Ausbildung erfahren können. Dies genügt aber nicht zu dem zivilisatorisch gebotenen Ausgleich.

Dieser kann nur dadurch gefunden werden, daß in konsequenter Durchbildung des Begriffes der allgemeinen Wehrpflicht diese von der bloßen Dienstpflicht zu einer allgemeinen Beitragsleistung zur Verteidigung des Staates erweitert wird. Es erfordert daher die Billigkeit und das Interesse der Gesellschaft, daß der Dienstpflicht der Tauglichen eine Wehr-

steuerpflicht der Untauglichen komplementär gegenübersteht. So wie der Wehrmann seine Blutsteuer in jenem Lebensalter leistet, in welchem er körperlich am leistungsfähigsten ist, so muß der Undienstbare die Wehrsteuer in jener Lebenszeit leisten, in welcher er am erwerbfähigsten ist und gegenüber seinen Altersgenossen die Vorteile der persönlichen Befreiung genießt, die er im wirtschaftlichen Kampfe überholen konnte. Er müßte durch eine Reihe von Jahren eine wesentlich höhere Einkommensteuer zahlen als jener, der selbst gedient hat. Hieraus würde auch dem Soldatenstande eine reichliche moralische Unterstützung zufließen. Der Waffendienst, der heute oft als persönliches Unglück empfunden wird, wäre die bevorzugte und stolzere Form, wie Gesunde und Starke die allgemeine Wehrpflicht erfüllen dürfen.*

Wir sehen, daß das Wehrpflichtsystem mit allen Forderungen der Zivilisation in Einklang gebracht werden kann, ohne daß im geringsten jene Bürgschaften aufgegeben werden müssen, welche der Staat als Sozialgebilde der objektiven Gewalt nicht entbehren kann. Die Frage der Heere und ihrer Organisation muß aber auf Grund der soziologischen Einsicht erörtert werden, daß die Gewaltpolitik nie wird ausgeschlossen werden können; ihre Lösung darf nicht etwa von dem Phantom des ewigen Friedens ausgehen.

Durch Kriege werden die internationalen Rechtsverhältnisse von Zeit zu Zeit den tatsächlichen wieder angepaßt. Diese aber ändern sich stets, besonders in unserer Zeit wirtschaftlicher Umwälzungen und kultureller Verschiebungen während der langen Friedensepochen. Bei der Ängstlichkeit des Kapitals und der Furcht der Dynastien, in unglücklichen Kriegen ihren Thron zu gefährden, häuften sich unerledigte Konfliktsanlässe und unbefriedigte Gewaltbedürfnisse. Europa wurde ein politischer Augiasstall, harrend des Herkules, der, ihn zu reinigen, bestimmt erscheinen wird. Je länger kein Krieg war, um so umstürzender muß er schließlich losbrechen. Glücklich das Volk, das seinem Ansturm durch innere Festigkeit am meisten gewachsen sein wird und trotz Friedensdeklamationen vom Thron herab, auf der Börse und in der Presse es nicht unterlassen hat, die Wurzeln der Wehrkraft und die Grundlagen seines Heerwesens zu pflegen.

---

* Vgl. Ratzenhofer „Die Staatswehr, wissenschaftliche Untersuchung der öffentlichen Wehrangelegenheiten", Stuttgart 1882.

37. Der Staatshaushalt.

Der wahre Sozialismus besteht in der Erkenntnis und Betätigung der Idee, daß das Wohl der Individuen durch den Zustand der Gesellschaft bedingt ist, und daß die Individuen nur dadurch allgemeine und wirksame Förderung erfahren können, daß Aufbau und Funktionen der Gesellschaft zweckmäßig gestaltet werden. Das Individuum bleibt also der Zweck aller sozialen Bemühungen. Der Satz, daß der soziale Zustand der wichtigste Faktor individuellen Wohlbefindens ist, darf nie dahin übertrieben werden, daß das wichtigste Organ der Gesellschaft, der Staat, sich Selbstzweck werde. Die vom Staatsbürger zur Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten beigesteuerten Mittel müssen möglichst ungeschmälert gemeinnützigen Zwecken zugeführt werden. Je kleiner die Kosten für die Regie der Staatsgeschäfte sind, je weniger die Staatsmaschinerie tote Last mit sich schleppt, je mehr alle zwecklosen Arbeiten vermieden werden, desto mehr kann von einem zivilisierten Staate gesprochen werden. In jeder Bureaukratie steckt nun die gefährliche Neigung, ihre Funktionen als etwas an sich Wichtiges zu betrachten.

Die einfachste Regierungsform, die Despotie, könnte auch die sparsamste sein, und in der Tat hat die aufgeklärte Autokratie viel Zivilisatorisches geleistet. Doch erliegen ihre Werkzeuge allzu leicht den Versuchungen des Eigennutzes. Bei weitgehendster Autonomie der Länder und Gemeinden scheint der Wille am stärksten, die öffentlichen Ausgaben mit dem Wert der öffentlichen Leistungen in Übereinstimmung zu bringen. Doch zersplittern hier die Kräfte und fehlt in kleinlichen Verhältnissen Einsicht und Fähigkeit, zweckmäßig in die sozialen Verhältnisse einzugreifen, denen nur durch großzügige Maßnahmen beizukommen ist, die sich auf den ganzen Raum, in dem die gleichen Verhältnisse herrschen, erstrecken müssen. Im modernen Rechtsstaat endlich wird von einer Zentralgewalt, die einer sozialen Autorität, der Volksvertretung, Rechenschaft schuldig ist, eine weitverzweigte Beamtenorganisation zu der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten und der Verwendung der öffentlichen Mittel verwendet.

Diese Regierungsform läßt bei zivilisatorischem Geiste die Gefahren aller Bureaukratie noch am leichtesten bekämpfen. Diese Gefahren sind: Pedanterie, welche die Form über das Wesen stellt, Bequemlichkeit, welche sich hinter Kompetenzbedenken und formalen Schwierigkeiten verbirgt

Wichtigtuerei, welche zwecklose Ämter schafft und erweitert, Unfähigkeit, welche statt Handlungen und Entscheidungen nur Erhebungen und Berichte zustande bringt, vor allem aber ein unpraktischer Geist und das Bestreben, am grünen Tische zu verbleiben und werktätiges Zugreifen, Selbstsehen und Selbstbesorgen zu verachten und zu vermeiden. Weiter haften der Beamtenregierung die Mängel an, daß die wirtschaftliche Entschlußkraft der Bevölkerung durch behördliche Bevormundung gebunden wird, und daß die mittlern Staatsanstellungen mit ihrer regelmäßigen, verantwortungslosen und sicher bezahlten Tätigkeit zum Nachteil der schaffenden Berufe die begehrtesten Lebensziele werden. Noch überboten werden diese Nachteile, wenn die gesellschaftlichen Schäden darum geduldet und unterstützt werden, weil einzelne für sich oder ihre Interessengenossen aus der allgemeinen Misère einen Sondervorteil erhoffen. In dieser Beziehung haben manche Volksvertretungen schwere Schuld auf sich geladen.

Haben wir im vorigen Abschnitte nachgewiesen, daß der Individualismus und der Antagonismus gegen den Staat schuld daran tragen, daß die Bürger Millionen für die Organe der Exekutive zahlen müssen, um ihre eigenen Exzesse im Zaum zu halten, so verschulden die Staatsbürger weiter dadurch, daß sie sich auf alle nur erdenkliche Art der Zahlung zu entziehen suchen, daß sie noch doppelt so viel bezahlen müssen. Jeder Taler, der in den Staatssäckel fallen soll, erfordert einen zweiten Taler zur Entlohnung jener Organe, die den ersten dem Bürger mühselig entreißen. An den beispiellosen Kosten der Finanzverwaltung und des Steuerdienstes läßt sich rechnerisch beweisen, wieviel es einem Volke kostet, sich nicht mit dem Staate zu identifizieren.

38. Die Volkswirtschaft.

Die wirtschaftliche Tätigkeit der Menschen beruht auf den primärsten und darum heftigsten Trieben, die sich innerhalb der jeweils vorliegenden Sachlage mit derart unwiderstehlichem Zwange zur Geltung bringen, daß es der wissenschaftlichen Nationalökonomie und der praktischen Handelspolitik gelungen ist, mit dem wirtschaftlichen Prinzip als einer blind und sicher waltenden Naturkraft ähnlich der Schwerkraft oder Trägheit zu rechnen und ihre Wirkungen, z. B. die Resultate von Zinsfußänderungen oder Ausfuhrverboten und dergleichen, vorherzubestimmen, so wie die Physiker mechanische Wirkungen berechnen können. Weil aber in der Zeit der Verkehrswirtschaft die wirtschaftliche Tätigkeit aller völlig von der der Umwelt

abhängig ist, ist durch Steuer- und Zoll-, Verkehrs- und Produktionspolitik usw. eine Einflußnahme auf die Volkswirtschaft nicht nur möglich, sondern wird auch faktisch seitens der sozialen und politischen Autoritäten tiefgreifend geübt. Ja die praktischen Maßnahmen auf dem Gebiete des Geld- und Kreditwesens seitens der Staaten und der großen Banken sind das beste Beispiel, wie soziale Erscheinungen von unbezweifelbar naturgesetzlicher Notwendigkeit durch Akte individuellen Willens beeinflußt werden können.

Es ist nun die Charakteristik der Produktion im Zeitalter des Verkehrs und des Kapitalismus, daß sich eine scharfe Scheidung der Wirtschaftsgebiete in solche mit vorwiegender Industrie und solche mit vorwiegender Rohproduktion vollzieht. Die höchstkultivierten Länder Europas, die nordamerikanische Union, ferner Japan wurden Industriestaaten; die übrige Welt liefert im internationalen Austausch im allgemeinen Rohprodukte. Da nun die Interessen des Handels und der Industrie einerseits und der landwirtschaftlichen Rohproduktion anderseits auseinanderlaufen, trägt jene Scheidung die Tendenz in sich, sich immer mehr zu verschärfen, weil in jedem Staate jene Produktionskreise, die an sozialer Macht das Übergewicht erlangt haben, durch Betreibung ihrer Forderungen die Lage der andern Partei erschweren. Es haben insbesondere die Industrieländer im Bestreben, ihre Produktion zu verbilligen und ihre Erzeugnisse hierdurch konkurrenzfähig zu erhalten, den Import von Lebensmitteln und Rohprodukten begünstigt, so daß ihre Landwirtschaft in eine prekäre Lage geriet, vielfach unrentabel wurde, nicht mit voller Intensität betrieben wird, und für den Fall, daß infolge von Krieg oder andern Ereignissen die fremde Zufuhr ausbleibt, nicht mehr genügt, die heimische Bevölkerung zu ernähren.

Erinnern wir uns nun daran, daß in künftigen Zeitaltern ein Zufluß ausländischer Lebensmittel nicht mehr zu erwarten ist, daß vielmehr Nahrungsmittel und Rohprodukte, von spezifischen Erzeugnissen mancher Klimate abgesehen, in den Entstehungsländern verbraucht werden dürften, so erkennen wir, daß den Industrieländern schwere Krisen bevorstehen. Wenn einst die Wohnräume voll besetzt sein werden, die ausländischen Märkte ebenso für die Aufnahme von Industrieprodukten wie für die Abgabe von Rohprodukten geschlossen sind, werden die europäischen Staaten vor der Notwendigkeit stehen, im Innern ihrer Volkswirtschaft ihr Genüge zu finden, und wenn sie auf diese schon heute erkennbare Situation

sich nicht vorbereiten, wird die plötzliche Umwälzung eine Katastrophe der Übervölkerung bedeuten.

Daraus ergibt sich für den national und zivilisatorisch Denkenden eine bestimmte Stellung zu dem die Volkswirtschaft beherrschenden Gegensatz zwischen agrarischen und kapitalistischen Interessen: schon heute sind alle jene Maßregeln zivilisatorisch, welche der allgemeinen Rückstauung des Verkehrs Rechnung tragen und der künftig notwendigen Harmonie der Produktion entgegenkommen. (Vgl. oben Seite 16 und Seite 100 f.)

Die Hoffnung, die notwendigen Nährstoffe auf chemisch-synthetischem Wege aus anorganischem Material herstellen zu können, ist nach dem heutigen Stande der Wissenschaft eine unbegründete. Es gilt darum, die Agrikultur zu erhalten; denn ist sie einmal ruiniert, so läßt sich dieselbe nicht so wie eine Industrie aus dem Boden stampfen. Es gilt den landwirtschaftlichen Berufsstand lebendig zu erhalten; denn nach seiner Vernichtung wird es unmöglich sein, ihn neu zu schaffen, weil er persönliche Qualitäten der Bevölkerung erfordert, die nur in der Generationenfolge der Landbebauer zur Erscheinung kommen können. Es muß darum, und sei es selbst auf Kosten anderer Erwerbskreise, die ihre für die Allgemeinheit minder wichtigen Interessen heute vernehmlicher zur Geltung zu bringen wissen, durch eine weitsichtige Meliorationspolitik, durch Hebung des landwirtschaftlichen Bildungswesens und durch Zollschutz der Landwirtschaft die Rentabilität zurückgegeben werden.

Dem heutigen Stande der Wissenschaft gegenüber erscheint unsere Wirtschaft, welche die Aufgaben der Aufforstung, der Wildbachverbauung und der Chemie des Bodens vernachlässigt und aus der Einsicht in den Zusammenhang zwischen Bodenbedeckung und den meteorologischen Verhältnissen keine praktischen Folgerungen zieht, als ein gewissenloser Raubbau, der aus der Verkarstung des Balkans, der Erschöpfung Italiens und Spaniens, der Verwüstung Nordafrikas nichts gelernt hat. Auf dem Gebiete der Erhaltung und Steigerung des Bodenertrags ist unsere Technik ganz steril geblieben, weil die verfügbaren Mittel bloß den rasch reifende Früchte bringenden Investitionen der Industrie und des Verkehrs zufließen. Es muß aber dem ungesunden Zustande ein Ende gemacht werden, daß die wichtigste Produktion noch immer nach den veralteten und unwissenschaftlichen Methoden unserer Vorfahren betrieben wird, daß die Erzeuger des Notwendigsten selbst vom Notwendigsten entblößt sind, daß jener Stand, der nach seiner der Gesundheit zuträglichsten Wohn- und Beschäftigungs-

weise berufen ist, das Reservoir für einen steten Zufluß frischen gesunden Blutes im Kräfteverbrauch der Rassen zu sein, durch wirtschaftliche Not, Alkoholismus und Indolenz selbst den Charakter des Niedergangs annimmt.

Um diese Maßregeln zu treffen, muß ein starker Staat das Interesse künftigen Gemeinwohls vor dem Individualismus der Gegenwart schützen. Der Individualismus wird aber insoweit stets die Grundlage der sozialen Struktur bilden, daß die Volkswirtschaft auf dem Selbsterhaltungstrieb und dem Eigennutz konkurrierender Individuen aufgebaut bleibt. In der sogenannten sozialen Frage werden heute die Denker vorwiegend noch von naturrechtlichen Vorstellungen beherrscht. Allein die a priori erfaßten Ideen von einem Recht auf Versorgung, auf das Existenzminimum, einem Recht auf Arbeit und dergleichen, finden in einer der Wirklichkeit zugekehrten Soziologie keinen Platz. Diese kann jedem Menschen nur jene Stelle zuerkennen, die er im Daseinskampf zu behaupten weiß. Die erwähnten Postulate laufen stets auf eine Vergewaltigung der erfolgreich Arbeitenden durch die unnützen Mitglieder der Gesellschaft hinaus. Aber eine solche Struktur der Gesellschaft ist möglich, daß dem erfolgreich Arbeitenden durch das Recht der Erfolg gesichert bleibt. Das Prinzip der Selbsthilfe für die Arbeitsfähigen schließt indeß eine humanitäre Fürsorge für die Arbeitsunfähigen nicht aus.

---

39. Rückblick und Ausblick.

Das große Gesetz des Universums wie der Menschheit ist die ewig fortschreitende Individualisierung. Auf dem Entwicklungstriebe der Urkraft, die als inhärentes Interesse in allen ihren Gebilden waltet, beruht der unübersehbare Gestaltenreichtum der Natur und die Differenzierung der Lebewesen in zahllose Gattungen, Rassen und Charaktere. Bei den Menschen zumal, wo die Entwicklung vorzugsweise in einer Differenzierung der Intellekte besteht, ist die Möglichkeit einer unbegrenzten Individualisierung gegeben. So strebt der Mensch anlagegemäß nach Befriedigung seiner Bedürfnisse und modifiziert seine Anlagen unersättlich im Sinne einer möglichsten Ausnutzung der Lebensbedingungen. Ihre Schranke findet die Individualisierung in der Umgebung der Individuen, von der

sie abhängig sind, und an die sie sich anpassen müssen, wenn sie nicht untergehen wollen.

Das Tier findet diese Schranke in seinem Instinkte vorgezeichnet, so daß es schmerzlos seine Individualisierung auf das unmittelbar Durchführbare beschränkt. Dem Menschen mit seiner intelligibeln Freiheit fehlt ein absolut zwingendes Bewußtsein dieser Schranke. Er stößt daher mit seiner Begehrlichkeit zu seinem Leide stets an dieselbe, versucht aber auch mit Erfolg, sie weiter hinaus zu schieben. Vermöge jener Freiheit schweift sein Wille ins Ungemessene. Er kann sich über jene Schranke intellektuell erheben, er kann aber auch, dieselbe verachtend, in Verirrungen versinken, vor denen das Tier bewahrt bleibt. Je höher er sich zur Freiheit des Wollens entwickelt, desto bitterer fühlt er jene Schranken. Dies sind die Naturgesetze, die der Mensch nicht ändern kann, die Notwendigkeiten seiner physischen Existenz und die sozialen Notwendigkeiten der Koexistenz vieler Genossen. Die Geschichte der Menschheit ist ein ewiger Kampf zwischen dem individualisierenden Streben der einzelnen und dem sozialisierenden Zwang der Umgebung.

Dann, wenn die Individualisierung die naturgesetzlichen Notwendigkeiten und die gegenseitige Abhängigkeit aller Geschöpfe beachtet, dann nennen wir sie gesund und sittlich. Sie fördert mit der Persönlichkeit auch den Gemeinnutz. Dann aber, wenn die Individualisierung um ihrer selbst willen geschieht und die soziale Notwendigkeit mißachtet, ist sie unsittlich. In diesem Falle ist sie aber auch ein vergeblicher Kampf, indem sich die soziale Notwendigkeit nach Elend und Not, Krisen und Kriegen doch wieder durchsetzt, so daß das Ergebnis beider Individualisierungsrichtungen schließlich das Gleiche ist. Weil aber die gesunde Individualisierung schwach ist, Erkenntnis und Beherzigung sozialer Notwendigkeiten selten zu finden sind, hat die selbstsüchtige Individualisierung den Hauptanteil an der menschlichen Entwicklung.

Die geschichtlichen Persönlichkeiten sind meist Individualitäten der selbstsüchtigen Richtung. Gleichwohl haben sie die Entwicklung, wenn auch nur unter einem Meer von Jammer, gefördert. Selten sind sie Helden einer von Anbeginn dem Gemeinnutz zugewendeten Bewegung. Dies geht so weit, daß man gemeiniglich nur der selbstsüchtigen Persönlichkeit Heldentum zuschreibt und dem gemeinnützig wirkenden Helden vergißt, daß er nicht nur wie jener gegen die feindliche Umgebung, sondern auch gegen sich selbst kämpfen und siegen muß. Zu diesen Helden des Gemeinnutzes

zählten die Religionsstifter, vor allem Christus, der das Judentum in sich überwand.

Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß bei der wachsenden innigen Verflechtung aller Interessen, die jede Ausschreitung der Selbstsucht der Umgebung schmerzlicher fühlbar macht, und der steigenden soziologischen Einsicht die Erkenntnis von dem Wertunterschied dieser beiden Individualisierungsrichtungen emporddämmert und daß die gemeinnützige Individualisierung die Führung übernimmt, indem sich die Gesellschaft gegen die Selbstsucht mit Erfolg zur Wehr setzt. Es ist bereits ein Schritt in dieser Richtung, daß die kriegerische Selbstsucht den führenden Rang an die wirtschaftliche Selbstsucht abtreten mußte, die ihr Streben auf Arbeit und sozial anerkannten Besitz stützt. In der Zeit des Rechtes der Arbeit wird das auf Arbeit gestützte selbstsüchtige Streben schließlich mit dem gemeinnützigen Streben zusammenfallen, und jede große Persönlichkeit gewinnt hierdurch eine sozialistische Tendenz. Der Soziologe erhofft nicht von einer utopistischen Umwandlung des Menschengeschlechts die Erfüllung der Zivilisation, sondern von einer vernunftgeleiteten Entwicklung der ewigen realen Interessennatur der Menschen.

Schon heute ertönt, von dem furchtbaren Zwange der sozialen Abhängigkeit aller Klassen erpreßt, der Ruf nach Gemeinwohl. Dieser Ruf wird besonders dadurch verstärkt, daß die Massen, früher stumpfsinnig sozialisiert, jetzt im Verkehr selbst strebende Persönlichkeiten geworden sind, die ihren Bedürfnissen Ausdruck, ihren Forderungen Nachdruck geben. Von den Massen und ihrer Macht wird das Schlagwort von dem öffentlichen Wohle ausgegeben, obwohl unter ihnen nur selbstsüchtige Individualisierung herrscht, eine gemeinnützige höchstens in den intellektuellen Spitzen zu finden ist. Aber diese Massenindividualisierung ist notwendig, wenn der bewußte Sozialismus sich durchsetzen soll. Nur aus den bittern Erfahrungen der Selbstsucht kann Gemeinnutz erwachsen. In diesen bittern Erfahrungen wird der Drang nach Entwicklung der Persönlichkeit und freiem Ausleben Schiffbruch leiden, in welchem heute der armseligste Herdenmensch Nietzsches Übermenschentum für sich in Anspruch nimmt. Es wird die Vorstellung von der Ungleichheit der Menschen wieder erstehen und ohne Bitternis hingenommen werden. Die Mittelmäßigen werden belehrt, daß sie sich dem Sozialwillen unterwerfen müssen, wenn sie bestehen wollen, und die Hervorragenden werden belehrt, daß sie geehrt und erfolgreich nur streben können, wenn sie den Gemeinnutz respektieren.

Man hat dem Sozialismus und der mißverstandenen Gattungsethik vorgeworfen, daß die Unterwerfung unter die soziale Notwendigkeit die Individualität erdrückt und die Kulturnationen auf den Standpunkt der Chinesen zurückwerfen will. Dies ist deshalb nicht zu fürchten, weil die europäischen Nationen in ihren Anlagen bereits einen Grad der Individualisierung erreicht haben, der sie vor stumpfsinniger Ergebung dauernd bewahrt und sie stets veranlassen wird, gegenüber der Knechtung zur Gewalt zu schreiten. Wenn die allgemeine Seßhaftigkeit und die Rückstauung des Verkehrs keine Expansion mehr zuläßt, wird sich die arische Individualisierung um so intensiver der Vertiefung und Vervollkommnung der Lebensführung zuwenden. Es wird sich die Individualisierung in den Dienst des Gemeinnutzes stellen, weil sich zeigt, daß das Gedeihen der Individuen am sichersten im Rahmen der sozialen Notwendigkeit gegeben ist. Aus dem stumpfsinnigen Sozialismus der Urzeit wird sich so nach einer Phase des selbstsüchtigen Individualismus durch die schlimmen Erfahrungen desselben der bewußte Sozialismus entwickelter Individualitäten ergeben.

Die zivilisatorische Entwicklung entscheidet den Kampf zwischen Individualismus und Sozialismus nicht mit dem Untergange eines dieser beiden Prinzipien, was zum stumpfsinnigen Sozialismus der Chinesen oder zum blutrünstigen Individualismus der Neger führen müßte, sondern in der Versöhnung beider Prinzipien, indem die Persönlichkeit die Vervollkommnung der Gesellschaft als Zweck und Ruhm ihrer Tätigkeit ansehen wird.

Wenn auch das Resultat der soziologischen Forschung ist, daß der Rassenbegriff nur in seiner weitesten Auffassung eine wissenschaftliche Anwendbarkeit hat, so muß doch hier bei einer überblickenden Beurteilung der sozialen Entwicklung seiner gedacht werden. Wie bereits gezeigt, liegt die soziologische Eigenart der europäischen Arier in einer kräftigen Individualisierung, die stets nach mehr oder weniger Kämpfen in einer Sozialisierung mündet. Obgleich hiermit für die Arier eine zivilisatorische Entwicklung gegeben ist, so ist doch das Schicksal der Zivilisation noch nicht gesichert; denn die übrigen Rassen erlangen durch die Zahl der Individuen, sowie durch die Räume, welche sie bewohnen, fühlbaren Einfluß.

Nun zeigen aber die zur Zivilisation notwendigen Anlagen sich bloß in den arischen und den von ihnen durchsetzten Rassen. Die dunkeln Rassen, teils im Aussterben begriffen, teils expansionsunfähig auf die

heißen Zonen beschränkt, spielen keine Rolle. Wohl aber wird die Zivilisation durch die zwei andern Hauptthypen von Rassen gefährdet:

a) Die chinesisch-mongolische Rasse wird bei ihrer Proliferation und ihrer durch Rußland vermittelten Verschmelzung mit dem Slawentum schließlich auf Europa einen Vermischungseinfluß und Populationsdruck ausüben. Wird Europa slawisch, dann ist zu besorgen, daß es auf die monotone Individualitätslosigkeit von Innerasien auf Jahrtausende zurückgeworfen wird, bis die Gunst der europäischen Lebensbedingungen neuerlich seine Bewohner zu kriegerischen Persönlichkeiten emporbringt. Da von den Asien ähnlichen Verhältnissen Amerikas eine Fortentwicklung der Persönlichkeit nicht zu erwarten, vielmehr eine Verflachung zu befürchten ist, ist die Erhaltung des germanisch-romanischen Charakters Europas eine Lebensfrage der Zivilisation. Hierzu reicht aber die kulturelle Behauptung nicht aus, sondern nur die kriegerische Niederwerfung Rußlands und die Zertrümmerung seines Reiches, wobei die Wiedererrichtung Polens in Betracht kommt. Die Stellung der Germanen zu den Slawen wird übrigens durch die kommende Stauung des Verkehrs eine günstigere werden, weil mit dieser der Zug der Bevölkerung nach Westen und auch die slawische Schleichinvasion erlöschen.

b) Die zweite gefährliche Rassenrichtung ist die der Juden und der Handelsrassen des Orients einschließlich der in Ungarn herrschenden Magyaren. Diesen Völkern mit kräftigster Individualisierung, mit starkem Gesellschaftsverband, jedoch ohne jeden gemeinnützigen Trieb für jene Gemeinschaften, in denen sie leben, ist natürlich die Untergrabung des Rassenwerts, der sittlichen und Charakterstärke aller andern Nationen zum Zwecke bequemer Beherrschung und Ausnutzung erwünscht. Der Zeitgeist des Verkehrs, des Kapitals, des praktischen Christentums oder der Humanität, ferner das Empordrängen der Massen und der Untergang des kriegerischen Adels ist ihren Interessen dienlich, und gerade die ungeschickt-rohe antisemitische Bewegung ist es, welche, nicht von Gemeinnutz, sondern von nackter Selbstsucht diktiert, den Juden moralische Teilnahme im Kampfe zuwendet. Durch die Friedens- und Antiduellbewegung, durch die Abschwächung aller Äußerungen öffentlicher und privater Gewalt ist der arische Geist bereits bis ins Mark getroffen, und in der führenden Stellung der der Börse dienenden Presse zeigt sich der Triumph der Juden über die andern Rassen. Darum ist die Frage der Überwindung des Judentums die Frage der Zukunft der Menschen, einschließlich der Juden selbst.

Diese Überwindung ist um so schwieriger, als es sich nicht etwa, wie der Antisemitismus glaubt, um eine Überwindung äußerer Feinde handelt, wie bei der gelben Gefahr, sondern um einen Feind, der sich in die arischen Völker eingenistet und diese selbst vergiftet hat. Existenz und Wirksamkeit der Juden befördern nämlich bei ihren Wirtsvölkern jene Schwächen, aus denen die Handelsrasse ihren Vorteil zieht, und läßt jene Funktionen verkümmern, zu deren Besorgung das Judentum sich drängt, so daß das Volk schließlich ohne seine Juden gar nicht mehr leben kann. Darum muß der Kampf gegen das Judentum bei den Nichtjuden beginnen; der Sieg ist nur bei sittlicher Erneuerung möglich, in deren Folge das Judentum mangels nährenden Bodens als solches absterben muß. Die einzelnen Juden würden dann durch Assimilation und Vermischung aufgesaugt werden.

Es muß aber der jüdische Geist, dieser Feind gemeinnütziger Gewalt und heilsamer Strenge, niedergerungen werden, bevor die gelbe Gefahr akut wird, sonst fehlt zu deren Abwendung die Kraft. Vielleicht, daß der harte Wettbewerb mit Amerika, die Rückstauung des Verkehrs und die nationale Integration den europäischen Völkern diese innerliche Erneuerung ermöglicht. Hierzu bedarf die arische Rasse vor allem eines Religionsstifters oder Reformators, der sie von dem dogmatischen und asiatischen Charakter der herrschenden Konfessionen, also von Israel und von Rom, befreit, um aus der Ahnung des Zusammenhangs von Individuum und Unendlichkeit reine Quellen ethischen und transzendentalen Empfindens zu erschließen und die Ideen der sozialen Entwicklung zu Idealen menschlicher Sehnsucht zu machen. Dann kommen die Persönlichkeiten der politischen Tat gewiß, welche jenen Ideen zur Wirklichkeit verhelfen. Hinter ihnen schart sich dann, dem Gemeinnutz gewonnen, der freien Sozialisierung selbstbewußt hingegeben, individuell mannigfaltig abgestuft, die zivilisatorisch organisierte Masse.

Sachregister.

Abrüstung, 214 ff.
Absolute Feindseligkeit, 12.
Adel, 65, 114, 135 f., 157, 178.
Agrarfrage, 221 f.
Allgemeines Wahlrecht, 166.
Allgemeine Wehrpflicht, 207 ff., 216 f.
Altruismus, 116, 169.
Anarchie der Wirtschaft, 92.
Anarchismus, 159, 167, 181.
Anlagen, ererbte, 34 ff., 135.
„ erworbene, 49 ff.
„ krankhafte, 60 ff., 67, 197 f.
Anpassung, 48 ff., 68.
Antiduellbewegung, 137, 227.
Antisemiten, 114, 131.
Arbeiter, s. Sozialdemokratie und Soziale Frage.
Arbeitsrassen, 47.
Arbeitsteilung, 21.
Aristokratie, s. Adel.
Ärzte, 197.
Auslese, 68 ff., 49, 88.
Autorität, 144, 210 f., 65 ff.

Barbarei, 22, 116.
Barbaren, 35.
Barbarisches Zeitalter, 14.
Begriff der Rasse, 37.
Begriff der Soziologie, 1 f.
Berufsschichtung, 179.
Berührung verschiedener Anlagen, 74 ff.
Bewaffnete Macht, 206 ff.
Blutsteuer, 214, 218.
Bodenplastik, 29 f.
Bureaukratie, 219 f.

Chinesen, 35, 47, 77, 171, 227.
Christentum, 115, 131, 172.

Daseinskampf, 68 ff., 187.
Dienstbare Rassen, 47, 69.
Differenzierung, 154.
Diluvium, 27.
Donaureich, 109 f., 149.
Dualismus, 10, 52, 174.
Duell, 109, 137.
Dynastie, 138, 143 ff., 167 f., 179, 187 f.

Egoismus, 169.
Ehe, 120 ff., 191 ff.
Eigentum, 105.
Eiszeiten, 27 f.
Emanzipation, 123, 193.
Entwicklungsprinzip, 9 f., 155.
Ererbte Anlagen, 34 ff., 135.
Erworbene Anlagen, 49 ff.
Erziehung, 53 ff., 117, 122, 191.
Ewiger Friede, 108, 211 ff.
Exekutive, 207 ff.

Familie, 116 f., 120 ff., 190 ff.
Fauna, 32.
Fingierter Rassenzusammenhang, 57 f.
Fortschritt, 155 ff., 158, 186.
Frauenemanzipation, 123, 193.
Freie Liebe, 96, 192.
Freiheit, 93 f., 158 f., 160, 162, s. auch Willensfreiheit.
Freisinn, 130, s. Liberalismus.
Friedensidee, 108, 211, 227.
Fruchtbarkeit, 29.

Gattungsinteresse, 18.
Gedankenfreiheit, 20.
Geologische Perioden, 27.
Germanen, 44 ff.
Geschichtsphilosophie, 3 f.
Gesellschaft, 151.
Gesellschaftsschutz, 302.
Gesellschaftsverband, 143.
Gesetzlichkeit, 10 f., 185.
Gewalt, 105 ff., 138 ff., s. auch Objektive Gewalt.
Gewässer, 31.

Glaubensformel, 111.
Gleichberechtigung der Frauen, 123.
Gleichheit, 93, 165 ff., 178.
Gleichheitstheorie, 35.
Greisenalter, 56, 194.
Großstadt, 164 f.

Handel, 91, 95, 178.
Handelsrassen, 69, 126, 227.
Harmonie der Produktion, 16, 96, 100 f., 134, 222.
Harmonie zwischen Anlagen und Umwelt, 37, 56 f.
Heerwesen, 136, 207 ff.
Heilkunst, 197 f.
Hellas und Rom, 44, 85, 163.
Herrenrassen, 47, 68 f., 107.
Herrschende Ideen, 78 ff.
Homosexualität, 196.
Humanität, 108, 110, 197.
Hygiene, s. Volkshygiene.
Hypertrophie des Verkehrs, 100 f., 134.

Idee, 78 ff., 86 f., 141 ff.
Imponderabilien, 76, 162.
Individualinteresse, 18.
Individualismus, 12, 73, 117, 153, 159, 192, 198, 210, 223.
Industrialismus, 221.
Instinkt, 19 f., 156, 158, 163.
Integration, 154.
Intellekt, 23, 50.
Intelligible Freiheit, 23 ff., 51, 87, 184.
Inzucht, 63 ff., 73, 85, 135.

Juden, 70, 126 ff., 166, 227.
„ Geschichte der, 127 ff.
„ Zukunft der, 134, 177, 179.

Kapitalismus, 15, 92, 99, 176.
Kastenwesen, 65.
Katastrophen, 34, 80, 95, 157, 186.
Katholische Kirche, 112 ff., 122, 131 f., 171 ff., 192.
Kausalität, 10 f.
Kelten, 43.
Kindheit, 53.
Klassenbewegung, 58, 94, 145 ff.
Klassenstaat, 140.
Klerikalismus, s. Katholische Kirche.
Klima, 28 f.
Knaben- und Mädchenalter, 55.
Kolonien, 82, 103.
Konfession, 23, 59, 110 ff., 131, 160, 169 ff.
Konservatismus, 155.
Konskriptionsheer, 212.
Kontakt, 72 ff., 156.
Kosmopolitismus, 70, 91, 94, 108.
Krankhafte Anlagen, 60 ff., 67, 197 f.
Krieg, 107 f., 139, 211 ff., 218.
Kriegerisches Zeitalter, 14.
Kunst, 23, 118.
Kurzköpfe, 27.

Landwirtschaft, 157.
Langköpfe, 27.
Liberalismus, 130, 140 f., 158, 160, 187, 204 f., 208.

Magyaren, 110, 146, 149, 164, 187 f., 210.
Materialismus, 171.
Militarismus, 109, 210 ff.
Mischung der Anlagen, 53 ff., 87.
Mobilisierung, 215.
Modifikation der Anlagen, 53 ff., 87.
Monismus, 11, 26, 38, 51 f., 81, 86, 116, 142, 162, 174 f.
Monogamie, 124, 191 ff.
Monroedoktrin, 109.
Moral, 170.

Nation, 147 ff.
Nationalität, 66, 103, 125, 149.
Naturgesetze, 10 f.
Nordamerika, 104, 109 f., 165, 227.
Notwendigkeit, soziale, 141, 159, 162, 224.

Objektive Gewalt, 140 f., 158, 164, 175, 207.
Obstruktion, 154.
Ökonomisches Prinzip, 21.
Ordnung, s. Soziale Ordnung.
Orientalische Frage, 109.
Österreich, s. Donaureich.

Papsttum, s. Katholische Kirche.
Persönlichkeit, 18, 118, 162, 168.
Politik, 21, 89.
Politisches Interesse, 19.
Polizei, 210 f.
Positivismus, 7, 86, 157, 162, 174 f., 183.
Priesterschaft, 112 f., 169 ff.
Privatleben, 89, 115 ff., 191.
Protestanten, 113, 171 ff., 192.
Pubertät, 56.

Radikalismus, 155.
Rasse, 35 ff., 65, 112, 124 ff., 226.
„ Begriffsbestimmung der, 37.
Rassenzucht, 74, 199 f.
Rassetheorien, 73, 85.
Recht auf Arbeit, 223.
Recht der Arbeit, 95, 98, 223.
Rechtswesen, 202.
Reduktion der Heere, 214 ff.
Reformation, s. Protestanten.

Religion, 18, 110, 112, 170, 173.
Renegaten, 58.
Ritualmord, 133.
Rom, s. Hellas und Rom.
Römische Kirche, s. Katholizismus.
Römisches Recht, 202.
Rückschritt, 155 ff.
Rückstauung des Verkehrs, 147, 157, 161, 222, s. auch Seßhaftigkeit.

Schiedsgerichte, 108.
Sektenwesen, 114.
Selfmademan, 137.
Semiten, 42, s. Juden.
Seßhaftigkeit, allgemeine, 16, 104, 147, 175 f., 221 f., 226.
Sittengesetze, 170, 175.
Slawen, 46, 227.
Sozialdemokratie, 93 ff., 146.
Soziale Frage, 95, 98, 223.
Soziale Notwendigkeit, 141, 159, 162, 224.
Soziale Ordnung, 160, 168 ff.
Sozialer Urzustand, 13, 19.
Sozialgebilde, 120 ff.
Sozialinteresse, 19.
Sozialismus, 153, 198, 219, 225.
Sozialwille, 26, 84.
Soziologische Erkenntnis, 2.
Soziologisches Problem, 1.
Staat, 14, 96, 106, 139 f., 147, 165.
Staatsgrundgesetze, 203.
Staatshaushalt, 219 ff.
Staatswehr, s. Heerwesen.
Stabilisierung der Wirtschaft, 16, 100, 176.
Stadiengesetz, 171.
Städtegründung, 104.
Strafrecht, 110, 204 ff.
Strategische Lage, 33.
Strebertum, 179 ff.
Studiendauer, 194.

Tertiärzeit, 27.
Theokratie, 113, 132.
Todesstrafe, 207.
Toleranz, 160, 173.
Tradition, 57 ff., 136.
Transzendentalinteresse, 18, 58, 110 f., 114 f., 169 f., 228.
Tyrannei, 169.

Überlieferung, 57.
Umwelt, 49 ff.
Ungarn, s. Magyaren.
Ungleichheit der Menschen, 165, 178.
Unterrichtsordnung, 194.
Urehe, 120, 190.
Urrassen, 37.
Urzustand, 13, 19, 156, 158.

Verbrecher, 205 ff.
Vereinigte Staaten, s. Nordamerika.
Vererbung, 35.
Verkehr, 89 ff., 176.
Verkehrshindernisse, 33.
Verkehrsverhältnisse, 32.
Vermischung, 63 ff., 134 f.
Volkshygiene, 141, 196 ff.
Volkswirtschaft, 220 ff.

Wahlrecht, 166.
Wehrpflicht, 207 ff., 216 f.
Wehrsteuer, 217 f.
Weltverkehr, 15, 91, 176.
Willensfreiheit, 23 ff., 51, 87, 143, 156, 158, 183 f., 224.
Wirtschaft, 89 ff.
Wohnraum, 27 ff.

Zeitalter der allgemeinen Seßhaftigkeit, 16, 104, 141, 147, 175, 221 f., 226.
Zeitalter der schwindenden Lebensbedingungen, 17.
Zeitalter der sozialen Entwicklung, 13.
Zeitalter des Kapitalismus, 15.
Zeitalter des Weltverkehrs, 15, 160.
Zionismus, 132.
Zivilisation, 22, 107, 116, 141, 149, 154, 162, 165, 226.
Züchtung von Anlagen, 199 ff.
Zufall, 11.
Zwang, s. Gewalt, 141, 158 ff., 162 ff.
Zweikampf, s. Duell.
Zwischenhandel, 92, 100 f.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21286 6906